P.o. germ. 516 m/2

<36626339560016 S
<36626339560016
Bayer. Staatsbibliothek

18 136

Lith. von Fischer. Gedr. bei J. Rauh.

„Le diner du peintre Casanova." Radirt von ihm selbst.

Kleine
Wiener Memoiren:

Historische Novellen, Genrescenen, Fresken, Skizzen, Persönlichkeiten und Sächlichkeiten, Anecdoten und Curiosa, Visionen und Notizen

zur

Geschichte und Characteristik Wien's und der Wiener,

in älterer und neuerer Zeit.

Von

Franz Gräffer,

(Inhaber der goldenen Schriftsteller-Medaillen des Kaisers von Österreich und des Königs der Franzosen.)

Zweyter Theil.

(Mit dem Titelbilde: Dîner du peintre Casanova.)

WIEN.

Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung.

1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ein distinguirter Koch.

1807 oder 8 trat in die Schaumburg'sche Buchhandlung ein herculischer Mann, gehüllt in einen einfachen hellbraunen Überrock, zog etwas den runden Hut, musterte das Personale, und sah sich in dem Laden um, als ob er Jemanden vermisse. Hierauf sagte er zu einem der Commis: Ich wünsche, daß Sie mir alle die Kochbücher und auf Kocherey Bezug habenden Schriften vorlegen, in was immer für Sprachen.

Diese Anrede überraschte, denn der Unbekannte schien durchaus ein Mann von Distinction; man konnte nicht denken, daß er ein Koch, oder wie sich die Köche jetzt nennen, ein Officier de bouche sey. Aber, was liegt daran, wenn er nur kauft.

Während man die culinarischen Bücher zusammen suchte, blätterte der Mann in den griechischen und römischen Classikern, die gleich beym Eingang rechts aufgestellt waren, recitirte Einiges aus Herodot und trat dann an den Ladentisch, die Kochliteratur zu mustern. Er schien die meisten schon zu kennen, legte das Gartlerische Kochbuch, welches jetzt schon über 30 Auflagen zählt, bey Seite, auch das Magdeburger, auch das Linzer mit der vollbusigen Köchinn am Herde, auch Viards cuisinier impérial; wählte aber doch 6 — 8 derley Werke, darunter alle Jahrgänge des Almanac des Gourmands. Er fragt nach dem Preis, zahlt und läßt die Bücher zusammen packen.

Indem knarrt die kleine Seitenthüre auf, und der Chef der Handlung tritt ein. Ah, mein lieber Schaumburg, wie geht es? ruft ihm der Unbekannte entgegen. Ah, Herr Hofrath, welche Ehre, nach so langer Zeit; ergebener Diener! erwiedert Schaumburg. Gewiß, setzt er hinzu, haben Herr von Bretschneider wieder Hungarica oder Philosophica gekauft?

Der Hofrath Bretschneider lacht, rückt den zerknüllten Hut auf's Ohr, klatscht in die Hände und sagt, auf das Packet deutend: Diese Philosophica sind lauter Kochbücher, und diese Kochbücher sind lauter Philosophica. Kochbücher, lauter Kochbücher! Schaumburg will lachen; unterdrückt es aber, und lächelt nur, so nach seiner trocknen Weise. Vermuthlich also, sagt er, ein Geschenk für die Frau Schwiegertochter. Nein, sagt Bretschneider, den Hut auf das andere Ohr schiebend; ich selbst bin die Frau Schwiegertochter. Wissen Sie denn nicht, daß ich die Kocherey treibe, so wie andere Leute Billard oder Karten spielen, oder Romane lesen, oder herum löffeln. Es war immer so mein Zeitvertreib, wenn ich Gelegenheit hatte, aber mit Critik und mit Raffinement; stets das Neueste, das Feinste. Ich bleibe einige Zeit hier. Da müssen Sie mein Gast seyn, und noch Jemanden mitbringen. Aber die Gelegenheit. Noch logire ich im Gasthaus.

Schaumburg wußte Rath. Es war da eine Frau von M., eine distinguirte Vermietherinn, auch Traiteurinn, die eine Art Salon machte. Gleich waren zwey Zimmer und eine artige Küche mit einer artigen Köchinn in Bereitschaft. Bretschneider zog hin, kochte, kochte delicat, übertraf den Almanac des Gourmands, und tractirte drey

bis vier Gäste. Diese Lucullischen Experimente wurden bald ruchtbar.

Es fanden sich verschiedene Liebhaber und Schüler ein; es gab da bald eine kleine gastronomische Lehrkanzel; es war, wie einige Dutzend Jahre früher, wie in den Küchen und Laboratorien der Goldmacher. Selbst mehrere historische und literarische Celebritäten besuchten diese höhere Schule des höhern Geschmacks: Der Baron St***sch, der Herr von ..tz; die arbeiteten mit, und schmauseten mit. Das Institut der Frau M. kam in großen Ruf; es ging da nobel, fein und lustig zu, und es blieb so, selbst da der Großmeister Bretschneider schon wieder fort war. Unter Bretschneiders coquinarischen Werken machten besonders der Pudding und **Mock-turtle**, nähmlich unechte Schildkröten, welch Beyde er in England gelernt hatte, eclatante Epoche.

Auf seinen vielen Reisen both er sich seinen Freunden und Protectoren ausdrücklich zum Dienst der Küche an. Er setzte die Spreestadt in Erstaunen, und den äußerlich frugalen, insgeheim aber recht gern gourmandisirenden Nicolai; er setzte Erlangen in Erstaunen, und den polyhistorischen redseligen lieben Hofrath Meusel. Viel früher, im Banat ward er von dem sehr renommirten Grafen N. aufgesucht, mit dem er auch in Kenntnissen sympathisirte. Graf N. war entzückt über Bretschneiders Bekanntschaft. Stundenlang überschütteten sie sich mit Stellen aus Horaz, Virgil, Terenz, Plautus, Catull ꝛc. Apicius aber gab den Ausschlag; seine **ars coquinaria**: die wußten sie Beyde auswendig. Der Bund ward geschlossen. Es ward verabredet, einen großen gastronomischen Cursus zu veranstalten; ganz abgeschlossen von der übrigen Welt, in hehrer

Einsamkeit, wie die alten Braminen und egyptischen Priester in ihren versteckten Schulen zu wohlthätiger Bearbeitung der plebejischen Menschheit sich versammelt hatten. Graf N. hatte eine hohe Stellung. Er ließ dem Commandanten von Temeswar, dem Grafen Soro zu wissen machen, daß er durch 14 Tage in seinem Garten in der Vorstadt ungestört seyn wolle, um da eine wichtige Arbeit zu vollbringen. So zog er mit Magus Bretschneider hinaus, ließ die Eingänge verrammeln, eine Schildwache hinpostiren, und stellte ihm zwey Köche zur Verfügung. „So lebten wir," erzählte Bretschneider, „14 Tage in Saus und Braus, in keiner andern Gesellschaft als der Köche und des Conditors. Am 14. Tage Morgens nahm ich mir die Freyheit, Seine Excellenz an das Ende des Termins zu erinnern, und an die wichtigen Arbeiten, die wir in dieser Zeit hätten zu Stand bringen sollen." Der Graf sah das ein. Er warf sich mit Ungestüm auf die Arbeit; ein Mann von Genie und der leichteste Arbeiter von der Welt, wie Bretschneider selbst, war Alles in zwey Tagen fertig. Bretschneider erinnerte sich mit hoher Lust an diese schönen Conclavetage, und erzählte davon mit Behagen alle möglichen Details.

Und so kochte und schmausete er denn, doch meist nur als hors d'oeuvre, lustig fort und fort, bis 1810, wo er selbst als Speise den Würmern vorfiel. Auf dem Sterbebett soll er noch, heiter wie Rabelais seinem Domino und mit seinem Beati sunt, qui in Domino moriuntur, gesagt haben: Freunde, in drey Tagen beginnen die Würmer ihre Arbeit.

Wien wie es nicht ist.

Wir haben eine Menge „Wien wie es ist." Machen wir einmahl ein „Wien wie es nicht ist." Wie wäre es? Einen Spaß, versteht sich; das heißt: einen Spaß, den man als solchen auch verstehen wird.

Alles erscheint da umgekehrt, ungefähr so, wie man abbildlich eine verkehrte Welt hat. Lauter Gegensätze; alle Dinge gerade so, wie sie nicht sind. Diese Contrarietät ist also die Pointe der ganzen Spielerey. Und wer liebt nicht Spielereyen? Wenn der Leser bey jedem Artikel, bey jedem characteristischen Ausdruck oder Schlagwort stets dessen Gegentheil, das Umgekehrte vor Augen behält, so wird ihn gewiß nichts frappiren.

Wohlan, mein liebes Wien, wie du bist: sey so gut, dir für einige Augenblicke gefallen zu lassen, ein Wien zu seyn, wie du nicht bist. Nur mache dir nichts daraus: es gereicht ja Alles eigentlich nur zu deinem Lob und Preis. Nicht: es ist nur ein Wien! Nein! es ist nur „ein" Wien! Vivat et vivant für immer: Wien und die Wiener und insonderheit die Wienerinnen!

Endlich: was wählen wir bey unserm kleinen Tableau für eine Gestaltung? Etwa in Abschnitten, Hauptstücken, Capiteln oder Paragraphen? Warum nicht gar! Die Form eines Lexicons, die wird die beste seyn. Alphabetisch also, ein runder Tisch. Gut denn!

Ärzte. Die unberühmtesten auf Erden, auch als Schriftsteller ihres Faches. Es findet sich daher kein einziger Ausländer ein, hier Medicin zu studieren.

Antikencabinett soll, der Sage nach, einige ältliche geschnittene Steinchen und ein Paar Statuen aus

dem vorigen Jahrzehend besitzen. Einem dunklen Gerücht zu Folge, ist auch eine Münzensammlung vorhanden, bestehend aus circa 100 Stücken, worunter mehrere von purem Golde.

Bäder, auch in der innern Stadt, wo sie gewiß sehr entbehrlich.

Bier, so substanciös und vortrefflich, daß selbst die geschickteste Köchinn aus dem feinsten Glacis-Grünzeug kein besseres Decoct würde präpariren können. Dessen ungeachtet schenkt man Regensburger, anderes Bayrisches und „echtes" aus.

Blindeninstitut. Die darin befindlichen Pfründner sehen zwar nicht, aber sehen doch, nähmlich ein, daß sie umkommen müssen, weil kein Fond da ist. Gar nichts geschieht für sie.

Buchdruckereyen sind in Rücksicht der Lettern, der Schwärze, der Pressen, des Apparats überhaupt, die allerletzten in Europa; in Ansehung der Setzer jedoch die allerersten. Diese sind sehr unterrichtet, fast aller Sprachen buchgerecht mächtig, machen keinen einzigen Fehler, und sind sehr gut bezahlt. Lehrjungen hält man nicht, um Bier, Brantwein, Wecken und Würstel zu hohlen und die Leiblakeyen der Gesellen zu seyn.

Bürgersleute. Höchst einfach in Kleidung, Hauswesen, Küche, Vergnügungen. Sparsam, ihren Kindern Etwas zu hinterlassen. Unterscheiden sich in ihrem Äußern nicht von dem geringsten Arbeiter.

Caffehhäuser. Von Außen mit Schildzeichen überladen, so daß man sie schon von ferne wahrnimmt, und Einer, der nicht lesen kann, sie gleich erkennt. Von Innen armselig und geschmacklos ausgestattet, sehr schlecht

beleuchtet, veraltete Billards. Beym Caffeh $\frac{5}{6}$ Caffeh; bey der Milch $\frac{6}{7}$ Milch; die Kipfel größer als beym Bäcker; die Chocolade um $\frac{7}{8}$ zu wohlfeil; der Liqueur um $\frac{9}{10}$ zu billig. Das Eis sehr schlecht, sehr viel, sehr theuer. Geraucht wird so gut als gar nicht; Billard gespielt sehr gut; discurirt sehr viel; Zeitungen gelesen sehr schnell.

Character der Einwohner. Höchst unduldsam, mürrisch, ungesellig, undienstfertig, ohne alle Gutmüthigkeit, Gastfreundschaft und Heiterkeit; keine Spur von Mutterwitz und Herzlichkeit. Ohne Geistesanlagen. Geizig. Mäßig bis zum Übermaß: heimlich die eigentlichen Gründer der Mäßigkeitsvereine, ohne damit zu prunken. Prahlsüchtig gegen die so bescheidenen Ausländer. Stolz, ohne Sinn für Wohlthätigkeit. Große Freunde der Wissenschaften, vorzüglich der abstracten. Unruhige Köpfe. Fatale Leute, mit denen es eine Qual ist, umzugehen. Kein Stadtbewohner auf dem ganzen Erdenrund ist so unliebenswürdig als der Wiener, was auch schon zum Sprichwort geworden. Er ist ein leidenschaftlicher Feind der Sinnengenüsse.

Clima, das gleichmäßigste auf Erden, ohne allen grellen Temperaturwechsel.

Dienstbothen (weibliche). Höchst anspruchlos, fleißig, häuslich, frugal. Einfachster Anzug; nicht ein Element von Seide, Sammt, Musselin oder edlem Metall. Vollste Sittenreinheit. Gesichtsbildung und Gestalt sehr häßlich.

Equipagen. Die abscheulichsten, unbequemsten von der Welt; die erbärmlichsten Pferde. Gefahren wird eben so langsam, wie auf der Eisenbahn schnell! Nie wird Jemand überfahren.

Fiaker. Die ungeschicktesten Kutscher von der Welt. Fahren noch langsamer als die Privatkutscher. Gehen mit ihren Brotvätern, den Pferden, äußerst zärtlich um. Ihre Wägen, diese sind abscheulich. Die Fiaker sind zwar wohlfeil; aber man sollte Gesellschaftwägen einführen! das wäre sehr zu wünschen.

Frauen und Mädchen. Nichts weniger als eitel, oder putz- oder genußsüchtig. Auf dem Leibe nichts von Vermögen. Verstehen nicht sich zu kleiden; jedes Dresdener Stubenmädchen kann das besser. Verstehen nicht zu tanzen, nichts von Musik; kochen trefflich; den ganzen Tag am Herd oder bey den Kindern. Lieben sehr die Lectüre, aber keine Romane, keine Ritter- und Geistergeschichten. Sind unterrichtet, selbst in Geographie und Historie. Hassen den Caffeh, die Comödie, das Liebeln, das Klatschen; und sind doch höchst unliebenswürdig, weil ihnen der Zauber der Anmuth und der Reiz der Bonhommie mangeln. Siehe Character der Einwohner.

Gasthöfe. So groß, stattlich und opulent, wie die Frankfurter und Pariser. Kein einziger kleiner Gasthof. Alles ausgezeichnet und billig. Wein, kein unechter Tropfen. Die Portionen sehr ansehnlich. Trinkgeld stößt der Kellner, und wenn man auch nur eine schale (Schale) Suppe genießt, mit entschiedenem Unwillen zurück. Reinlichkeit à la hollandaise; Eleganz die feinste. Geprellt wird man stark, denn die Wirthe sind nichts weniger als redlich. Selbst wie in dem eben so kleinen Augsburg sind in den Gasthäusern Bäder, Conversationssäle u. dgl.

Gebäude. Sie sind meistens nur ein Stockwerk hoch. An Pallästen fehlt es gänzlich. Die Größe und das Architectonische sind unbedeutend. Die kleinste ist die Ste-

phanskirche. In allen Kirchen sind, wie in Frankreich, Sessel, für die man bezahlen muß. Das imposanteste Pallastgebäude ist in der Hutsteppergasse, vom Lichtensteg rechts, das kleinste der Trattnerhof. Niemand baut. Das Bauen hat ganz aufgehört.

Größe. Eines der vier kleinsten Städtchen Europa's, ja der Welt. In Deutschland und Österreich ist es das kleinste; man sieht es kaum.

Handwerker. In Tracht und Gewohnheiten höchst ordinär; gröbstes Tuch, Leinwandfutter, hölzerne Pfeifen. Hingegen Geld in der Tasche.

Hunde sind in der ganzen Stadt (mit Inbegriff der Vorstädte) nicht mehr als drey und zwanzig. Man sieht ein, daß diese Anzahl allein, rücksichtlich der Wuth, schon Gefahr genug bringen könne. Ehemahls waren 70,000. Man hat sie ausgerottet; man hat sie überredet, in Massen auf der Donau nach der Türkey zu schwimmen, da die Besteuerung nichts gefruchtet.

Invaliden. Diese für das Vaterland decrepit gewordenen Ehrenmänner bewohnen eine kleine, hölzerne Hütte, haben gar keinen Erhaltungsfond und leiden an Allem Mangel.

Journale. Alle von gleich hohem Werthe. Die Redacteurs, mit geringen Ausnahmen, unterrichtet, wissenschaftlich gebildet, unzugänglich.

Kirchen. Ordinäre Bauten. Werden geheitzt, wie die Caffeh-, Wirths-, Musik- und Comödienhäuser.

Küche. Die Kocherey hat seit zehn Jahren den Gipfel der Vollkommenheit und Feinheit erreicht, obschon an Kochbüchern ein erstaunlicher Mangel ist. Die Wiener-Küche war sonst ruhmlos; jetzt ist sie gloriös. Die magern

busenlosen, unschönen Grazien des Herdes (in diesen Eigenschaften die hervorstechendsten ihres Geschlechtes) componiren die substanciösesten Suppen, das schmackhafteste Gemüse, die feinsten Mehlspeisen, und lassen es sich nicht nehmen, Kalbfleisch, Schweinefleisch, Geflügel nur am Spieße zu braten, weil es, wie sie irrig behaupten, nur auf diese Weise „Braten" heißen kann.

Künstler. Mahler, besonders im Porträt, die mittelmäßigsten; nicht leicht hat eine Stadt so viel talentlose und schlechte. Beweise davon sind die vielen Kunstausstellungen, die kein Mensch besucht. Baukünstler: man sieht es aus den geschmacklosen Häusern. Musiker: man weiß (siehe Musik), daß in Wien gar keine „Tonkunst" existirt. Wien hat also die wenigsten und die schmählichsten Virtuosen. Kupferstecher: das ganze Ausland läßt sich durch die schlechte Arbeit hintergehen, und fährt fort, Jahr aus Jahr ein Kupferstiche zu bestellen. Diese Irrthümer sind erstaunlich. Gartenkünstler: was will man in einer Sandfläche (siehe Lage). Siehe auch Theater.

Kunsthandlungen ohne Kunstgegenstände. Von guten Kupferstichen, von Landkarten, von Lithographien nichts; von Musicalien nichts.

Lage und Umgebungen. Auf einer unübersehbaren Sandfläche. Meilenweit kein Strauch, kein Baum, kein Hügel, kein Fluß, nichts von einer Vegetation; nichts von einer mahlerischen Parthie.

Löschanstalten. Die jämmerlichsten von der Welt. Wenn im vierten Stock Feuer, kann man im dritten einen Augenblick ruhig zum Fenster hinaussehen, um im nächsten verkohlt mit dem ganzen Hause zusammen zu stürzen.

Luxus. Den kennt man gar nicht.

Männer und Jünglinge. Der Schlag wie jener des weiblichen Geschlechtes, erbärmlich, besonders jener Individuen, die etwa dreyßig Jahre auf der Welt seyn mögen. Klein, mager, unangenehme Gesichter; linkisch. Ohne Eßlust, daher sehr mäßig, ohne Trinklust, daher sehr nüchtern. Tabak geraucht wird gar nicht, geschnupft sehr wenig; geliebt wird noch weniger. Die Jünglinge blühend, vor Gesundheit strotzend, voll Sittenreinheit. Mit siebzehn noch nicht Greise. Ohne alles Talent und doch voll Kenntnisse. Siehe Character der Einwohner.

Mittelstand heißt deßwegen so, weil er noch immer voll Mittel. Siehe Luxus.

Musik. Man weiß nichts davon. Diese Töne sind nicht Ton. Stundenlang mag man durch die Straßen wandeln, durch das Innere der Häuser oder auf Spaziergängen: kein einziger musicalischer Laut. Nur die ältesten Leute spielen ein wenig Clavier oder Geige, und schlecht. Musik ist die allerletzte aller Nebensachen. Man legt gar keinen Werth darauf; sie gewährt nicht den mindesten Vorzug. Ja es ist Manie, nicht musicalisch zu seyn; es wäre das unfehlbarste Mittel, unglücklich zu werden.

Pferde gibt es viel mehr als Hunde und etwas mehr als Menschen.

Polytechnisches Institut; kein Muster für das ganze Ausland.

Provincial-Strafhaus ist der Sitz der Tyranney, des Blutvergießens, der Willkühr. Die Tortur ist da eingeführt; die alte Feuer- und Wasserprobe gegen die vielen Zauberer. Überwiesene Hexen werden in Essig

und Öhl gekocht und heiß abgesotten. Die Gefangenen zwölf Klafter im Bauch der Erde. Sie werden täglich mit glühenden Zangen gezwickt, in Säcken mit Schwefeldampf erstickt. Die Menschheit schaudert.

Schriftsteller. In Geist und Talent tief unter denen des Auslandes, besonders des norddeutschen, und was die schöne Literatur betrifft. In den Wissenschaften nicht ganz so. In den Facultätsscienzen sind Medicin und Jurisprudenz am Übelsten daran, insonderheit die erstere, daher alle auswärtigen Länder sich wohl in Acht nehmen, Schüler hieher zu schicken.

Schulen. Sehr schlecht. Das ganze Ausland will nichts davon wissen, am wenigsten Frankreich, das im Schulwesen sehr hoch steht.

Sicherheitsanstalten. Nirgend lebt man unsicherer als in Wien. Für Sicherheit des Lebens, der Gesundheit, des Eigenthumes geschieht nirgend weniger als hier. Die Gässen und Häuser voll Diebe und Räuber; alle Tage brennen Häuser ab. Auf dem Glacis im Winter wimmelt es von Wölfen und Bären. Nichts von einer Straßenbeleuchtung. Am hellen Tage, vor allen Leuten fallen Mordthaten vor, wöchentlich drey, vier. Es ist noch ärger als zur Zeit des Äneas Sylvius. Alle Quartale die Pest. Keine Wachposten; keine Garnison. Es ist schrecklich.

Sperl. Nichts weniger als die Akademie der Wiener Künste und Wissenschaften. Geräumigste, großartigste Localität, besonders des Parkes. Alles höchst elegant und reinlich; Wein und Öhl superb; die Speisen deliciös; die Bedienung äußerst prompt. All und Jedes einem so unre=

nomirten Unterhaltungsorte völlig entsprechend. Indeß ist es Mode ihn nicht zu besuchen.

Spitäler kennt man hier noch nicht. Ein kleines Thierspital existirt, welchem gegenüber eine große Kanonenbohrerey.

Spaziergänge. Das Glacis ein Sandfeld. Der Volks- und der Augarten ohne Bäume; der Prater eine dürre Wiese ohne Schatten, zwar groß, aber ohne eine einzige Restauration. Die herrschaftlichen Privatgärten sind dem Publicum verschlossen.

Stadtviertel. Obwohl die Stadt groß genug, ja zu groß für die Bevölkerung, soll ein neues Viertel gebaut werden.

Staßenpflaster. Das jämmerlichste in ganz Europa; in keiner Stadt des Erdballs ist es so schlecht. Der schlechteste unbehauene Granit wird mit Füßen getreten.

Straßenreinigung geht bey Nacht vor sich.

Theater sind äußerst schlecht bestellt, besonders das Schauspiel in der Stadt. Die ganze Welt weiß das. Deßwegen geht in Wien auch kein Mensch ins Theater, in die Oper schon gar nicht. Aus diesem Grunde sind die Schauspieler auch nur so tolerirt; höchst anspruchlos, halten sich gar nicht für Künstler, und sagen, daß nur Dichter, Mahler, Architecten ꝛc. Künstler heißen können, sie selbst aber nicht. Auch werden sie, wie die Sänger und Tänzer, sehr schlecht bezahlt, und können kaum leben. Das Theaterwesen nicht im Allermindesten ein Gegenstand des Gesprächs oder der Journale. Das ist traurig.

Thierquälerey kennt man nicht. Man betrachtet und respectirt das Thier, besonders das Pferd als ein

Mitgeschöpf, das eben so empfindet wie wir, und dem wir erstaunlich viel zu danken haben. Sie würde hart bestraft werden.

Trinkgelder. Seit einigen Jahren sind sie fast ganz abgekommen, außer etwa bey Kellnern, die jedoch früher wenigstens zehn Procent der Zeche zu erhalten pflegten. In Caffehhäusern, beym Rasiren, Haarschneiden, in Bädern rc. mußte man sonst immer Geschenke machen. Das kostete einen einzelnen Manne täglich 30 — 40 Kreuzer. Diese schwachsinnige, läppische und völlig unbegründete Selbstbesteuerung, dieser gedankenlose Luxus hat aufgehört.

Wienfluß. Obschon er lebendig strömendes, reines, klares Wasser hat, ist er wie sein würdiger College der Alserbach, schon längst überbaut.

Fiaker=Anatomie.

Das soll nicht etwa heißen, daß wir uns damit abgeben wollen, einen ausgelebten Fiaker, nähmlich nicht den Wagen, sondern den Kutscher, wie auf dem anatomischen Theater regelrecht zu zergliedern! Keineswegs! Das könnte uns gar nicht einfallen. Wir wären allerdings recht froh, all' die existirenden Stücke zu beliebiger Verfügung unter dem anatomischen Messer zu haben, die ganze Generation dieser Species. Wir würden uns aber gar nicht mit ihr abgeben, sondern: nur geschwind in die Grube mit dem Gezücht!

Auf eine psychologische Anatomie wäre es eigentlich abgesehen, und zwar um das Princip des brutalen Verfahrens eines Fiakers mit seinen Pferden zu ermitteln.

Angeborne und anerzogene Rohheit geben noch keinen Schlüssel. Man kann von Natur aus ein Menschenfresser seyn, und man ist noch kein Pferdefresser. Ein Baschkir prügelt sein Pferd, aber er mißhandelt es nicht, er schwächt und zerstört es nicht, weil ihm sein baschkirischer Verstand sagt, daß er des Thieres bedarf, daß er ohne das Pferd nicht existiren kann, daß er aufhört ein Cavallerist zu seyn. Der Calmuk cultivirt also sein Pferd gleichsam; wir werden nicht verlangen, daß er es deßwegen thue, weil das Rößlein sein Mitgeschöpf ist.

Der Fiaker hingegen, der kein Baschkir und kein Calmük und doch zehntausendmahl tyrannischer gegen sein Pferd ist, plagt, stößt, pufft, quält und schindet seine Thiere, ohne daß man weiß warum. Die raffinirtesten Grausamkeiten heckt er aus. Das Pferd mag noch so gelehrig, lenksam und fromm seyn; er hört nicht auf, es zu peinigen. Es ist, als gehe er eigens darauf aus, es sobald als möglich zu ruiniren. Könnte das arme Pferd seine Schmerzen verlautbaren, könnte es schreyen, wie der Hund heult: bald würden die cannibalischen Fiaker mit ihren Torturen aufhören, weil die Straßen von dem Geschrey der Pferde wiederhallen würden. Schade, schade, daß die Natur dem Pferde dies Organ versagt, daß sie diesem Pferde den Huf und die Zähne verliehen hat, ohne den Instinct, Beyde abwehrend und strafend gegen seinen Peiniger anzuwenden! Schade!

Also von der natürlichen Brutalität können wir nichts ableiten, wir müssen unser Messer nach andern Partien wenden.

Drey Motive mögen es seyn, die uns die Sonde zeigt.

Langeweile, Mißmuth über zeitweilig schlechte Geschäfte, Kitzel des Dominirens.

Die ersten Beyden erklären sich von selbst; der Kitzel fast auch. Wir sehen aber, daß nicht bloß die Knechte, sondern die Eigenthümer der Pferde so verfahren, jedoch nur in viel geringerem Grade. Der Knecht aber will auch so ein Stück von einem Gebiether seyn, und da zeigt er seine Herrschaft an dem beklagenswerthen Thiere. Bey seinen Executionen dünkt er sich Etwas; er spielt den Pascha und den Bastonaden-Spender zugleich.

Ganz mittellose, unterste Menschen haben gern einen Hund, eine Katze, einen Vogel. Sie wollen sich für ihre abhängige Lage entschädigen; sie wollen ein Geschöpf haben, das noch ärmer ist, als sie selbst; sie wollen Etwas zu commandiren haben. Sie wollen auch von Oben herab sehen können.

Aber die beste Anatomie des Fiakers wäre die, mit ihm genau so zu verfahren, wie er mit den Pferden! Da würde er auf einmahl inne werden, daß, geschlagen werden, Schmerz mache.

Neue mahlerische Reise.

Es ist mein Verhängniß. Ich habe keinen Prater und keinen Augarten; keine Brigittenau, keinen Schwarzenberg'schen und keinen Liechtenstein'schen, auch keinen Belveder'schen Garten; ich habe keine Bastey; keinen Volksgarten; ich habe nicht einmahl ein Glacis. Seltsames Geschick! Ich bin ein Seitenstück zu dem Mann ohne Schatten. Und in der That, da ich praterlos, augar-

tenlos, überhaupt gartenlos, selbst glacislos bin, so bin ich im buchstäblichen Sinn ohne Schatten.

Gleichwohl habe ich meinen Prater, meine Gärten, meine Bastey, mein Glacis. Ich habe meine Promenade, die ein Surrogat aller dieser Promenaden ist. Da pflege ich zu spazieren, denn da finde ich Alles, was ich an jenen andern Spazierorten liebe; da finde ich Alles das nicht, was ich an jenem nicht liebe.

Mein Prater u. s. w. ist nicht der Alserbach, durchaus nicht; mein Prater, mein Volksgarten, mein Glacis ist der Stadtgraben. Der Stadtgraben ist mir eine mahlerische Reise, voll der schönsten Parthien, Rasenplätze, Alleen, Hecken, Anhöhen, Baumgruppen, Gärtchen; selbst hängende Kunstgärten à la Semiramis, kleine Bauten — alles das enthält der Stadtgraben. Eben so interessant ist das, was er nicht enthält: er enthält keine Leute, so gut als keine Leute, die man becomplimentiren muß, grüßen, mit denen man plaudern muß, die erst uns und dann sich selbst entsetzlich geniren mit ihrer Prise Tabak, mit ihren Wettergesundheitscomödienmusikneuigkeitsdiscurs; er enthält ferner keine Hunde.

Dich preise ich mein Stadtgraben, als den einzigen Ort in ganz Wien, wo man sich sammeln, wo man ungestört meditiren, sich gehen lassen kann, wie man will; wo der unermüdliche Zephyr uns nicht umwirft, die Staubwolken uns nicht verschütten, das Wagengerassel uns nicht zur Verzweiflung bringt; wo es ländlich und einsam ist; wo auf der einen Seite mächtige Mauern, auf der andern hohe grasige Erdwälle uns vor der müssigen Geselligkeit schützen. Geliebter Stadtgraben, von beyden Seiten übersehen sie dich vornehm, die da oben in gemessener

Haltung einher schreiten; und das ist dein Glück und das Heil derer, die in dir wandeln. Habe ich dich zum Freund, gepriesener Graben um die Stadt, mit deinem Sammtboden, so lasse ich ihnen gerne ihren tumultuarischen steinernen Graben in der Stadt selbst.

Noch einmahl, nein, noch tausendmahl sey gegrüßt und gepriesen, o Stadtgraben, Du mein kostbares Stadtgut, noch viel tausendmahl! Und wenn ich einmahl so viel tausend Gulden übrig haben sollte, als Grüße für dich, so unternehme ich ein reich illustrirtes Prachtwerk in Laborde-Folio, „Voyage pittoresque dans le Fossé de ville.“ Die Franzosen werden es schon drucken.

Drey Wiener-Sonderlinge.

„O Buchhändler: was seyd ihr für zwitterhafte Kerlchen.“

Fr. Nicolai.

Man wird nothwendig sehr alt; man schweift in den Jahrhunderten herum. Über Leute schreiben aber läßt sich discreter Weise doch nicht eher, als bis sie todt sind. Man hat schon über Personen geschrieben, die bereits 30, 40 Jahre nicht mehr am Leben. Man sieht einen jungen Menschen von 17 Jahren, der sich nicht gut aufführt. Man droht ihm, dereinst über ihn zu schreiben. Dieß geschieht nach 30, 40 Jahren, denn so lange noch lebt er. Man muß also nothwendig auch so lange gelebt haben. Auf diese Art verlängert man sein Leben. Das ist die wahre Macrobiotik. Man wartet vielleicht sogar, bis diesem oder jenem interessanten Ehepaar ein Sprößling geboren wird, über den man dann schreiben will, wenn er selbst wieder Sprößlinge ge-

habt hat; aber todt muß er seyn; todt. Man methusalemisirt so fort; man lebt ewig.

Man hatte sich vorgenommen, über Binz, über Haselmayer, über Kupffer zu schreiben, vor 30, 40 Jahren, da sie noch in voller Thätigkeit waren. Diese 30, 40 Jahre sind vorbey. Jetzt her mit ihnen!

Binz.

Sey gegrüßt! Du warst ein Mann von Stoff. Du hattest, wie man zu sagen pflegt, Etwas gelernt, und nicht erst im Alter, wo man es nicht mehr brauchen kann, nicht als lediglicher Routinier, was gar kein Verdienst. Du hattest Facultäts-Kenntnisse; in Freyburg recht gut Philosophie studirt, solltest gar die Professur des Griechischen in Constanz annehmen, schlugst sie aber aus, um nach Wien zu gehn. Thatest recht! Fleißig studirtest Du da Medizin; machtest Dir alte und neue Sprachen eigen. Das war schön und gut von Dir; übtest dich ein in Literargeschichte, in Bücherkunde; lauter Dinge, die der Buchhändler damahls noch brauchte. Das sahst Du ein, gegrüßter Binz, als Du 1779 einer wardst. Die Klösteraufhebung kam Dir zu Statten; Du gewannst ein herrliches Lager, fast ohne Nebenbuhler, ein Hahn im Korbe, und so wurdest Du Binz.

Binz im Zwettlhofe machte ungeheure Geschäfte, in einem schmalen, dunklen Laden, der tief hinein ging, tief; eine finstere, unendliche fast geheimnißvolle Schlucht; vielleicht auch eine heimliche Stiege in irgend ein unterirdisches Gewölb, voll Schätze, anzusehn wie eine Zauberhöhle. Und in nächtlicher Weile dann, wenn alle Heiligen und Sterblichen des Stephansplatzes in bleyernem Schlaf, Binz

einsam mit der mattleuchtenden Laterne, unter den Kostbarkeiten, Kleinodien einherschleichend, wie ein Zauberer, wie Merlin, wie der famöse Goldschmied in Hoffmanns Fräulein Scudery. Schon zeitlich beym Hahnenruf stiegst Du zu Tage. Der Laden war auf; die Käufer strömten herbey; das contante silberne und goldene Geld in Deine ohnedieß schon vollen Truhen. Es sey Dir vergönnt.

Alles kaufte bey Binz, denn Erstens kaufte überhaupt Alles Bücher; es war ein schöner Trieb, Ehrensache, Ton (was jetzt sämmtlich nicht mehr); und Zweytens hatte Binz Alles. Ferner auch war er discret mit seinen Preisen, wie er jedoch hartnäckig, zurückhaltend mit dem Verkaufe dieses oder jenes Buchs; nach Laune oder Grundsatz. Als Einkäufer jedoch war er verdammt karg, noch 1815, wovon ein grelles, g r e l l e s Beyspiel. Ein gewisser Speiser (neulich todt) trägt ihm die prätiosesten Xylographien an: **Biblia pauperum, ars moriendi, ars memorandi, historia virginis, speculum salvationis**, sämmtlich noch unzusammengeklebt, unbeschnitten, alle in einem einzigen Band von Eisen mit Buckeln; verlangt 200 fl. Binz gibt sie nicht. Speiser offerirt sie mir; ich staune, daß Binz diesen Schatz fahren läßt. Ich kaufe sie, wünsche mir Glück. Sie waren 2000 werth.

Binz hatte Magazine in verschiedenen Häusern, ein großes auf dem Dachboden des Freyhauses, wo er wohnte. Er hatte selbst auch einige Häuser, hielt aber damit geheim. Eines Tags verräth er sich selbst. Es ist eine Feuersbrunst. Ach ruft er: am Hause selbst wäre mir weniger gelegen; aber die Bücher, die Bücher!

Er war verrufen als Geizhals und war es, aber, wenn man es zum Theil zugeben will, nur gegen seine ei-

gene sonst so werthe Person und die seines Sohnes Anton, so auch schon ad patres. Es gibt da allerhand Züge. Er ist krank und soll Wein trinken; er bedarf Stärkung; der Arzt befiehlt es. Aber Wein? Wein, ja der kostet Geld; das Wasser wäre viel wohlfeiler. Wein, entsetzlich! Der Arzt kommt wieder, findet den Patienten schwächer, immer schwächer. Teufel trinken Sie Wein! Morgen komme ich wieder. Aber Wein, lieber Himmel, das Seitel 15 kr.; wer kann das erschwingen! Man hat eine gute Natur. Es wird sich schon von selbst machen. Die Natur kostet ja ohnehin schon so viel Geld; sie soll jetzt auch einmahl Etwas thun. Aber den Doctor muß man beruhigen; er ist sonst grob. Dieß des Patienten Monolog; Folgendes aber seine Politik: Er nimmt ein leeres Weinfläschchen, ein derley Trinkglas, stellt Beydes neben das Bett. Der Doctor kommt. „Nun endlich“ sagt er „haben Sie Wein getrunken; jetzt müssen Sie Sich schon etwas besser fühlen. Aber Tausend; es scheint mir Sie sind noch matter als gestern. Was ist denn das?“ Gewiß ein orgineller Zug! Eines Engländers würdig. Der Patient täuscht sich, täuscht den Arzt; aber seine Natur täuscht ihn nicht; sie ist generös, kennt keine Rache, und Binz ist wieder frisch und gesund.

Wirklich hatte er einen robusten Körper, eine unverwüstliche Gesundheit. Gar manche Tage fast jeder Woche bestand seine Mahlzeit aus etwas Käse und Brod; aus einem Rettig, aus Obst ꝛc., im ungeheizten Laden. In den letzten Jahren stieg er manchmahl Abends nach dem Schliessen in den wohlfeilen Grünangerkeller, auf ein halbes Seitel (36er). Er war knochig, groß, blond; in der Jugend schön; im Alter, den Kopf ganz gesenkt, nicht häßlich. Der Anzug, uralte, vergilbte Kleider, voll Staub und

Schmutz und Flecken und Löcher, die Schleppschuhe, das schreckliche Jabot: das Ideal der entsetzlichsten Vernachläßigung, eines Callot würdig. Etwas minder unerträglich ging sein dick- und schiefköpfiger bornirter Sohn einher; wortkarg gegen den Vater, mißtrauisch, furchtsam, ohne einen Kreuzer in der Tasche, überall witternd des Vaters Schlauheit, ihn öconomisch zu hintergehn, wovon ein göttliches Beyspiel dieses: „Tonerl, da ist Spagat; geh hinauf und hohle die Bücher, welche ich gekauft.“ Nun wird man glauben: Hinauf! Auf den hohen Markt, auf die hohe Brücke oder so etwas dergleichen. Tonerl natürlich meint auch so etwas, fragt aber: Wohin, hinauf Papa? Der Papa, wie ein wenig zerstreut, sagt: „Nu Tonerl, weißt Du denn nicht? Zum Eurich hinauf, nach Linz; weißt Du, in Oberösterreich, Tonerl. Da hast Du zwey Gulden; komm aus damit Tonerl. Unterwegs lade Dich ein dort und da bey Unsresgleichen und Buchbindern; man kennt überall unsern Nahmen. Geh Tonerl, geh!“ Tonerl roch jetzt den Braten, denn nur solche Braten bekam er zu riechen. Tonerl stutzt, knirscht, gehorcht. Nach einiger Zeit kam er mit den Büchern zurück, die er oben beym Eurich gehohlt und hatte noch 15 kr. erspart. Was ihn aber ingrimmig geärgert: Der Papa hatte ihn eine halbe Stunde vor der Mittagszeit hinauf geschickt nach Linz. Auch das noch!

Und sollte man glauben, dieser Mann, dieser Vater, war auch wohlthätig. Der nicht sich selbst, nicht seinem leiblichen Kind auch nur das Allernothwendigste vergönnte, derselbe Mann unterstützte Dürftige mit barem Gelde, und insgeheim, wie ein redlicher Christ; armen Studierenden gab er Bücher umsonst; bey wohlthätigen Zwecken, z. B. in Gremialsachen war er die Großmuth selbst.

Welche Räthsel! Eigenthümlich ganz à l'anglaise. Binz wurde 76 Jahre alt. Starb 1824.

Haselmayer.

Willkommen! Sey auch Du gegrüßt, Du wohlwollender, freundlicher kleiner Mann Du! Gegen Binz hattest Du Einiges voraus; Einiges nicht. Du hattest keine Schulkenntnisse, warst aber gar in All und Jedem ein probater Mann. Weißt Du noch, Franz Haselmayer, wie Du bey dem Domherrn Smitmer, dem berühmten Sphragistiker einfacher Hausdiener warst, so was man sagt: Bedienter, und hinten aufstandest, wenn er ausfuhr? Ja Du weißt es noch, schämst Dich dessen nicht und rühmst Dich Dessen sogar und mit Dank. Das macht Dir Ehre, zeigt, daß Du keine gemeine Seele. Weißt Du noch, wie Du an Deines Herrn Büchern und Studien Gefallen fandest; Latein lerntest, Italienisch und Dein Herr sich Deiner schönen Richtung annahm. Dir ein Buchhandlungsbefugniß verschaffte, ein Gewölblein und Dich unterstützte und protegirte. Alles Das weißt Du noch Lieber, erkanntest es mit Demuth und Dankbarkeit und hieltest von da an die geistlichen Herren über Alles hoch, insonderheit aber die Herren Jesuiten.

In seinem kleinen reinlich gehaltenen Laden im Füchselhofe waltete der devote, fromme, höfliche Haselmayer mit Emsigkeit und heiterem Eifer und der Herr segnete seinen Fleiß. Die geistlichen Herren sprachen zu und hatten ihr Wohlgefallen, wenn sie sahen, daß er nicht nur die alten heidnischen Classiker, sondern auch die Herrn Patres, die Kirchengeschichte studirte, und von der protestantischen nichts wissen wollte. Er arbeitete sich in die Kenntniß der verschie-

denen Autoren und Editionen recht hinein, suchte überall einen historischen Faden, sich ärgernd also über die Lücken im Livius rc. Bald brauchte er ein Magazin; bald machte er auch seine Wohnung, merkwürdig auch im Freyhaus wie Binz, zu einem andern Magazin. Da stappelte er auf, schloß sich beym schönsten Wetter tagelang ein, bey einem Glas Dünnbier Fäden zu finden und Cataloge zu machen reinlich, zierlich, mit allerhand caligraphischem Geschnörkel. Von der neuen Literatur, besonders der deutschen, wollte er nichts wissen: was Wieland? was Herder? was Schiller?: Lucian, Herodot, Horaz, ja! Nichts mit den Deutschen; kein einziges deutsches Buch. Dagegen fand man bey ihm Elzevirsche, Haaksche, wie später Bodonische Artikel in ungebundenem Zustand, und in Anzahl.

Er war selbst Sammler, und verkaufte nicht immer gern. Geld brauchte er eigentlich fast keines. Seine Bedürfnisse waren fast so einfach, wie die seines Zeitgenossen Binz. Zuweilen ging er zum Traiteur Schweigerd zum 10 kr. Tisch. Sein Anzug grau in Grau, aber stets reinlich; der Schnitt aus dem vorigen Jahrhundert, wie das Peraplule ein Familienzelt; 2 Uhren; ein uraltes schwarzes Lederkäpplein. Er war nicht groß, schien schwächlich, war aber knochig, ledern, eisern, dauerte stark über die 70. Er lebte ganz solitär, ohne allen Umgang; war Garçon. Eines Tages aber verliebte er sich in eine Tröblerstochter in der Kärnthnerstraße, begehrt sie zur Frau, schmeichelt sich, und schafft eine vollständige Hauseinrichtung an. Aus der Heirath wird aber nichts; er grämt sich ein wenig; ein Jährchen nagt es an seiner bibliopolischen Seele, dann aber Philosoph. Und der theure Hausrath wird aufbewahrt zum ewigen Andenken, zur ewigen Warnung.

Seine Bedienten-Cathegorie konnte er nicht verläugnen. Gefiel ihm irgend Etwas, so hieß es: Das ist ein herrschaftliches Buch; das ist ein herrschaftlicher Caffeh; diese Stiefel sind herrschaftlich. Den Jesuiten hing er bis zum letzten Hauch an; gedachte ihrer auch, der neuen in Gratz, stattlich im Testament.

Seine Rechtlichkeit war unbestechlich, triumphirte über jede Versuchung. Bey einer Inventur ist er allein. Bey einer Bibel fällt ihm die Schwere auf; er sieht nach: im Rücken stecken 100 Species-Ducaten. Er macht Lärm und gibt die 100 ab.

In den letzten Jahren entschlüpfte ihm zuweilen die Klage über häusliche Verlassenheit. Er begann schon, sich unwürdig anzuschmiegen. Ich sage ihm: Wissen Sie was? Es kann uns Beyden gedient werden. Seyen Sie mein Vater und mein Sohn zugleich. Heirathen Sie meine Tochter, und adoptiren Sie mich.

Wo seine Habe, sein Bargeld, seine Münzensammlung hingekommen, weiß der Himmel. Bey Lebzeiten noch hieß es, habe er verschenkt. Haselmayer und verschenken? Er war ein streng moralischer Mann, der wohl schwerlich einen Feind hatte. Möglich daß er, wie Newton und Fontenelle, wie Gleim und Kant als Junggeselle starb.

Kupffer.

Nun laß Dich ebenfalls grüßen! Aber mit Dir ist es schon ein wenig difficil und schroff. Du bist eigensinnig verwirrt, übellaunig, auffahrend, rechthaberisch, wohl gar zänkisch und etwas flegelhaft. Ey? Wie das? Warum denn? Nun, Du willst nicht gestört seyn: man kauft an-

ders wo? Dein Laden ist immer zu? Gut man geht vorbey, wenn er auch offen. Warte Freund Kupffer! Und Du willst Alles besser wissen, schimpfst über Alles, willst Dich nur mit Kreuzerbroschuren abgeben; machst Alles confus, bestellst die Leute 20 Mahl vergebens? Adieu Herr Kupffer! Leben Sie wohl. Schade, daß Sie sonst ein so rechtschaffener Mann sind! Aber Sie versäumen die besten Zeiten! Wo will das hinaus? Ihre Compagnie mit Wimmer nützt weder Diesem noch Ihnen. Was thun Sie, jetzt wieder für Sich, auf dem dummen Vogelmarkt? Nichts, gar nichts, als dort schlafen und blind, wild und planlos herum kramen. Ey das wird ein schlimmes Ende nehmen. A propos Herr Kupffer, Sie müssen ja auch schon uralt seyn? He? Ich weiß noch, wie Sie in den Neunzigern im finstern Camesina-Laden bey einer eisernen Lampe Buchhalterey trieben; und da mögen Sie schon ein Vierziger gewesen seyn.

Kupffer hatte keine Faser zum Kaufmann; nie wirkte er einem lucrativen Ziele, einem Berufsresultate zu. Es galt ihm nur, die Zeit auszufüllen. Ohne alles Geschick, ohne allen Geschmack machte er schriftstellerische Experimentchen; übersetzte Jauffrets charmes de l'enfance, compilirte über den Thierinstinct, über die Verdauung 2c. und vergaß den Stoff zu seiner eigenen. Oft hatte er nichts zu verdauen, nicht einmahl seine zausige schon zernagte Spagatperrücke. Seine Ankündigungen waren oft göttlich: Millot Weltgeschichte 16 Bände (fehlt 2r — 15r); Wiens Hormayr-Geschichte, statt 10 fl., um 36 fl.; Große römische Geschichte von Livius übersetzt; der niedere Oberrhein mit Kupfern in Stahl, Ouvriers de Frédéric u. dgl.

Aber am Interessantesten, Originellsten, o Kupffer, warst

Du bey Auctionen, als Ausrufer, als Commissionsbesorger. Da warst Du einzig. Sehen wir Dir ein wenig zu!

Es kommt da unter Anderm Khevenhüller vor, die **Annales Ferdinandaei**, in der ersten Auflage 1640—46, die sehr selten. Herr v. Hascherl gibt ihm Auftrag bis 50 fl. und darüber. Herr von Hascherl hört zu seinem Vergnügen, das Buch sey um 20 fl. erstanden worden, geht denselben Abend noch zu Kupffer um seinen Khevenhüller. Ja, ich, sagt Kupffer, ich habe es nicht erstanden. Und warum, denken Sie? Ich habe erwogen: Sie sind Familienvater Herr v. Hascherl; 20 fl. in dieser schweren Zeit sind ein schweres Geld. Ich glaube, ich verdiene Ihren Dank, denn ich habe ja selbst meine Provision von 2 fl. oder 5 fl. aufgeopfert, bloß Ihnen zu dienen. Daß Herr v. Hascherl wüthend wurde, und dann in Ohnmacht fiel, versteht sich. Welcher Psycholog aber erklärt den grenzenlosen Unsinn? Nicht Ziegler mit seinem Carus?

Gehn wir jetzt selbst hin in die Auction und schauen wir zu, was unser Freund da treibt.

Goethes Clavigo, ruft er aus; Goethes Clavigo Nr. 35; 6 kr. Dabey schaut er gespannt und ängstlich umher, fürchtend, er habe ihn zu hoch ausgerufen. Das Buch wird aber glücklich erstanden; Kupffer schöpft freudig Athem. Er ist aber gewohnt, allerhand Anmerkungen zu machen, die meist crud und corrupt. Hier kann er es auch nicht lassen. Er sagt: um 10 kr. zum Dritten: Ist auch nicht mehr werth. Clavigo, meine Herren, war ein Redacteur in Berlin.

Eine Stimme erhebt sich: Erlohben Se Herr „Kofer;“ Jlavijo det is mon nischt nich so; er redijirte in Madrid den **Pensador**, men Herr „Koffer.“

Kupffer thut nichts dergleichen, denn er hat mit der

nächsten Nummer zu thun, viel zu thun. Nr. 36 ist der Florian, 11 Bde.; aber bis er die zusammen bringt! Es liegen alle 11 auf der Tafel. Das ist ihm aber nicht genug; sie müssen nummerisch geordnet seyn. Er nimmt 2 Bände unter den linken, 2 unter den rechten Arm, zusammen den 1—4.; auf der Tafel bringt er aber die andern nicht in Ordnung; es fehlt ihm noch der 4te; er wittert ihn unter dem Arm, läßt bey diesem Anlaß alle 4 fallen, hebt sie empor; die Augengläser auf die Stirne, wieder herab vor die Augen; die 11 Bände sind noch nicht in Ordnung; die Augengläser ganz weg von den Augen.

Alles kichert; man fängt an zu lachen. Jemand aus dem Publicum hilft; die 11 Bände sind geordnet.

Meine Herren, perorirt Herr „Koffer", Sie sehen hier die **Oeuvres de Florian**; er war ein Franzose; der Wilhelm Tell ist nach Schiller.

Man kichert und lacht. Das Buch wird erstanden. Nun kommt Nr. 37: **Opere di Algarotti.** Der Ausrufer setzt hinzu: Algarotti war Kammerherr des Königs von Preußen; er war ein Schriftsteller; er war geheimer Rath.

Die preußische Stimme erhebt sich wieder: Erlohben Se Herr „Koffer" Aljarotti war nich jehemer Rath; det is man nischt nich so, Herr „Koffer."

Herr Koffer will bestreiten, aber das Publicum verlangt, daß fortgefahren werde.

Nr. 38. Lavaters physiognomische Regeln, 6 kr. Meine Herren sagt Kupffer; ich muß Ihnen sagen, von diesem Werk existirt auch eine Auflage in 4 Quartbänden mit Kupfern.

Wieherndes Gelächter; man hört nicht auf. Kupffer begreift das nicht. Er denkt, es müsse eine andere Ursache

haben; vielleicht den preußischen Opponenten. Der aber kann vor Lachen nicht zu sich kommen. So Etwas ist ihm noch nicht passirt; derley läßt sich nicht erfinden; es ist rein original.

Nr. 39. Adelungs deutsches Wörterbuch 4 Bände 4. Meine Herren 6 fl. Hier ist zu bemerken, meine Herren, setzt Herr „Koffer" hinzu: von diesem Werke existirt auch eine Auflage in einem Bande in Octav.

Schallendes, platzendes Gelächter. Ein paar Studenten fallen vor Lachen von den Sesseln, dem Preußenmann zu Füßen. Der aber ist ganz kalt, und sagt, sich seines Lavater-Lachens schämend: Erlohbben Se Herr „Koffer" det is man nischt nich. Ich kannte Adelung persönlich in Dräsden, Herr „Koffer."

Neues sardonisches Lachen. Man konnte mit der Auction nicht fortfahren; aber das Publicum ging fort; klatschend, sich höchlich freuend auf morgen, bis wo man neue Kräfte werde gesammelt haben, zum neuen Lachen.

Das waren Feste, köstliche Genüsse! O wo sind sie! O nie werden derley wiederkehren. O „Koffer" warum lebtest Du nicht noch 20 Jahre mit Deiner göttlichen Lachanstalt. Aber tröste Dich, Dir wird die Ehre zu Theil, von Napoleon mit Palm und Eurich proscribirt zu werden.

Da Du aber schon ziemlich lange nicht mehr lebst, und nicht mehr ausrufen kannst, so lebe wohl; da Du nicht mehr so himmlisch confus und unruhig seyn kannst, so ruhe sanft. Du magst es wohl verdienen, denn Du warst ein grundehrlicher Mann; warst ja doch gewiß auch noch viel älter als Binz und Haselmayer. Wenn Du selber dereinst ausgerufen wirst am Posaunentag, so wirst Du ziemlich hoch abgehn: „Koffer so und so hoch, zum Dritten!"

Welch ein Kleinod!!

Geboren bin ich zu Vienne in Frankreich.

Seit etwa 70 Jahren ist meine Lage die ruhigste und geborgenste. Meine Umgebung ist die nobelste; meine allernächste die allernobelste Umgebung. Ich blitze von Gold. Man nähert sich mir nur mit dem höchsten Respect; man betrachtet mich nur mit Erstaunen und Bewunderung. Kaum wagt man es, mich zu berühren. Beneidenswerthes Loos!

Mein Vater hingegen: der Unglückliche! Ein so entsetzliches Schicksal wie er, haben nur wenige Menschen gehabt. Er war ein geborner Spanier, ein gelehrter Arzt, Philolog und Philosoph. Die Gesetze des Blutumlaufs sind eigentlich seine Entdeckung. Er hat sich sehr hervor gethan. Die ganze Gelehrtenwelt kennt und feyert ihn

Ach, ein grausames Verhängniß hat diesen außerordentlichen und hochverdienten Mann zum Märtyrerthum verurtheilt. Er wurde verbrannt, öffentlich verbrannt in Folge eines tyrannischen Richterspruchs.

Nicht genug. Auch ich und meine zahlreichen Brüder, wir mußten zugleich mit unserm Erzeuger den Scheiterhaufen besteigen. Während des gräßlichen, verwirrenden Schauspiels jedoch wurde einer meiner Brüder und ich gerettet. Mich entriß eine verwegene Hand dem sichern Tode; aber die Spur der Flammen trage ich noch. Kaum ein halbes Jahr war ich alt.

Nach dem freyen England geflüchtet, befand ich mich in völliger Sicherheit, dennoch aber sorgsam verborgen. Dieß war in der Behausung eines edlen Siebenbürgers, Nahmens Daniel Marcus Szent-Ivani in London. Ich

besitze noch eine eigenhändige Urkunde dieses würdigen Mannes; sie ist vom 13. May 1665. Zärtlich hatte er mich unter die Seinigen aufgenommen.

Nach seinem Hintritt ging ich auf Reisen. Da lernte mich der siebenbürgische Geistliche Michael Almasi kennen, der 1716 der 142ste Superintendent war. Auch er widmete mir sein handschriftliches Zeugniß.

Stets lebte ich in der größten Zurückgezogenheit.

Man spürte mir nach. Gebildete, wissenschaftliche, gelehrte, jedenfalls wohlwollende, und in Bezug auf mich selbst, höchst friedselige Personen suchten mich auf; unternahmen zu diesem Zwecke sogar Reisen. Dieß war auch bey dem großen Eugen, Prinzen von Savoyen der Fall. Er war der Meinung, ich domicilirte in Hessen-Cassel; er forschte mir daselbst nach, aber vergebens. Es war eine Verwechslung mit meinem einzigen noch existirenden Bruder.

Dieser Gute, stets in üblem Gesundheitszustande, war ebenfalls nach England gebracht worden, ohne aber, daß ich davon Kenntniß gehabt. Hier war er bey dem berühmten Doctor Mead; dann kam er nach Paris. Er wohnte Anfangs bey dem Präsidenten Deboze, sofort bey dem Finanzintendanten De Cotte, hernach bey Herrn Gaignat; von 1784 an befand er sich bey dem Herzog von Lavalliere, welcher letztere Herr 4120 Livres gab bloß für das Vergnügen, meinen Bruder zuweilen zu sehen. Dieser befindet sich seitdem stets zu Paris, und zwar in einer Lage, ähnlich der meinigen.

Was mich betrifft, so erblickte mich eines Tages der preiswürdige siebenbürgische Kanzler Samuel Graf Teleky. Ich zog mit ihm nach Wien. Der Graf erzählte dem Kaiser Joseph von mir, und dieser unvergeßliche Monarch

machte ihm ein Geschenk mit einem Ring, über 2000 Ducaten werth, lediglich für die Erlaubniß, mich für ewige Zeiten zu versorgen

Auf diese Weise also stehe ich fort und fort unter den schirmenden Flügeln des kaiserlichen Hofes. Auch mein Aufenthalt ist in einem der kaiserlichen Gebäude.

Nur ausgezeichneten Personen ist es gestattet, meine Bekanntschaft zu machen. Wer dieser Gunst theilhaftig werden will, hat sich an den würdigen Herrn Schmid zu wenden, der unter Anderm auch wohl der gelehrteste Kenner der Musikliteratur ist.

Von meinen ausserehligen Brüdern, deren Väter der erwähnte Doctor Mead und der deutsche Polyhistor Murr sind, mache ich keine Erwähnung.

Lebe wohl, mein lieber Leser, und wo möglich so ruhig als ich selbst. Solltest Du mir aber irgend einmahl einen Besuch abstatten wollen, so unterlasse nicht, dem Herrn (Ant.) Schmid und allen seinen Herrn Collegen eine sehr hochachtungsvolle Verbeugung zu machen. Denn wisse, es sind das lauter Männer von gründlichen, ausgebreiteten Studien und gelehrten Kenntnissen, Jeder noch insbesondere erudit in einem eigenen Fach. Die Reihe dieser Männer ist eine lebendige Encyklopädie. Dieß mein Lieber, habe vor Augen.

Noch einmahl, lebe wohl!

Der Schlüssel. Miguel Serveto ließ 1553 zu Vienne sein Werk: Christianismi restitutio drucken. Alsbald hierauf wurde er in Genf, auf Calvins Anlaß sammt den Exemplaren des Buchs dem Flammentod geopfert. Zwey Exemplare nur wurden gerettet; man kennt nicht mehr als zwey. Beyde gingen im Verlaufe der Zeit durch mehrere Hände. Eines ist in Paris, das bessere unter

den Schätzen der Wiener-Hofbibliothek, dahin gelangt, wie oben erzählt.

Szent-Ivani und Almasi sind eingeschrieben. Die natürlichen Brüder des Buchs sind Nachdrücke, von denen der Erstere unganz. Eine kleine bibliographische Forschung hat der Verfasser 1840 im Hauptblatt der Wiener-Zeitung Nr. 306 (4. Nov.) geliefert.

Neuerdings über ihn. Eine Art Mysterium.

Als ich noch ein Knäblein, eines Tages, nimmt mein Oheim Rudolph mich mit. Wir kommen auf den „Stephansfreidhof.“ Plötzlich bleibt mein Führer stehen, wie in gewaltiger Überraschung, und zieht den Hut. Ich sehe gegenüber einen Mann, wie von Schimmer übergossen; Alles funkelt und blitzt an ihm. Er ist nicht eben groß, aber fein und edel gebaut. Das Antlitz konnte ich nicht sehen; er hielt den Chapeaubas vor gegen die Sonne. Was die Männer sprachen, verstand ich nicht; es war wohl englich. Sie schieden. Ich frage den Onkel. Er sagt in feyerlichem Ernste: „Der Graf Saint-Germain.“ Auf weitere Fragen keine Auskunft; auch in spätern Jahren keine. Kaum eine Antwort, als die: In der Folge wirst Du ihn schon kennen lernen, den Grafen Saint-Germain. Ich fragte also nicht weiter.

Die Erscheinung des Mannes aber hatte sich mir eingebrannt. In spätern Jahren, in der Literatur, suchte ich ihn auf. Ich machte bald seine Bekanntschaft. Wieder in spätern Jahren, schreibend, suchte ich das Gefundene auszubreiten. Alles von Zeit zu Zeit. Was ich in Mon-

taigne fand, in unserm Max Lamberg, in Baron Gleichen, in Friedrich II., in Vulpius Curiositäten, in Casanova rc. streute ich aus, bald dort, bald da. Ich that dies z. B. in meinem Conversationsblatt (1819), in den „historischen Unterhaltungen“ (1825); selbst den Papagey (1839) ließ ich davon schwatzen. Ich überredete mich, irgend ein Berufener werde das Thema auffassen, den Wundermann bearbeiten. Ich trug darauf an. Aber alle Impulse blieben fruchtlos. Auch in der französischen Literatur fand ich nichts Selbstständiges, Zusammenhängendes, Ganzes, Entsprechendes. Vor Kurzem lese ich als neu angekündiget: St. Germain; von Münchhausen. Der Held erst am Schlusse, ein Bruchstück; wohl trefflich geschrieben, sonst aber nichts.

Ich fand auch Etwas in den Memoiren der Frau von Duhausset; Paris 1824. Sie sagt, der Wundermann sey 1795 gestorben. Pierer weicht nicht viel ab. Also: gestorben? Ey! Wie, wenn er ein kleines Haus gekauft, die Veranstaltung getroffen, ein halbes, ein ganzes Jahrhundert in seinem künstlichen Schlaf zu verbleiben? Und dann, den so und so vielten: auf, auf, und wieder hinaus unter die neuen Leute? Wie??

Wird man lächeln? lachen? Gut! Finde, wisse man, daß der ehrenhafte Montaigne, geblüht vor 300 Jahren, von diesem nähmlichen Saint-Germain als von einem Zeitgenossen erzählt; daß Casanova und Lamberg ihn persönlich gekannt. Weiß man von des Wundermannes pergamentenem Album? Tiberius, Carl der Große, Columbus sind da eingeschrieben, autographisch. Als man in Paris die Marianne gibt, in der Loge wird der Graf tiefsinnig und seufzt. Man fragt. Er antwortet: „Ach die

Gute! Wie schön war sie! Wir waren Freunde." Noch gar Anderes erzählt er von Zeitgenossenschaft. —

Lassen wir das Alles, und hören auf mit Lächeln und Achselzucken. Ich selbst höre damit auf. Reden wir vom Helden, vom Stoff an und für sich, vom Thema, vom Pensum! Novelle oder Drama: gleichviel. Ihr Einsylbigen und doch so Vielsylbigen: Beck, Enk, Frankl, Gaal, Grün, Halm, Horn, Nell, Seidl ꝛc. Warum schweigt Ihr?!*)

Schließen wir mit einem Geschichtlein! Das hat man gern. So wiederhohle ich, was einem italienischen Edelmann passirt, aus dessen Mund ich es habe.

St. Germain ist zu dem Cavalier auf dessen Landhaus geladen. Sie sind ganz allein. Sie speisen auf dem Balkon. Es ist das herrlichste Wetter; kein Wölkchen, kein Lüftchen. Der Cavalier äußert sich darüber. St. Germain lächelt. In einer halben Stunde, sagt er, schlägt der Blitz unter fürchterlichem Wetter in diese Ihre Scheuer ein. Der Cavalier lacht und sieht nach der Uhr. Man trinkt, man scherzt. In ein paar Minuten Wolken auf Wolken. Wieder ein paar Minuten: Windstöße auf Windstöße. Der Cavalier sieht nach der Uhr. Eine Viertelstunde ist schon vorbey. Er wird ein wenig ernsthaft. Es regnet, es stürmt. Man geht vom Balkon hinein. Warum soll man sich anregnen lassen? Der Cavalier sieht nach der Uhr. Es sind nur noch fünf Minuten. Es regnet ärger; es stürmt stärker; es donnert; es blitzt. Der Cavalier wird noch ernsthafter. Er sieht nach der Uhr: die halbe Stunde

*) Neuerlich von dem gelehrten und geistreichen Oettinger in seinem Narren-Almanach behandelt.

ist in diesem Augenblicke voll; und in diesem Augenblicke schlägt der Blitz in die Scheuer.

Charmant! Was will man mehr?

Und nun lebt wohl, Marquis Saint-Germain!

Oder schlaft wohl! Vielleicht sehen wir uns bald wieder; so alle halbe Jahrhundert ein Mahl!

Lebt wohl! Lebt wohl!

»Kaiseraugenblau.«

Eines Tages geht der Kaiser incognito aus. Er trägt einen dunkelgrauen Überrock, runden Hut, leicht umgeschlungenes schwarzseidenes Halstuch, Stiefel, langes spanisches Rohr. Er kommt von der Batthyany-Stiege; wandelt gegen den Kohlmarkt zu. Er ist allein, selbst ohne Lakey.

Auf dem Michaelsplatz zieht ein Buchladen seine Aufmerksamkeit auf sich. Dieser ist in dem alten Dreylauferhause, dicht am Hausthor rechts. Ein weit vorspringender breiter Kellerhals, dessen colossale eisenbeschlagene Thürflügel aufgespreizt emporragen, hindert den Kaiser nicht, zur Auslage hinzutreten.

Er betrachtet die alten und neuen Bücher und Kupferstiche. Da fällt sein Blick auf einen kleinen Jungen von 3 bis 4 Jahren, der auf der Schwelle der offenen Ladenthüre steht. Der Junge ist, wie sie alle sind; er glotzt gedankenlos in's Blaue hinein. Hier aber wirklich in's Blaue, und in das schönste wunderherrlichste Blau von der Welt. Das Jüngelchen mit seinen schwarzen wurzelt, wie gebannt, in den unbeschreiblich schönen blauen Augen des Monarchen. Dieses Blau war so unnennbar schön, daß

man wohl noch 20 Jahre nach Joseph's Tod, statt himmelbau „kaiseraugenblau" sagte, schrieb und druckte.

Lächelnd bemerkte der Kaiser diesen Eindruck. Er klopft den Knaben auf die Schulter und sagt voller Huld: „Wer bist Du denn Kleiner?" Der Kleine ist scheu, verwirrt und schweigt. „Wie heißest Du?" fragt der Monarch weiter, „willst Du auch ein Bücherhändler werden?" Das Kind nennt sich und stottert: Ja, warum denn nicht! Joseph streichelt ihm die Wangen, und sagt: „Auch recht. Nur recht fleißig lernen und brav seyn."

Indem nimmt der Kaiser wahr, daß sich die Leute sammeln. Da eilt des Knaben Vater aus dem tiefen Hintergrunde des Ladens herbey, aber Joseph ist schon entschwunden.

Weißt Du Glückskind, sagt nun der Vater in begeisterter Aufgeregtheit, das war der Kaiser! Du kannst Dir gratulieren. Das darfst Du Dein Lebelang nicht vergessen.

Wie wäre das auch möglich?!

Der Tag wurde gefeyert viele, viele Jahre.

Brentano.

Du Unvergeßlicher: nun ruhst Du. Du mit Deiner Beweglichkeit, Deinem Feuer, Deiner muthwilligen Lustigkeit; mit Deinen großen, schönen, tiefschwarzen Augen voller Seele und Geist — und Dämonomagie; mit Deinem rabenschwarzen, üppigen, wild und doch so reizend und mahlerisch geringelten Hauptthaar; mit Deinem vollen, kräftigen, südlich braunen Gesichte; mit Deiner ganzen, gedrungenen, markigen muskulösen Mannsgestalt:

nun ruhst Du! Wähnst Du, man habe vergessen, wie Du vor dreyßig Jahren in Wien warst? Vergessen die Magie Deiner geselligen Schätze? Deines wunderbaren Humors? Deiner Rede und Deiner Bilder hinreißende Macht? Und dann, wo andere Menschenkinder in Aufgeregtheit flammen, wenn das Bacchus-Blut sich mit dem ihrigen mischt: dann Dein starres Schweigen, einer Marmorbüste gleich. Nichts kann, nichts hat man vergessen von Dir. Aber, der da irgend einmahl Deine zerstreuten Geistesfunken sammeln wird: dem nenn ich Etwas, auf das er nicht vergessen soll. Andrés Hesperus erhielt einen sinnreichen allegorischen Umschlag. Im ersten Hefte mit demselben ist er erklärt. Dieser Text muß von Brentano seyn. Weiter kann ich nichts sagen. Dank dem, der Deine Gründung Prags erst neuerlich wieder ausgegraben. In zehn Jahren wird man sie vergöttern.

Michael Schmidl,

Buchhändler in Wien, war auch als Bibliograph und Schriftsteller schätzbar. In der belletristischen Literatur der Deutschen, in der altdeutschen Poesie war er sehr bewandert. Er war auch belesen. Der von ihm 1819—22 herausgegebene literarische Anzeiger (1822 ist alleinig vom Schreiber Dieses redigirt) enthält viele werthvolle Arbeiten von Schmidl: Literatur der deutschen Taschenbücher; Linien zu Schriftsteller-Bildnissen; die Hundertjährigen rc. Höchst gelungen ist seine Biographie und Characteristik Abrahams a Sancta Clara's im Jahrgange 1822. Hier findet man zum Erstenmahle die vollständige Übersicht der Geisteserzeugnisse dieses wahrhaft genialen und zugleich so gelehrten Humoristen. Ebert

hatte zum Behuf seines bibliographischen Lexicons lange auf diesen Aufsatz geharrt, bey dem Artikel Abraham ꝛc. und bey jenem Clara (wohin der Autor gar nicht gehört), ihn übrigens sehr unentsprechend benützt. Unter Schmidl's persönliche Freunde gehörten ausgezeichnete und würdige Männer, wie die Brüder Grimm, Brentano, Kuffner ꝛc. In gesunden Jahren hatte er viel extrahirt; es bildete sich eine Anthologie, die er unter dem Titel: Lebenskunst, in vier Bänden herausgab. Er war 1779 geboren, hatte Studien: Philosophie und die Rechte und starb 1832. Es war die Rede, seine zerstreuten und ungedruckten Schriften mit seiner Biographie herauszugeben. Wie mag es wohl damit stehn?

Ankerberg

war einst ein gewichtiger Nahme. Ankerberg gab Gelegenheit zu dem neuen Beweise, wie gedankenlose blöde Gemeinheit die Cathegorien zu vermengen pflegt, während der wahrhaft Gebildete gewohnt ist, Geist und Intelligenz vom persönlichen Character zu trennen. Er war ein Mann von vielen Kenntnissen, von glänzendem Verstande, feinem Lichtenberg'schen Witz; äußerst interessant im Umgang, ein meisterhafter Schachspieler. Was Bretschneider in Mensel's Miscellen, was Lagarde erst neuerlich über ihn vorbringt, ist eitle Gehäßigkeit. Zu Ankerbergs Lichtseiten gehört auch seine numismatische Gelehrsamkeit. Er besaß und vermehrte mit wissenschaftlichem Eifer einen Schatz von Münzen. In seinem Album steh'n: Denis, Mar. Lamberg, Gebler, Nicolai, die beyden Forster, L. B.

Wessenberg, Cesarotti ꝛc. Sein israelitischer Nahme war Epstein.

Mehlgrube.

Mehl gibt es genug; Gruben gibt es genug; Mehlgruben gibt es auch genug; aber die Mehlgrube?! Sag an: wo bist Du? Sagt an: wo ist sie? O Mehlgrube komm noch ein wenig herein da; laß Dich noch ein Bischen anschaun: was es mit Dir ist; was es mit Dir war. Was ist? Was ist? Was aber einst war? Das geht nicht recht an; aber eine kleine Parallele geht recht gut an zwischen Sonst und Jetzt. Sonst also: Musik die ganze Nacht; Menuett und Langaus; der unermüdliche Capellmeister Wilde, Alexander-Tänze ꝛc.; — jetzt: Gott sey Dank keine, vielleicht ein wenig walzerische bey Tag, aber ohne Gewalze. Sonst: das Paradies der Köchinnen, der Dirnchen, der Courtisänchen, der Ellenritter; jetzt: die Hölle der Köchinnen aber in der Küche selbst; das Paradies der Andern nur maskirt. Sonst: Bürgersleute und wenig Feineres; jetzt: Feineres und wenig Bürgerliches. Sonst: Preise in Papier und Kupfer; jetzt: Preise in Silber und Gold. Sonst: Braten gebraten; jetzt: Braten nicht gebraten. Sonst: Speisen-Zettel; jetzt: Speisen-Buch. Sonst: Wirth mit Käpplein und Linnenschürze, und mitten unter den Gästen; jetzt: Wirth unbedeckt, ohne Schürze, deren ganze seidene Anzahl er den Kellnern überläßt, neben den Gästen, vor oder hinter ihnen. Sonst: Kellner Kellner; jetzt Kellner Bediente. Sonst: Mehlgrube; jetzt; Casino. Sonst: heitere, naturderbe, lebensrüstige, unbekümmerte Volksposse; jetzt: kokettes,

abgewogenes, zimperliches, antinationales Vaudeville. Aha Volksposse, Localposse halt: Will die Critik Dir das gewisse frivole Element ganz auspumpen? Kind sammt dem Bad? Gut, dann bist Du keine Wiener-Volksposse mehr, keine Mehlgrube mehr, sondern ein Casino. Ade! Leb wohl!

Jagd mit Leoparden

in der Umgebung Wiens in Laxenburg etc. Die Jäger zu Pferde; nein, sagen wir lieber: Die Leoparden zu Pferde, dicht hinter dem berittenen Jägersmann. Der Leopard, wie ein zahmer Hund kauert ruhig, fest angekrallt und friedlich und freundlich als der beste Nachbar von der Welt hinter dem Jäger. Dort zeigt sich ein Hase; der Leopard erschaut ihn, springt ab, auf eigene Faust, und bringt den Hasen, dort eine kleine oder große Sau; der Leopard bis auf sie in Cameradschaft. Die Leoparden arbeiten, den dressirtesten stärksten Hunden zum Trotz und natürlich viel kräftiger. Der Fang wird abgeliefert, und der Leopard steigt wieder zu Pferde. So geht es fort, nähmlich so lange diese curiösen Fanghunde leben. Dann ist's aus; die Leopardenjagd ist vorbey, und für immer, seit Leopold I. Zeit. Die so abgerichteten Leoparden waren ein Präsent, vom Großherrn dem Kaiser gemacht.

Wiener Gasthäuser vor ein paar Dutzend Jahren.

Also nicht vor mehreren Dutzend Jahrzehenden, wo der Salzgries noch von der Donau gepflastert war, als da incunablisch blühten der „Wolf in der Au,“ der „weiße Leu,“

am stattlichsten aber das „goldene Lämbel“ dann Lampel, endlich Lamm) in der Nagler (Nadler) Gasse, welch' unschuldig Thierlein während der beyden türkischen Belagerungen eine so interessante Rolle gespielt: nein, nein! mit all diesen Urstätten der Restauration habe ich hier nichts zu thun. Ich war da noch kein rechter Zeitgenosse; ganz genau kann ich mich wirklich nicht besinnen.

Fort herüber denn in die lichte Zeit, in den finstern „wilden Mann,“ seinem Ursprung nach ein Vorstädter, und wie die Kärnthnerstraße noch häuser- und nahmenlos. Aber das ist's, was den „wilden Männern“ den Ursprung gegeben: jede alte Stadt hat ein Gasthaus zum „wilden Mann,“ das erklärt sich von selbst; auswärts aber meist nur: „Zum Wilden,“ „au Sauvage.“

Der Unsrige war in der That verdammt wild und finster, und ist es noch, obwohl der gustiöse Schmidt eine so gustiöse Marmortreppe gebaut. Es ist ein heller, einladender Thorweg in eine düstre Burg. Auf diesem herrschaftlichen marmornen Denkmal (nicht das erste, so mit Füßen getreten), mußte man aber äußerst vorsichtig auftreten, nicht sowohl weil es finster und seine Stiege gerade aus und steil ging. Es waren da ganz andere Gründe, wie fast in allen andern Gasthäusern. Die Treppen waren entweder von Holz oder mit Läden belegt, und man glitt jeden Augenblick aus, denn wer kann denn auf verschütteten Suppen, Eingemachtem und Gemüsen einen sichern Tritt machen? Dieß war aber nicht die einzige Gefahr. Die Kellner, schon eben so flink, als jetzt, auf beyden weit ausgestreckten Armen aufgethürmt 20 bis 30 Gerichte tragend, schossen pfeilschnell auf und ab, mitten durch die auf- und absteigenden Gäste, wo es denn unausweichlich gar manches Andenken absetzte.

Wir gratuliren uns also, in einem der finstern Gemächer glücklich anzulangen.

Drey große lange Tische winken uns; man saß noch nicht an kleinen runden Solitärtischchen. Alles von gediegenem Eichenholz, spiegelhell gebohnt, compact, solid, vernünftig auf die Dauer für Generationen berechnet. Nichts noch von jener unseligen tagsfliegigen Nußbaum-Fourniererey! Bequeme breite Stühle, mit hohen, tüchtigen Lehnen, schwarzledern gepolstert; das Gestell mit Eisenklammern befestigt. Da warf man sich hinauf, behaglich und sicher. Von Wandmahlerey fast nichts; nichts von Decoration; kaum eine Uhr. Dagegen große messingene Wandleuchter; auf jedem eine einsame Talgkerze. Die Tischwäsche sehr nett; Salz- und Pfefferbüchse von Berchtesgaden, roth und schwarz.

Wir setzen uns. Der Kellner (natürlich noch kein Garçon) ist ein gesetzter einfacher Junge, dem man die Ehrlichkeit ansieht. Er sagt höflich: „Unterthänigster Diener." — Dieser wirklich unterthänigste Diener hat eine lichtgrüne Jacke an, ein rothes Gilet bis unter den Bauch reichend, mit zwey Reihen Knöpfe, ein schwarzes Beinkleid bis unter das Knie, mit großen Schnallen, gestreifte Wollstrümpfe und Schuhe mit ungeheuren Querschnallen. Er ist tüchtig bewadet, denn damahls gab es noch Waden. Der Kellner, was sich von selbst versteht, ist frisirt, sorgfältig eingepudert; ein stattlicher Zopf, an den Schläfen große Haarrollen, mit langen schwarzen Nadeln in Positur gehalten, vollenden die imposante Coeffure. Sie ist rein modern; noch ein paar Jahre zuvor hatte unser „wilde Mann" noch keinen Zopf, nur eine Querwurst oder Wulst. So entwickelt sich der Geschmack. Um den Leib hat der wilde Mann ein weißliches Vortuch

gerollt wie einen Gürtel; um die Schulter ist eine ebenfalls weißliche Serviette geschlagen.

Dieser unterthänigste Diener erzählt uns nun ganz offenherzig, was man heute haben kann. In einem abscheulichen, damahls allgemein herrschenden Wienerdialect nennt er uns 5 bis 6 Speisen. Der Mensch ist selbst der Speisentarif, denn es gab eigentlich noch keine Zettel, am wenigsten gedruckte. Wozu auch für die paar Artikel? Wir bestellen, wir essen, wir sind zufrieden. Es ist Alles substanciös, die Portionen sind sehr sichtbar. Wir trinken ein Glas Wein, denn es ist Freytag oder Sonntag; die viereckige Flasche ist geschliffen, das Glas ist ein Kelchglas, denn der Wein ist ein Sechzehner. Wir zahlen das Zechlein, bey dessen Berechnung weder Kreide noch Bleystift nöthig. Dem Unterthänigsten Diener, der uns wirklich vortrefflich bedient hat, ein Geschenk zu machen, fällt uns gar nicht ein; so etwas geschah nur ganz ausnahmsweise. Der Kellner, ohne einen Heller Trinkgeld (Heller wie Pfennige trug man damahls ganz allgemein bey sich; so vernünftig wirthschaftlich war man noch) war höflicher, als jetzt ein Garçon, den man 10 bis 20 Percent in den Rachen wirft. Ein jetziger bedankt sich kaum, höchstens nickt er ein wenig; er ist ja kein unterthänigster Diener; er ist ja ein angehender gnädiger Herr, in Kürze selbst ein Hôtel-Inhaber. Freylich, denn wie der verdienstvolle André vor circa 25 Jahren in seinem „Hesperus“ gerade von einem Zahlkellner des „wilden Mannes“ nachweist, betrugen dessen Trinkgelder alljährlich mehrere tausend Gulden. Ein solcher Mensch steht also auf ein paar Sechser gar nicht an.

Geh'n wir zum „goldenen Ochsen“ (jetzt „Stadt Frankfurt“), er ist ein getreues Seitenstück zum „wilden Mann.“

Die Stiege war aber noch execrabler; man schwamm. Hingegen die Zimmer hell, und Alles voll Heiterkeit, wie der Wirth Pirus, der wohlgemästete und doch so bewegliche, mit dem glänzenden Vollmondgesicht. Der kommt, uns die goldene Dose präsentirend, allerhöflichst schon an der Treppe entgegen, zuweilen auch die Kugel, aus der nahen Küche: seine Frau.

„Herr, wie geht's! Spazieren Sie nur herein!" (Noch kein Herr von.)

Wir danken und fragen: „Und wie geht's dem Herrn; der Herr hat heute viele Gäste; was macht die Madame Pirus?" — Der nachmahlige Herr von Pirus empfiehlt sich nun, er schwenkt sein grünsammtnes Käppchen, und watschelt in die Hölle hinunter, so hieß nähmlich die gemeine Gaststube zu ebener Erde im Hof.

„Wilder Mann" und „goldener Ochs" waren auch der „weiße Ochs" (jetzt „Stadt London") der „Matschakerhof" (dessen Treppe noch am deutlichsten an die gute alte Zeit erinnert), der „Schwan" und „braune Hirsch", der „Stern," das „Jägerhorn" (wo der alte Retzer mit einigen Schöngeistern zu soupiren pflegte), der „Greif" (jetzt „Erzherzog Carl"), die „Dreyfaltigkeit," die „drey Hacken," (zum „römischen Kaiser" umgetitelt, als es eben anfing, keinen mehr zu geben). Diese Schildesveränderungen verführten den sonst so exacten Geographen und Statistiker Stein. In seinem Reisetaschenbuch führt er als Wiener Gasthöfe an: Der „goldene Ochs," die „Stadt London," der „weiße Ochs," die „Stadt Frankfurt," die „drey Hacken," der „Greif," der „römische Kaiser," der „Erzherzog Carl" ꝛc. — So machen es die Ausländer mit uns. Sie geben uns noch mehr Gasthöfe als wir schon haben; aber doch keinen großartigen,

würdig der größten Stadt Deutschlands, deren sie selbst so viele haben in ihren Miniatur-Städten. Da ist denn in dem engen Raum des goldenen „Ochsen" in der That das Mögliche geschehen; es ist wirklich so etwas à **la Francfort**, welches Frankfort bekanntlich die hohe Schule der Gastwirthe und Aufwärter.

Von einer table d'hôte war schon damahls keine rechte Rede. Da war Widtmann zuletzt in der Singerstraße; da war Villars auf dem Graben, in demselben Locale, wo jetzt der Großschneider Gunkel. Des Villars Aushängetafel war curiös. Sie war gerade an der Stelle der Gunkelschen mit der Aufschrift: „Gasthaus aller Biedermänner." Ein seltsames Compliment! Ein außerordentlich besuchter, aber ordinärer Traiteur war Schweigerd im Trattnerhof. Man speiste da zu antiquarischen Preisen wohl auch antiquarisches Essen. Die seligen Binz und Haselmayer waren seine stehenden Gäste. Auch hier (und wohl noch am ehesten zu entschuldigen) Alles entsetzlich schmutzig, denn sehr reinlich war es nicht. Ein Gasthaus, wie ein Frauenzimmer, das nicht außerordentlich reinlich, ist außerordentlich schmutzig, und verleidet den Appetit. Berüchtigt war in diesen Stücken das „Jägerhorn;" aber wie rein blies es noch jüngst!

Noch berüchtigter jedoch waren und blieben die Bierhäuser, deren schrecklicher, Alles durchbeitzender Tabakqualm allein schon große Schuld trägt. Ein paar weißthönerne (sogenannte Cöllner-) Pfeifen waren vorräthig; unter dreyßig Gästen schmauchten vielleicht zwey, und mit großer Discretion, sich sehr in Acht nehmend, der Gesellschaft mit dem Rauch zu nahe zu kommen.

Im Lothringer-Bierhause im neuen Dreylauferhause auf dem Michaelsplatz, dem nobelsten Bierhause Wiens

(wenn das Wort nobel auf ein Bierhaus ja anwendbar) wurde so gut als gar nicht geraucht. Zwey Zimmer waren heraus auf den Kohlmarkt; später benützte man noch den kleinen Haushof zu einer Speise-Localität. Da fanden sich die Bier-Honoratioren ein. Wenn man schwelgte, verzehrte man einen Siebzehner. Es gab außer dem sogenannten Plutzerbier nur zwey Sorten: Mayländer und weißes (welch letzteres kohlschwarz). Wein durfte in den Bierhäusern nicht ausgeschenkt werden, in den Weinhäusern nicht Bier; närrischer Zwang.

Das Lothringer-Bierhaus hat sein Schild von der Vermählung des lothringischen Prinzen Franz mit Maria Theresia gewählt; er war das lothringische Wapen. Damahls war dieß Bier-Paradies im Hause darneben, auf dem Kohlmarkt, wo es jetzt wieder.

Ein famöses Bierhaus war und ist noch das auf der Brandstätte. Zu den renommirten gehörte das „christliche“ in der Bischofsgasse, das „Repphuhn“ in der Goldschmied-, das Tax'sche in der Spänglergasse, das zur „großen Tabakspfeife“ im Trattnerhof, wo die Raucher sich losließen, und oft wohl Ihrer zwanzig aus einem ungeheuren mit Röhren gespickten Tabakskopf dampften.

In den Vorstädten gab es einige recht stattliche Gasthäuser, von denen die meisten noch blühen. In der Leopoldstadt der „Adler,“ das „Roß,“ das „Lamm,“ der „Sperl,“ die „sieben Churfürsten,“ der „Derfuß“ (in der Jägerzeile); die letzten drey mit Gärten. Mit G ä r t e n, nähmlich mit einem Raum voll Gras, dichten Bäumen, Lauben und ähnlichem vegetabilischen Zugehör. Ein mit Sand bestreuter Hof, ein Dutzend vertheilte Holzstangen mit aufgepfropften Laubbüschelchen, das ist kein Garten. Die Sperlwirthschaft ist der ganzen

Welt bekannt; der ganzen Welt aber verdient bekannt zu seyn, wie gut, rein und billig es beym „Derfuß“ und in den „sieben Churfürsten“ war. Das „Lamm“ coquettirte späterhin mit seiner Küche; Gourmands fanden sich da ein in den abscheulichen Casematten, und fanden Alles gut, weil Alles schrecklich theuer war. Nun, es war Mode! Jetzt ist das „Lamm“ ein Pallast und es ist nicht Mode.

Auf der Landstraße die „goldene Birn,“ noch ohne Garten (der jetzige ist wirklich das, was man einen Garten nennen kann, damit aber Punctum) eines der allersolidesten Gasthäuser der Welt; Alles nach altem Schrott trefflich, reinlich, wohlfeil, einer der letzten Lichtstrahlen gewissenhafter, solider Wirthscharactere. — In der Rossau das „schwarze Thor,“ der „Schwan,“ die „Schlange,“ die „Ente“ in der Josephstadt, die „Elster“ in der Alsergasse, lauter animalische Schilder, sehr brav. Alle die Letztern mit Gärten — wenn auch klein. — An Wochentagen pflegte kein Mensch da zu seyn; man fand sich nur an Sonntagen ein. Die Wochentage hatten noch nicht aufgehört. Nur an Donnerstagen des Abends kamen zuweilen einige wenige Gäste; aber um halb 10 Uhr liefen sie stracks davon. Jetzt läuft man um dieselbe Stunde stracks aus der Comödie, stracks zum Sperl, oder dort und dahin. Hingegen steht man so früh auf, als möglich, nähmlich des Morgens. Vielleicht dreht sich die Ordnung wieder um, vielleicht wird, der Himmel gebe es, die Regel wieder zur Ausnahme.

Titanen-Kampf.

Wenn zwey Athleten ringen, so ist es ein Schauspiel für Götter. Nur Kraft, Kraft; die Götter sehn das gern.

Wenn aber zwey Athleten Sprachmeister sind, ein französischer und italienischer, so sehen es die Götter nicht gern, oder aber, sie lachen dazu, daß sie sich den göttlichen Bauch halten möchten. Der Soubiran, der französische war ein Athlet, 7, 8 Schuhe, ein Coloß, proportionirt, die vollsten Kernwaden von der Welt; Fäuste wie ein patentirter Boxer; Brust und Schultern wie der Atlas auf der Hofbibliothek; eine Stimme wie eine Rohrdommel. Der Voltiggi, der italienische war ein Athlet, 7, 8 Schuhe, ein Coloß, proportionirt, die vollsten Kernwaden von der Welt; Fäuste wie ein patentirter Boxer; Brust und Schultern wie der Atlas auf der Hofbibliothek; eine Stimme wie eine Rohrdommel. Der Gott, vulgo Protector des Soubiran war der Prinz De Ligne; jener des Voltiggi der Graf Ayala. Diese zwey Athleten also, die rangen; sie hatten sich, wie man sagt, „zerkriegt," und also ein wenig bekriegt. Aber wo? In dem kleinen spiegelverzierten Buchladen des kleinen Reichsritters von Moesle, wo kaum Platz für ihn selbst. Man kann denken: wie also für die zwey andern Ritter und das Salzburgerlein dazu? Soubiran hatte seine Opera da in Commission; sie gingen gut ꝛc. Kurz: sie fluchten und rangen, was man so sagt, sie gerbten sich herum; dumpf dröhnende Püffe regnend. Die zwey Götter nun, charmanter Zufall, kamen da zu gehn; sehen, hören; bleiben stehn; weiden sich an ihrem Schauspiel, und zerplatzen vor allen Leuten vor Lachen. Leute sammeln sich; Alles klatscht; die Athleten aber darob sammeln sich auch; hören auf, und entspringen mit Gebrüll hinüber zum Pilati. Dieses ist in Kürze die wahrhafte Historie der beyden Ringer und ihrer Götter, welche jedoch noch nicht zu Ende ist. Bey Pilati (leider weyland Durchhaus) nähmlich links, da war ein großes Zimmer,

wo der Schank; Raum also und gute ledergepolsterte Bänke, auch Stühle mit Füßen zum Herausziehn im Fall des Bedarfs; ein prächtiger Kampfplatz. Hier gedachten die beyden Gymnastiker des Moesle'schen Hauptwerks Fortsetzungen und Supplemente zu ediren, warfen schon die Röcke ab. Aber siehe, da hinten im Dunkel huckt ein friedliebender, friedenstiftender College, Baillet der kleine, dicke, warme, sanfte Baillet bey seinem Stutzen Zwölfer. Der erhebt sich, haranguirt die schäumenden Duellanten. Der Demosthenes siegt, denn er appellirt an den Bacchus; in ein paar Minuten trinkt das Kleeblatt auf die Gesundheit der Götter. Aber die Scene bey von Moesle war originell; rein volksthümlich. Die Helden jedoch sind längst, o längst daheim, wie ihre andern Werke. Eines Tages aber, da hätte der joviale De Ligne den Einfall haben können zu den beyden Schützlingen zu sagen: Wißt Ihr was; ich werde Euch versorgen. Ich stelle Euch als Balconträger meines rosenfarbigen Hauses auf der Melkerbastey an; und wenn Ihr Euch gut aufführt, so könnt Ihr manchmahl ausgehn, zu den zwey Caryathiden des Fries'schen Palais, so auf Besuch.

Wackerbarth.

In der Herrngasse ist ein altes Haus mit einem Balcon, getragen von alten Männern, die ihre wackern Bärte, wie streichelnd umschlungen halten. Dies Haus gehörte einst den Baronen Wackerbarth. Graf August Joseph Ludwig, als er vor einigen Jahren hier, erzählte dasselbst. Es war eine Lust, den rüstigen Greis zu sehen, und sprechen zu hören. Seine Persönlichkeit ist so, wie sie in

der Vorrede eines seiner größern Werke geschildert, z. B. „Durch ewige Reisen und unzählige Strapatzen abgehärtet. In allem Betrachte noch eine wahre Urnatur.“ An ein Herzogthum hat er, so behauptet er, eine Forderung von mehr als hundert Millionen Louisd'or; bey Napoleon aber nichts erzielt. Er arbeitet jetzt an einer Geschichte der deutschen Kaiser. Am Singulärsten liest sich seine Geschichte der großen Teutonen. Seit 1794 hat er das österreichische Bürgerrecht.

Audienz bey Maria Theresia.

Im Vorzimmer der Kaiserinn Maria Theresia zu Wien, schreitet ein stattlicher Mann sinnend auf und nieder. Er ist schon bejahrt; sein rundes, derbes, frisches Gesicht zeugt von Gesundheit; das große helle Auge leuchtet von Verstand; der Mund ist edel, die Nase etwas aufgeworfen. Er trägt eine kurze Lockenperrücke, einen scharlachrothen Rock, ohne Goldtressen noch sonstige Zier; eine fast bis an das Knie reichende weißatlassene Weste, schwarzseidenes Beinkleid, weißseidene Strümpfe; hohe, bis an das Schienbein langende Schuhe mit lichtrothen Absätzen und bauschigen schwarzen Schleifen. Von Luxusstücken bemerken wir nichts an ihm, als das Jabot und die Manschetten von den feinsten Spitzen; den kleinen eingehenkelten Degen mit goldenem Griff, und zwey lange goldene Uhrketten. Unter dem linken Arm hat er einen Fascikel Acten und den feinen Chapeaubas; die rechte Hand ruht in der halb geöffneten Weste. So geht er bedächtigen, festen Schrittes auf und ab, von Zeit zu Zeit einen Blick auf eine seiner beyden Taschenuhren werfend. Dieser Mann

ist der erste Leibarzt, Präfect der Hofbibliothek und Präses des Studien- und Censurwesens: Gerhard Freyherr van Swieten.

An der Thüre des Audienzsaales stehen zwey Hartschiere mit ihren Hellebarden starr und bewegungslos wie Bildsäulen, und der ganz in Schwarz gekleidete Thürhüther; an dem Eingange des Vorzimmers weilt ein kaiserlicher Leiblakey, in schwarzsammtener lichtgelb galonirter Livrée; die Arme schlaff herabhängend, zeitweise geräuschlos, wie verstohlen, eine Prise Tabak nehmend.

Baron Swieten, wieder nach der Uhr sehend, wirft jetzt einen Blick auf den Thürhüther. Andreas sagt er, die Audienzstunde ist schon lange da. Warum darf Er noch Niemanden melden lassen?

Gnädigster Herr, entgegnet der Mann mit einem tiefen, verharrenden Bückling, der berühmte Physikus und Taschenspieler Guyot, reiset heute wieder nach Paris zurück. Ihre Majestät aber haben geruht, zu befehlen, daß er seine admirablen Kunststücke vorerst noch dem allerhöchsten Hof producire; dazu wurde auch Herr von Kempelen gehohlt, der sie beurtheilen soll. Sobald Herr von Kempelen herauskommt, kann die Audienz beginnen. Also lautet der allerhöchste Befehl, mein gnädigster Herr.

Dies vernehmend, ließ sich der Harrende auf einen der ungeheuren ledernen Lehnsessel nieder, Papiere und Hut auf den Tisch legend. Kaum aber war dies geschehen, als die Thüre des Audienzsaales leise sich aufthat, und Herr von Kempelen mit freudeleuchtenden Augen, ein Papier in der Hand, heraus trat, und wie er Baron Swieten erblickte, eilfertig auf ihn zuging.

Geschwind nur, sagte er zu ihm, muß ich Ihnen er-

zählen; was mir begegnet. Guyot machte allerdings schöne Sachen. Als er fort ist, bemerkten Ihre Majestät zu mir, daß die Franzosen doch auch in derley Dingen unsere Meister seyen. Ich erwiedere ehrerbiethigst, daß die Deutschen wohl noch ungleich Besseres vermöchten, aber zwey Dinge fehlten ihnen. Auf die hastige Frage der allergnädigsten Frau, worin sie bestehen, antworte ich: In Geld und in Zeit. Beydes soll Er haben, entgegnete die Huldreiche rasch, und schreibt diese Geldanweisung auf die Kammer in Preßburg.

Der Baron will ihm Glück wünschen; aber der Entzückte ist entschwunden.

Unterdessen war der meldende Thürsteher zurück, und Swieten trat in den Audienzsaal.

Die Kaiserinn saß auf einem colossalen mit carmoisinrothem Sammt gepolsterten Armstuhl an einem großen mit grünem Tuche belegten Geschäftstische, der mit Papieren bedeckt war; die Feder in der Hand. Erst seit Kurzem Witwe, hatte sie noch eine anmuthige Frische, welche durch die weltbekannte geschmackvolle Trauerkleidung, die sie, wie man weiß, bis an ihren Tod getragen, noch mehr gehoben wurde. Ihr Antlitz war heiter; sie gab dem Baron, der in gemessener Entfernung gebückt stand, mit der Fahne der langen Schwanenfeder das Zeichen näher zu treten.

Nun, mein lieber Swieten, sagte sie, huldig nickend, meine Gesundheit ist die beste; ich beobachte immer Seine weisen Rathschläge.

Eurer Majestät Wohlbefinden, entgegnete Swieten, ist mein höchstes Glück und meine höchste Sorge. Ich darf also jetzt vielleicht von anderweitigen Angelegenheiten sprechen?

Thue Er das, lieber Swieten, und lasse Er den Leibarzt ganz aus dem Spiele. Um was handelt es sich? Lege er Papiere und Hut ab.

Swieten machte eine tiefe Verbeugung, nahm aus dem Fascikel einen zusammen gelegten Bogen, entfaltete ihn und sprach: Das Unwesen, welches die alchymischen Laboranten, die Geisterbeschwörer und Schatzgräber in der Residenz fort und fort trieben, hat Eurer Majestät allerhöchstes Mißfallen von jeher erregt, indem Hunderte der rechtschaffensten Familien dadurch unglücklich geworden.

Die Stirne der Monarchinn verfinsterte sich.

Ich habe also, fuhr Swieten in etwas gemäßigterm Tone fort, die geeigneten Maßregeln ergriffen; und ich glaube, Eure Majestät werden selbe nicht zu rigorös finden....

Ich kenne Seinen Eifer; fast besorge ich, unterbrach die Kaiserinn....

Geruhen Eure Majestät nur einen einzigen Blick auf diese Liste zu werfen. Die Kaiserinn that das.

Was! rief Theresia, wie von Unmuth erröthend aus: nicht weniger als Neuntausend solcher Frevler sollen lediglich in Wien ihren Unfug treiben? Das ist ja erschrecklich! Ich bitte Ihn, Swieten, das ist ja ganz unglaublich!

Nachdem Sie das Verzeichniß durchgegangen, fuhr sie, in derselben Aufregung fort: Und welche Nahmen finde ich da?! Männer vom höchsten Rang; Personen, aus Unserer nächsten Umgebung! Barmherziger Himmel, wie ist die Religion gesunken! Wer Gottesfurcht hat, kann sich unmöglich so frech an den Geheimnissen der Vorsehung versündigen. Der schwache Sterbliche: Die ewigen

Gesetze Gottes und der Natur entschleiern, ja meistern wollen!! Es ist ruchlos!

Die Kaiserinn seufzte, und ließ das Papier auf den Tisch hingleiten. Swieten hatte nicht ohne einiges Behagen diese augenscheinlichen Merkmahle der Mißbilligung wahrgenommen; und da die Monarchinn fortfuhr zu schweigen, sagte er: Ja wahrhaftig ruchlos, allergnädigste Herrinn. Es sind dies lauter Sectirer jenes unseligen Sehfels; und doch ward es scharf getadelt, als mit Energie gegen ihn verfahren, und sein Laboratorium in Rodaun zerstört wurde.

Diese etwas voreiligen Worte waren ihm entfahren, fast ohne daß er sich deren klar bewußt war. Er war schon im Begriff, ihren Sinn zu mildern, als die Kaiserinn den zusammengelegten Bogen in die Hand nehmend, in ernster, ruhiger Gemessenheit also sprach: Es sind hier auch viele durchaus ehrenhafte Nahmen; sie gehören Männern an, die sich um die Wissenschaften verdient gemacht haben, und andere, die sich in der Gottesgelahrtheit hervor gethan, die in kirchlichen Ämtern stehen; habe Er, mein lieber Swieten, die Gewogenheit, das zu wissen!

Swieten verbeugte sich, etwas verstimmt. Die Monarchinn fuhr in derselben gehaltenen Ruhe fort: Auch darf man nicht vergessen, daß durch solche alchymische Experimente, wenn es auch nicht unmittelbarer Zweck war, so viele nützliche und wichtige Entdeckungen gemacht worden, z. B. die medicinische Goldtinctur, der Stahlgeist, der Carmin, die Natur des Quecksilbers wurden bey Gelegenheit solcher Versuche kennen gelernt, auch das Porzellan...

Als die Kaiserinn eine kleine Pause machte, sagte

Swieten: Erlauben Eure Majestät, daß ich Allerhöchstdero Einsicht und Gelehrsamkeit bewundere.

Theresia unterbrach ihn mit den Worten: Nichts da von Gelehrsamkeit; ich bin kein Mann; ein Mann will ich nur in Regierungsdingen seyn, und... bleiben. Was die Gelahrtheit betrifft, so frage Er nur meine Jesuiten. Aber (setzte sie sacht und wohlwollend mit einem freundlichen Blicke hinzu), er ist ja mein guter Swieten, er ist ja selbst viel gelehrter, als alle diese geistlichen Herren, die theologischen Wissenschaften ausgenommen, vielleicht auch die Geschichte. Er, der Swieten, dessen Boerhaave'scher Commentar ein Monument für alle Völker und Zeiten ist; ein solcher Bücherkenner, ein zweyter Aristoteles!

Die Kaiserinn Maria Theresia verdient zu beglücken; denn sie versteht zu beglücken, versetzte Swieten.

Nicht derley Schmeicheley, entgegnete die große Fürstinn mit erhabenem Selbstgefühle ernst. Theresia achtet und beschützt die Wissenschaften. Es soll auf deren Kosten keine Ungerechtigkeit begangen werden. Theresia achtet und schätzt auch den großen Swieten, dem sie viel verdankt, und eben deßhalb hat sie deß kein Hehl, daß ihr sein Verfahren gegen jene bedauernswürdigen Schwärmer und Verirrten etwas zu lebhaft scheint. Fast, setzte sie lächelnd hinzu, mit dem Finger wie gnädig verweisend, möchte ich glauben, daß der große Swieten, freylich nur aus rein gelehrten Absichten, sich früher mit derley Experimenten selbst ein wenig abgegeben, wie sein berühmter Lehrer Boerhaave. Nun der war freylich nicht unglücklich dabey.

Swietens Gesicht überflog eine leichte Röthe.

Wenn man, fuhr die Kaiserinn fort, seiner Tochter acht Millionen hinterlassen kann? Acht Millionen, welche

Summe! aber doch! Zur Sache, lieber Swieten. Ich werde in dieser betrübenden Liste diejenigen Personen bezeichnen, die vor der Hand mit seinen inquisitorischen Anfechtungen verschont bleiben sollen; und wir sprechen dann über das Weitere. Was sind das noch für Acten? Aber so nehme Er doch Platz!

Der Baron, nach vielen Verbeugungen, setzte sich, ergriff die übrigen Bogen des Fascikels, und berichtete: Dies, Allerhuldreichste Monarchinn, ist der Catalog jener berühmten Sammlung des Baron Stosch, bestimmt, für Eurer Majestät Hofbibliothek erworben zu werden. Sie enthält 234 Folianten, 10,000 Prospecte und Karten.

Wir sind ja jetzt, bemerkte die Kaiserinn heiter, in keiner Boerhaave'schen Situation; aber der Stosch'sche Atlas darf uns dennoch nicht entgehen. Was ist der Preis? Schließe er ab.

Eure Majestät, entgegnete Swieten, das habe ich schon gethan. Der Preis ist ungleich billiger, als man sich hätte vorstellen können. Die Sammlung war bereits auf dem Puncte, anderwärts hin verkauft zu werden. Ich erfuhr es. Augenblicklich mußte gehandelt werden. Ich erlaubte mir, 8500 Gulden aus meiner eigenen Cassa dazu vorzuschießen.

Swieten erröthete in Etwas; die Kaiserinn schien zu stutzen. Sie sagte: Gut, Ich danke Ihm, daß er den Atlas gerettet. Die Summe wird ihm aus der Dotation der Hofbibliothek ersetzt werden. Diese Dotation werden Wir von heute an, erhöhen. Sage Er das Kollar. Ihr könnt nicht auslangen; Wir sehen das ein. Es muß mehr geschehen für die Bibliothek. Größere Acquisitionen werden besonders bestritten.

Swieten erhebt und verbeugt sich, ohne sich wieder zu setzen. Die Kaiserinn winkt ihm; er setzt sich. Sie fährt fort: Überhaupt, ich habe die Einleitung getroffen, daß von nun an ungleich Bedeutenderes für die nützlichen Wissenschaften geschehen könne. Unter Andern lieber Swieten, mache Er Jenisch zu wissen, daß er mit der Bearbeitung des Meninski'schen Lexicons recht fleißig sey. Ich habe dabey auch die türkischen Angelegenheiten vor Augen. Die orientalische Akademie braucht das Werk; die Arbeiten des Podestà taugen nicht viel. Ich nehme es in meinen Schutz; ich unterstütze es. Bedeute Er Jenisch, daß ich auf hundert Exemplare pränumerire.

Swieten verneigte sich.

Der Preis des Exemplares, sagte die Kaiserinn, wird wie ich glaube, achtzig Gulden seyn. Es bleibt dabey. Ich lasse Jenisch noch erinnern, daß er ja nicht versäume, eine Geschichte der orientalischen Literatur in Unsren Staaten als Einleitung dazu, auszuarbeiten.

Die Kaiserinn erhebt sich, und schreitet gegen das Fenster. Swieten folgt ihr.

Es soll Alles pünctlich ausgerichtet werden. Welche Befehle geruhen Eure Majestät noch, Allerhöchstdero unterthänigstem Diener zu ertheilen?

Die Kaiserinn schien nachzusinnen. Nur dieses noch, sagt sie: Was hält der Polyhistor Swieten von dem von Kempelen?

Er ist ein Genie, huldreichste Gebietherinn; er ist äußerst bescheiden, und voll Eifer und solidem Fleiß. Er ist, er wäre im Stande Außerordentliches zu leisten. Unlängst sehe ich ihn bey Tisch; die Speisen stehen unberührt, er ist in eine Zeichnung vertieft, voll mit tausend Federn,

Räderchen, alles unbegreiflich complicirt; oben auf dem Blatt eine Figur, die aussieht, wie einer der Schach spielt. Geschwind deckte er die Zeichnung zu.

Die Kaiserinn wird aufmerksam. Sie sagt: Er war vor einer halben Stunde da. Hat er ihn nicht fortgehn gesehen?

Zu Gnaden Eure Majestät.

Habt Ihr Euch gesprochen?

Eure Majestät, es ist der Fall . . . er hat, . . . er war in der freudigsten Überraschung.

Sonst nichts?

Swieten verneigte sich stumm.

Die Kaiserinn schien damit zufrieden. Nun, lieber van Swieten, sagte sie, ich muß Ihm noch danken für Seine geistreiche Reform der physikalischen und medicinischen Zustände der Prager-Universität. Er hat sich da als großer Mann gezeigt; Er hat sich sehr verdient gemacht. Wir danken Ihm indessen mündlich. Und nun gehe Er mit Gott, der Seine Thätigkeit segnen wolle. Wir empfehlen Euch Milde; Ihr versteht Uns. Der Herr sey mit Ihm. Wir sind Ihm in Gnaden gewogen.

Sie langte nach ihrem Andachtsbuche: „Der geistlichen Halszierde,“ das den Nahmen dieser frommen Herrscherinn trägt.

Swieten entfernte sich.

Während der Audienz des Freyherrn van Swieten hatten sich in dem Vorzimmer zu gleichem Zwecke zwey Männer eingefunden, die mitsammen gekommen waren; Beyde in einfachem, schwarzem Staatskleide, hochauf frisirt, reichlich gepudert, mit Haarbeutel, Chapeaubas, Stahldegen, und stählernen Schuhschnallen. Der Eine

von mehr kleiner Statur, aber schön und proportionirt gebaut, fiel durch ein außerordentlich geist- und seelenvolles Auge, durch die Lebhaftigkeit seines Mienenspieles, eine edle gebogene Nase, hohe Stirne, so wie durch das etwas Störende eines stets offen gehaltenen Mundes auf; während der Andere sich durch einen stattlichen corpulenten Bau und durch eine allerdings hübsche und frische, aber ungleich minder anziehende Gesichtsbildung empfahl. In jener des Erstern sprachen sich reges geistiges Leben, durchdringender Verstand, tiefes Denken, eine arbeitende Seele, gelehrter Ernst; in der des Letztern der kluge, besonnene, abwägende Verstand eines höhern Kaufmannes aus.

Ihr bruchstückweises Gespräch war ziemlich angelegentlich. Es betraf schriftstellerische Dinge; und es schien, als ob sie nicht so recht übereinstimmen könnten. Diese beyden Männer waren der Professor Sonnenfels und der Buchdrucker Ritter von Trattnern.

Sie machten dem vorüberschreitenden Baron Swieten eine tiefe Verbeugung, die er jedoch etwas frostig und steif erwiederte. Sie waren augenscheinlich von hoher Achtung für diesen großen Mann durchdrungen; doch war diese durch einen gewissen Zug specieller Verstimmung einigermaßen beeinträchtiget.

Der Thürhüther bedeutete dem Professor, in den Audienzsaal einzutreten.

Nun mein geehrter Professor, sprach ihn die Kaiserinn schon von Ferne an: welche gelehrten Neuigkeiten hat Er uns heute vorzutragen?

Eure Majestät, entgegnete Sonnenfels, nachdem er sich von einem devoten Bücklinge erhoben: es sind nicht unmittelbar gelehrte Dinge; das Eine ist vielmehr von et-

was profaner, doch aber vor dem Richterstuhle des Geschmackes und der Ehre der Kunst, sehr wichtiger Natur.

Aha, fiel die Kaiserinn mit Heiterkeit ein: was gilt es, Er kommt schon wieder auf das Capitel der lustigen Person?

Allerdings, erwiederte Sonnenfels mit einer tiefen Verbeugung; und ich gratulire mir, daß Eure Majestät geruhen, diese Angelegenheit, auf deren Ausgang die ganze Kunstwelt und ganz Deutschland gespannt sind, Allerhöchstselbst zu berühren.

Was sagt Er da, ganz Deutschland?

Nicht anders, Eure Majestät. Ganz Deutschland wagt es, zu hoffen, daß es nicht mißlingen werde, jene Caricatur des abscheulichen Hannswurst, die noch immer fortfährt, Thaliens erhabenen Tempel zu entweihen und die Hofbühne der großen Herrscherinn Theresia zu verunstalten, völlig zu verdrängen.

Ich kenne alle Seine Gründe, lieber Sonnenfels, bemerkte die Kaiserinn ruhig; Ich war ja nie eigentlich eingenommen für jenen Stranitzky und Prehauser, bin es auch für unsern lustigen Weiskern nicht allzusehr; und Ich gebe Ihm Meine Zusage, daß Ich Seinen Schritten nicht entgegen seyn will. Was sonst noch, Wichtigeres!?

Wichtigeres, ja wohl, allergnädigste Monarchinn; Höchstwichtiges. Welch ein Sprung: von der Sache eines Possenreißers zu einer Angelegenheit der leidenden Menschheit, die zum barmherzigen Himmel empor schreit, wenn die weise, erhabene, die gefühlvolle Fürstinn, die zärtliche Mutter ihrer Unterthanen sie nicht erhört.

Sonnenfels schwieg und senkte bekümmert das Haupt.

Maria Theresia seufzte.

Nach einer Pause sagte sie bewegt: Ich kenne Seinen Eifer, lieber Professor; Ich ehre ihn. Er ist aber wohl mehr empfindender Mensch, als psychologischer Richter und ruhiger Philosoph!

Mit etwas übereilender Wärme fiel Sonnenfels ein, indem sein edles Gesicht von heiligem Eifer erglühte: Majestät! Ruhiger Philosoph, psychologischer Richter, eben das glaube ich zu seyn; ich glaube, es in meinen Schriften bewiesen zu haben, was selbst das strenge Ausland würdigt; die Cathegorie des fühlenden Menschen scheide ich gänzlich hier aus.

Eine leichte Wolke lagerte sich auf der Stirne der Monarchinn.

Sonnenfels entging dies nicht. Er fährt, etwas besonnener, fort: Als ruhiger Philosoph muß ich mir allerunterthänigst erlauben, die Gründe in Erinnerung zu bringen, die ich mich bereits unterstanden, darzulegen. In dieser heiligen Sache, zittere ich nicht vor Hindernissen, eingedenk meines unerschütterlichen Wahlspruches: **Tu ne cede malis, sed contra audentior ito.** Noch einmahl flehe ich die Weisheit und das Herz Eurer Majestät an, im Nahmen der Grundsätze des Christenthums: Schaffen Sie die F o l t e r ab!

Bey diesen Worten ließ er sich auf ein Knie nieder. Die Kaiserinn war bewegt; blieb aber lautlos.

Sonnenfels seufzte, und fuhr fort: Ich weiß, Eure Majestät geruhen eine eigene Hofcommission anzuordnen, den spanischen Grafen an die Spitze zu stellen; ich denke an Alba; ich zittere.

Die Kaiserinn wendete sich ab, und schritt gegen das

Fenster, wo ihr Andachtsbuch lag. Sonnenfels wagte es nicht, ihr zu folgen. Er war in der äußersten Spannung. Maria Theresia kehrte wieder zu ihrem Arbeitstisch zurück, und sprach gemessen und ruhig, aber nicht ohne Wärme: Die Sache ist noch nicht reif, lieber Sonnenfels; die Zeitumstände selbst sind noch nicht geeignet; es ist eine Periode des Übergangs in Grundsätzen und Regierungs-Maximen. Er ist zu einsichtsvoll, um das zu übersehen. Verstehe Er mich recht. Die peinliche Gerichtsordnung muß doch endlich ein Mahl ausgearbeitet werden. Allzu hastige Reformen aber liebe ich nicht. Doch beruhige Er Sich; Er hat noch einen mächtigen Vertreter.

Bey diesen Worten blickte sie auf das Bildniß Josephs, ihres Sohnes.

Sonnenfels schien beschwichtigt, war es aber nicht. Er enthielt sich des Wortes.

Indeß, fuhr die Kaiserinn fort, schreibe Er über die Tortur; lasse er es im Auslande drucken.

Eure Majestät, bemerkte Sonnenfels: ich habe bereits Erfahrungen gemacht; ich muß in Sorgen seyn...

Ich verstehe, sagte die Kaiserinn. Sey er unbesorgt: ich werde mit Swieten sprechen. Das sey Ihm indeß genug. Nun aber behüthe Ihn der Himmel.

Er verbeugte sich tief, und entfernte sich.

Die Kaiserinn ging nachdenkend einige Mahle auf und nieder. Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch, das Haupt in die Hand gestützt. Es verging wohl eine halbe Viertelstunde. Der Thürhüther war diese ganze Zeit harrend an der Thüre gestanden, ohne daß die Monarchinn ihn wahrgenommen hätte. Nun winkte sie, und Herr von Trattnern kam herein.

Fasse Er Sich heute kurz, sprach die Kaiserinn, von Ideen und Gefühlen sichtbar bewegt.

Trattnern erhob sich von seiner andauernden tiefen Verbeugung.

Eure allergnädigste Majestät, sagte er mit gedämpfter Stimme; ich werde mich ein ander Mahl unterfangen.

Rede Er nur, versetzte die Kaiserinn. Wir lieben den Aufschub nicht.

Nun denn, entgegnete der Supplicant; es betrifft die neue Auflage der Commentarien des Lambecius. Diese acht starken Folianten, ohne Eurer Majestät huldvolle gnadenreiche Unterstützung....

Alles in der Ordnung, lieber Trattnern. Kollar, der sie bearbeitet, ist ein großer Gelehrter; die Wissenschaften sind ihm für seine „Analecta" vielen Dank schuldig; und Er, der Verleger, wird bey diesem Werk gleichwohl verlieren. Wir berücksichtigen dieses Opfer. Was jedoch den „Lambecius" betrifft, so ist das Werk ja eigentlich nur eine kurze Beschreibung der Manuscripte unserer Hofbibliothek. Wir lassen aber Unsern Schutz lieber allgemein nützlichen, mehr practischen Verlagsunternehmungen angedeihen. Wir würden lieber sehen, wenn er solche Bücher druckte, die auf die Befestigung der Moralität, auf die Bildung des Geschmackes, auf Verbreitung nutzbringender Kenntnisse abzielen.

Trattnern bemerkte: Eure allergnädigste Majestät, es fehlt an Autoren. Ich bitte allerunterthänigst um Verzeihung. Die wenigsten verstehen zu schreiben, ihr Deutsch ist abscheulich.

Das wird bald anders werden, sprach die Kaiserinn. Der Professor Sonnenfels wird schon dafür sorgen. Unterdessen

aber, lieber Trattnern, sagen Wir Ihm, daß es Unser Staatsprincip sey, Bücher hervorbringen zu lassen; es ist fast gar nichts da; es muß viel gedruckt werden; Er muß Nachdrücke unternehmen, bis Originalwerke zu Stande kommen. Drucke Er nach; Sonnenfels soll Ihm sagen: was? Lege er noch Druckereyen an. Wir wissen, Er geht auch damit um, Seine Filialhandlungen zu vermehren. Das ist gut.

Eure Majestät geruhen allerhuldreichst: ich beabsichtige auch, eine Papierfabrik zu errichten.

Das ist brav; thue Er das. Zähle Er auf Uns. Hat Ihn Unser in Gott ruhender, unvergeßlicher Gemahl in den Reichsritterstand erhoben, so wollen auch Wir nicht zurückbleiben. Er kann auch fortwährend auf Unsre Gnade bauen. Seine Devise: „Labore et Favore," wird sich erfüllen. Und was den Lambecius betrifft, so wird Er in einigen Tagen Bescheid erhalten. Für jetzt wollen Wir Ihn in Gnaden entlassen haben.

Die Monarchinn gab das Zeichen. Trattnern ging getröstet und erhoben von dannen. Seine Erwartungen erfüllten sich glänzend.

So schloß sich die Audienz bey dieser großen Monarchinn, man kann sagen: bey diesem großen Herrscher.

De Ligne.

Vom Prinzen de Ligne gibt es eine Menge Bonmots; das versteht sich. Ich weiß deren ein Paar; viele Leute werden sie auch wissen, aber nicht alle Leute.

Ein Riese von Floh auf seinem riesigen Jabot. Eine

Dame bemerkt es. „Ah, das ist mein Favorit-Floh! Kommt er ja doch von Ihnen?“

Man liest in den Zeitungen von einem neuen Canal. Die Fuhrleute, heißt es, werden verlieren. Nein sagt ein Eipeldauer-Brief, sie werden zu thun bekommen; sie werden Wasser zufahren müssen. Der Canal heißt es weiter, ist seicht; es wird nicht einmahl Jemand darin ertrinken können. Dieß äußert de Ligne. Eines Tages aber kommt die Nachricht, es sey Einer im Canal ertrunken gefunden. Pah, sagt der Prinz, das war nur ein Schmeichler!

Frau von Staël herbergt im Schwan. Der Prinz eilt, sie zu besuchen. Sie entschuldigt sich, in keinem anständigern Local empfangen zu können. Wenn man, entgegnet der Prinz, bey Corinnen ist, befindet man sich stets auf dem Parnaß.

Mir träumte, erzählt ein talentloser geckenhafter Dichter: ich war auf dem Parnaß; brav sagte Jupiter, mich auf die Achsel klopfend; Deine Ode ist recht gut. Nicht denn, fällt der Prinz ein; ich weiß besser was Jupiter zu Ihnen gesagt. Die Gesellschaft stutzt ein wenig; der Geck am Meisten. Nun fragt der, was sagte denn Jupiter Anderes zu mir? Worauf der Prinz ganz ernst und ruhig: Allez vous en, miserable poëte!

Geistinger schickt seinen Lehrjungen zum Prinzen mit einem Licitations-Catalog. Der Prinz, eben disponirt, blättert und sagt: Welcher Plunder! Sonst machte man Bücher zu Maculatur, jetzt Maculatur zu Büchern.

Zur Zeit des Congresses in Wien mangelte es nicht an Festen und Schauspielen. Ein Schauspiel aber, bemerkte der Prinz, fehlt Ihnen doch noch: das solenne Begräbniß

eines Feldmarschalls. Ich will es Ihnen geben. Und er hielt Wort.

Hätte er hier nicht Wort gehalten, so würde er es gegen Frau von Staël haben thun können. Sie hatte ihn aufgefordert, eine Auswahl seiner Schriften zu veranstalten. Sie selbst wollte sie redigiren, in Paris den Druck besorgen. Der Prinz entschloß sich.

Adam Müller

hatte den Ruf, vortrefflich zu sprechen. In der That war es Hochgenuß, diesen Mann reden zu hören, es sey über was immer. Leicht, blühend, scheinbar gewählt und doch höchst populär; sicher, glücklich, effectvoll; nicht die entfernteste Spur oratorischer Absicht. So wie er sprach, schrieb er. Er hatte mit Herder gemein, nichts auszubessern; konnte mit irgend einem Kirchenlicht sagen: Quod scripsi: scripsi. Natürliches Talent setzt sich voraus, besonders bey critischen, abstracten Materien. Weiterhin erklärt wird es durch vielseitiges reiches Wissen. Völlig klar aber, wenn man sein Werk, „Idee der Schönheit“ kennt. Über dieses Werk, mit dem jeder Freund der Ästhetik auf das Innigste befreundet seyn sollte, läßt sich hier nur sagen, daß es eine Welt von Studien, Genialität und Geschmack sey.

Kotzebue

konnte sich in Wien nicht gefallen aus eigener Schuld. Möge er in seiner Schrift: „Über meinen Aufenthalt in Wien“ die Sache verkleistern oder überschminken wie im-

mer: das Wahre blickt dennoch hindurch. Er zeigt sich sehr zurückhaltend. Es war schwer, mit ihm zu verkehren, wenn gleich er im Umgang äußerst geschmeidig that, und zum Theil auch war. Härten, Ecken, Abnormitäten und Heterogenitäten gab es überall. Manches wird durch die Schlegel'sche Satyre: „Ehrenpforten und Triumphbogen" beleuchtet. Als Hoftheater-Dichter, oder eigentlich Intendant war Kotzebue nach Alxingers Tod an dessen Stelle gekommen. Im Vergleich mit diesem und überhaupt erwarb er sich während der kurzen Zeit von zwey Jahren wesentliche Verdienste um die Hofbühne. Er schuf ein reiches Repertoir, gewann ihr manches tüchtige Individuum des Auslands, lieferte rasch mehrere eigene Stücke: das Schreibpult, Johanna von Montfaucon, die beiden Klingsberg ꝛc. Das Dorf im Gebirge erschien bey Schaumburg als Original. Eine Pension von 1000 Gulden bezog er bis an sein tragisches Ende. Das Porträt bey dem ersten Band seines Theaters in der Doll'schen Ausgabe ist treu. Man führte es während seiner Intendanz und noch viele Jahre später häufig auf Tabatieren. Die Haarrollen an den Schläfen ließen ihm gut, denn er war damahls etwas mager. Sein Selbstgefühl herrschte allenthalben vor. Auf mehr als einem seiner autographischen Briefe steht: Meine Adresse ist mein Nahme. (à Monsieur Boerhaave en Europe.)

General Lindenau

war aus der Schule Friedrich des Großen in österreichische Dienste getreten. Diese Schule mit ihren tactischen Grundsätzen hatte er ganz in sein innerstes Wesen aufgenommen;

sie waren mit seinem ganzen Seyn und Wirken verwachsen. Er trennte sich von ihnen nur mitunter und mit Schmerz. Des genialen Bülow Geist des neuern Kriegssystems und anderweitige neologische Militär-Schriften waren natürlich nicht nach seinem Geschmack. Inzwischen konnte, durfte er nicht umhin, sich mancherley Modificationen zu fügen. Wie Alles seiner Zeit war auch Friedrichs Schule einst die neueste, beste und bewährteste. 1789 hatte Lindenau seine beyden Werke: Über Winterpostirungen rc. und über die höhere preußische Tactik herausgegeben; 1789, in welch verhängnißvollem Jahre der Anfang gemacht ward, alsbald von Winterpostirungen so gut als nichts, und von der preußischen Tactik so wenig als möglich mehr wissen zu wollen.

Lindenau, als wissenschaftlicher Kopf, als Talent, als Schriftsteller, als Mann geistigen Umgangs machte sich bald bemerkbar genug. Der Feldmarschall Lascy faßte ihn auf, beschützte ihn, hob ihn. Lindenau stieg und stieg. Er glänzte in höhern Kreisen, genoß und benützte die Freundschaft des Herzogs Albrecht von Sachsen Teschen, seinen ununterbrochenen Umgang bis einige Jahre vor dessen Tode. Lindenaus weltmännische Formen, seine Heiterkeit, Lebhaftigkeit, sein sogenannter Witz begünstigten sehr seine Laufbahn. Dieser Witz aber war eigentlich nur derbe Witzigkeit, oft höchst trivialer Art, oft brüsk und beleidigend. Die meisten seiner derley Einfälle sind nicht geeignet, aufbewahrt zu werden. Der Preuße befand sich sehr wohl in dem humanen, discreten, großmüthigen Dienste Österreichs, daher er zu sagen pflegte: Die österreichische Ungnade ist mir lieber als die preußische Gnade.

Zu seinen literarischen Freunden gehörten Ayrenhoff,

Netzer, Leon, Bened. Arnstein. Für die Wiener war er, stets in Uniform, eine Stadtfigur.

Carl Friedrich von Lindenau war 1752 geboren, er starb den 14. Februar 1817 zu Wien als Feldzeugmeister, Theresien Ritter und Inhaber des Infanterie-Regiments Nr. 29. Wie Friedrich II. erwartete er den Tod in voller Generals-Uniform mit Stiefel und Sporen, in stoischer Ruhe. Er war ein menschenfreundlicher Mann. Das beurkundet auch sein Testament, zu dessen Vollstrecker er seinen Freund, den Feldmarschall-Lieutenant Blum ernannte.

Kanne

war einer der wenigen Tonsetzer, die zugleich wissenschaftlich gebildet, literarisch sind, und schreiben können und gut schreiben. Er war Genie, besaß lyrisches Talent und heitere Laune. Seine Opern „Orpheus,“ „Lindane,“ „die eiserne Jungfrau“ kennt und schätzt man. Bey seiner musicalischen Zeitung rieb er sich nutzlos auf; seine Leidenschaftlichkeit gegen Rossini mißfiel. Er war nicht ohne Fleiß und mußte doch stets darben. Kanne's Bibliothek bestand aus dem zweyten Theile von Jean Pauls Ästhetik. Seine zwey großen Gedichte, jedes ein Band: der Winter und das Weltmeer blieben ungedruckt, wiewohl in Verlegers Händen und honorirt. Kanne war ein biedres Herz, ein fester Freund. Seine herculische Natur unterlag seinem Cynismus. Gegen des Arztes Vorschrift griff er auf dem Krankenlager zur Weinflasche; sie in der Hand verhauchte er den edlen Geist.

Alxinger und Haschka.

Alxinger war reich, und Haschka war nicht reich. Sie sind beysammen, da kommt eine Nachricht, Alxinger hat 10,000 Gulden gewonnen. Haschka ist ergriffen. Es entfährt ihm: „Hätte ich 10,000 Gulden, so wäre ich glücklich.“ Hier hast Du sie Freund, ruft Alxinger aus, nimm sie und sey es. Haschka hat 10,000 Gulden. Eine zeitlang ist er glücklich. Aber o Nemesis! Eines Tages kommt ein Brief: Das Schiff mit den dafür gekauften Sclaven ist versunken.

Hofrath Bretschneider,

(† 1810) Vater des Generals, gehört unter unsere merkwürdigern Männer und Autoren. Sein Wesen, seine Geschicke waren abenteuerlich genug. Seine Gesinnung, seine Art, sich zu geben, zu reden und zu schreiben erinnerten an Trenck (den Major) mit dessen Riesengestalt er auch viele Ähnlichkeit hatte. Von Goethe und Napoleon war er kein Freund. Seine „Entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther“ machte Aufsehen; noch mehr seine gegen Napoleon gerichtete Schrift „Theodor,“ über die der französische Gesandte Klage einlegte; wieder noch mehr, doch viel früher (1788) sein „Allmanach der Heiligen,“ den man vergebens aufsuchen würde. — Seine „Papilloten“ (1769) haben Geist, so à la Weckherlin. Kennen lernt man den so vielseitig interessanten Mann, zugleich manche noch wichtigere Zeitgenossen, in seinen hinterlassenen, großentheils selbstbiographischen Schriften. Herausgegeben wurden sie von Freunden; von Hofrath Meusel (vermischte

Nachrichten 1816; Historische rc. Unterhaltungen 1818); von Göckingk (Reise nach London und Paris 1817) rc. Den gewissen 10,000 Gulden-Casus mit Alxinger und Haschka erzählte er wenig Jahre vor seinem Tode in Schaumburg's Buchladen vor mehreren Personen, die Thatsache genau so, wie ich sie berichtet. In seiner eben berührten Reise nach London rc. kommt das Factum ebenfalls vor.

Julius Griffith

wird vielen Wienern und Regensburgern noch in freundlichem Andenken leben. Sein angenehmes Äußere, seine Verstand und Seele leuchtende Miene, seine sanften, fast weichen, frauenhaften Manieren waren gewinnend schon beym ersten Anblicke. Engländer dieser Art wird es wenige geben, so lieb und warm, so weich und innig. Griffith war Arzt, Freund der Wissenschaften, des Reisens, industrieller Unternehmungen; bezog Alles auf das Practische. Er hatte Europa, Kleinasien, Afrika bereiset. Sein Werk hierüber erschien 1805 englisch, bald darauf französisch, dann deutsch übersetzt. In Wien führte er Watts mit seiner neuen vortrefflichen Druckerschwärze ein. Die Typographen aber griffen nicht zu, wohl aber die in Ofen. Griffith wollte ein großes Wörterbuch unternehmen. Da es nicht ging, baute er einen Dampfwagen. Bey der Probe am Tabor sah man, daß es damit auch nicht gehe. Der gute Mann setzte den größten Theil seines Vermögens zu, ohne alle Früchte. Es hieß hernach, er sey nach der Wallachey zu einem Großen als Leibarzt gezogen.

Sonnenfels.

Unser Montesquieu, und noch etwas mehr: Sonnenfels! Ein Inslebengreifer, Durchslebengreifer. Er Alles aus und durch sich selber. Was Lessing für Hamburg und Deutschland: er für Wien und die Monarchie. Verjager der Inhumanität, des Ungeschmacks, des Rococo, der Folter, des Hannswurst (um letztern doch Schade!) Reformator der Schrift- und Geschäftssprache; Administrations-Genie; Bildner unsrer berühmtesten Staatsdiener und Lehrer! Seine dreybändigen Grundsätze der Polizey, Handlung und Finanz sieben Auflagen! Das Diplom als Mitglied der philosophischen Gesellschaft zu Philadelphia findet nur noch die Witwe. Hormayr wird es, Statt Sonnenfels. Derselbe, der den Impuls zur Folterabschaffung stets für seines, Hormayr's Vater vindicirt. Kaiser Franz läßt der Witwe die ganze Besoldung als Pension. Kaiser Franz ehrt sich selbst. Sonnenfels war ein ausdrucksvolles, ansprechendes Israelitengesicht. Das Porträt bey seinem Handbuch der innern Staatsverwaltung ist treu; man sieht das bewegliche Mienenspiel des kleinen beweglichen Mannes. Die eine der auf ihn geprägten Gedächtnißmünzen ist nicht gut; sie sperrt den Mund zu weit auf. Allerdings sprach er viel und gern; er hörte sich gern reden. Man weiß, ein Bittsteller steht eine Stunde vor ihm; redet kein Wort. Sonnenfels allein spricht ununterbrochen. Er entläßt den Menschen. Mit diesem jungen Manne, erzählt er, habe ich mich trefflich unterhalten; er hat Talent.

Eines Abends, spät, fährt er mit einem fremden Gelehrten, von Schönbrunn zurück über die Laimgrube. Die

Glacis-Laternen brennen lustig; der Himmel ist bewölkt. Plötzlich tritt der Mond hervor, und erhellt die Stadt. Welch herrliche Beleuchtung, ruft der Fremde aus. Sonnenfels, glaubend, er meine die der Laternen, deren Einführung von ihm, entgegnet geschmeichelt: Sie ist auch von mir. Der Fremde stutzt.

De Ligne zuletzt.

1814, eines Tages, im Spätherbst, sieht man den Prinzen de Ligne, aus der Teinfaltstraße, die Herrngasse entlang zu Fuße gehen. Er trug die Feldmarschall-Uniform, ohne allen Überwurf. Der Rock offen; kurzes Beinkleid; Schuhe, dünn seidene Strümpfe; der Hut unter den Arm. In scharfer bewegter Herbstluft flattert das bleiche Haupthaar. Das edle Haupt selbst, dieser Vulkan von Geist, wackelt. Der Gang unsicher, der Schritt tappend; die ganze hohe Greisengestalt, zwar in aufrechter Haltung, aber balancirend, knisternd, knackend. Das sah und hörte man mit Erstaunen, mit Bangen, mit Zittern.

Auf dem Wall der Melkerbastey, 6 Schritte neben dem Pasqualatischen Gebäude ist ein kleines Haus mit zwey vorspringenden Säulen. Dieses kleine Haus war das große Palais des Fürsten de Ligne. Es war, wie das Stall- und Domestiken-Gebäude nebenan, rosenroth getüncht. Rosenroth wie des Prinzen Haus waren seine Wangen; rosenroth wie seine Wangen war seine Laune, war seine Rede; rosenroth wie seine Rede sein Briefpapier; rosenroth wie dieses seine Liverey: Alles rosenroth.

Nicht lange nach jenem Herbsttage waren alle Rosen weiße Rosen.

Ein Dejeuner.

Beethoven war heute überaus gut gelaunt, vielleicht deshalb, weil er eben ziemlich bey Gehör. Da bin ich, Ihr Freunde, sagt er mit heiterer Miene, in dem Mähnenhaar umherwühlend; eigens komme ich von Mödling herein in diesen widerwärtigen Augarten.

Bravo, Bravo, riefen Alle!

Wie hätte ich auch, sagte er, in seiner Stämmigkeit einher trabend, einer solchen Einladung widerstehen können?! Bey diesen Worten ergriff er die Hand eines auffallend kleinen dicken Mannes, in dessen Zügen Verstand, Besonnenheit, Klugheit und Wohlwollen leuchteten; drückte, schüttelte sie wacker; umarmte und küßte ihn schmatzend und herzlich, preßte ihn wie brüderlich an die breite Brust.

Alles rief wieder: Bravo, Bravo!

Dieser kleine Mann war Haslinger. Sie sind die Krone unsers kleinen Festes, welches Ihnen gilt, sagte er zu Beethoven; und da Sie mich immer Ihren „Generallieutenant" nennen, so habe ich hier so viele Ihrer und meiner Freunde versammelt, als gerade zu haben waren.

Beethoven begrüßt sie und schüttelt ihnen die Hand. Willkommen auch mein lieber Schuppanzigh, sagt er zu einem mehr kleinen, fetten, aber höchst beweglichen Mann mit rundem, vollen, lächelnden Antlitz; willkommen Du Roland der Quartettenspieler; Du Held meines Septetts. Vivat!

Alles das, sagt Schuppanzigh, habe ich eigentlich mehr meinen zwey gelehrten Recensenten zu danken, die mich so freundlich in Schutz nehmen. Zugleich weist er, complimentirend auf zwey Männer in vorgeschrittenem Alter; der Eine von angenehmem, edlen Antlitz, der Andere colossal,

mit rundem Gesicht, sehr lebhaften Augen, stark glatzköpfig, sehr nachläßig gekleidet: Ign. Seyfried und Kanne.

Der Letztere, sich schwer der Tabakpfeife enthaltend, schüttelt den kurzhalsigen Kopf, und stampft mit dem Fuß. Was da, brummt er sonor heraus; Alles in Ordnung! Seyfried nickt bejahend, und setzt hinzu: Ey um wie durchgreifender wäre die Wirkung gewesen, hätten zwey andere Männer die Feder geführt, die zehnmahl besser und geistreicher schreiben als wir Alle. Als Kanne das vernimmt, kneift er die Lippen und poltert heraus: Nun freylich, wer anders als Mosel und Lannoy?

Bey den Nahmen Mosel und Lannoy macht Beethoven eine Verbeugung, und nimmt den Hut ab.

Indem gibt der Garçon das Zeichen, daß servirt sey. Kanne trägt ihm Etwas auf, und geht voran.

Haslinger hatte unterdeß mit Hummel conversirt. Der war heute sehr verstimmt. Seine ohnedieß nicht sehr heitere Miene war völlig verdüstert. Er zupfte an seinem Orden; er zog das feine schwarze Kleid an seiner Corpulenz zurechte; er zerbog seine goldene mit Email und Diamanten decorirte Präsentdose, und streute den Pariser Rappé in die Luft. Haslinger sucht ihn zu begütigen. Seyen Sie ruhig Freund, hört man ihn lispeln; wir werden schon einig; ich lege noch 1000 fl. zu.

Man schreitet zur Tafel.

Die letzten Beyden sind der Abbé Stadler, alt, hinfällig, aber von jugendlichem Feuer in den großen, dunklen, etwas stechenden Augen; und Schubert, der gemüthvolle, geistanschmiegende Lieder-Compositeur, von Gestalt nicht viel größer, und nicht weniger dick als Haslinger; in den Gesichtszügen keine Spur jener Welt von Innigkeit und

Wärme. Sie müssen mehr von Seidl, mehr von Hebel componiren, bemerkte Stadler. Ein Weiteres, wenn ich mit meinen Mozart'schen Acten fertig bin. „Ey was, entgegnet Schubert in seiner Wienerischen Lustigkeit, „vorerst habe ich mit meinem lieben Mayrhofer zu thun; und wieder vorerst, Herr Abbé zum Schmaus!

Das Dejeuner war glänzend, denn es war à la Haslinger, wenn es galt, einen Freund zu feyern. Ein erlesenes Orchester führt Passagen aus Fidelio auf; Toaste werden gebracht. Beym dritten erhebt sich der Festgeber, nimmt von einem Nebentischchen ein kleines, rundes Maroquin-Futteral, auf dessen Deckel mit goldenen Lettern gedruckt: „Dem großen Beethoven.“ Der Gefeyerte öffnet; in Sammt gebunden mit goldnen Spangen sein Lieblingsautor Shakspeare auf einem Teller von gediegenem Gold. Die Gäste stutzen und staunen; Hummel starrt; alle Andern: Bravo Haslinger, Bravo! Vivat Beethoven, Vivat! Vivat Tobias!

Kanne hört nicht auf mit: Hoch, hoch, hoch! Er fing schon ein wenig an, sich selbst hoch leben zu lassen.

Aber wer schildert das Erstaunen Aller, als auf dem Blatt neben dem Titel Shakspeares, dessen Nahme steht, Shakspeares Nahme, und Haslinger erläutert: Meine Freunde: „Das ist die Perle: Der Nahme ist Autograph.“ Feyerlicher Ernst, erhabene Stimmung der Pietät ergreift Alle. Beethoven küßt das Blatt, drückt es an sein Herz; hohe Rührung verklärt den empfänglichen Bewunderer des großen Dichters.

Eine Pause entsteht; eine hehre Pause. Kanne hohlt seine schmierige geldlose Brieftasche hervor, und beginnt mit Bleystift ein Gedicht zu schreiben. Ein edler Aufschwung,

voll wogender Ideen hat sich der ganzen Versammlung bemächtigt. Da erhebt sich der Held des Festes, und spricht in langsamen Worten, wie recitirend: Mein theurer Tobias, Euren, Deinen Teller da, Gold und gediegen, wie Euer, wie Dein Herz und Character, den nehme ich nicht. Schenk ihn Deiner Frau, die Deiner werth ist, der Braven, Verständigen, Frommen, Gebildeten, der hohen Ausnahme als Wienerinn; in meinem Nahmen schenk ihn Ihr, für Sie und Euren kleinen Carl, der Deiner Ehre dereinst auch Ehre bringen möge und wird.

Ein allgemeines Vivat schmettert.

Hummel wendet sich zu Haslinger: Man sieht überall, Sie haben Tact, als glücklicher Tonsetzer, als Kaufmann, als Freund, als Mensch: Alles Tact. Haslinger ist ein geborner Großhändler; ihm prophezeye ich gloriöse Resultate.

Seyfried fällt ein: Große ausgreifende Ansichten, umfassende Plane; geniale Ideen; zur Ausführung Muth und Kraft und Ausdauer; dabey großmüthig, freygebig, unterstützend, fördernd überall, ein Wohlthäter ringsum Das ist Haslingers Bild. Mann von Herz und Kopf!

Ja, freygebig, unterstützend, nobel, Seelenfreund; leben und leben Lassen, sein Grundsatz; und leben M a c h e n, ruft Kanne begeistert aus, Die brillanten Erfolge werden nicht mangeln; sagt ja der Dichter: Mit dem Genius stehet das Glück im ewigen Bunde (die inhaltlose Brieftasche fällt dem Citirenden zu Boden); was der Eine verspricht, leistet das Andre gewiß.“

Und wieder erhebt sich Beethoven: Freund: Tausende habt Ihr es Euch kosten lassen, Du hast Tausende aufgewendet, der Einzige zu seyn, Beethovens durchaus sämmtliche Arbeiten und in prachtvoller Copie zu besitzen. Ich sel-

der habe nichts davon. Es ist die alleinige Sammlung, kaiserlich ausgestattet in Papier, in Schrift, in Einbänden. Wenn Du, ein Kaufmann, ein Familienvater, sie nicht behältst, versprich mir, daß Niemand Anderer auf Erden, selbst nicht das verschwenderisch zahlende England das Unicum erhalte......

Niemand Anderer auf Erden, entgegnet Haslinger begeistert, als unser wahrhaft erhabener Gönner, Dein würdiger Schüler und Freund, unser erlauchter....

Mein Rudolph, ruft der Meister enthusiastisch aus; mein Rudolph allein! Daran erkenn' ich Dich, mein Tobias.

Rudolph, Rudolph! Er lebe!

Die Bäckerwippe: das „Bäckerschupfen."

Es ist noch nicht gar lange, daß man nicht mehr vom sogenannten „Bäckerschupfen" redet. Kaiser Joseph hob diese nicht uninteressante Strafe auf. Aber vorher hatte man lange, sehr lange, ja durch Jahrhunderte davon gesprochen. Denn das Ding ist sehr alt. Das Ding, die Maschine nähmlich, der sogenannte Korb, durch welchen die Strafe vollzogen wurde, war eigentlich ein aufrechter Käfig, das Gerippe eines mannshohen Tragsessels. Er bestand aus vier senkrechten Hauptbalken, die durch dreymahl vier Querhölzer zu einem festen Gestell verbunden waren. In der Mitte ein aufliegendes Querbret zum Sitzen; darüber vorn an den zwey Balken eine schmale Leiste, sich daran halten zu können, zum Auf- und Zumachen. Unten ein Breterbeleg zu festerem Halte des Ganzen; oben vier kuppelförmig zulaufende starke Eisenspangen; an diesen hing

das Ding mittelst eines Hakens an einem starken Querbalken, um somit wie an einem Schlagbaume beliebig in das Wasser gesenkt und wieder heraufgezogen zu werden, was in Wien in der Donau geschah. Das war das „Bäckerschupfen oder Bäckerwippen." Nichts einfacher als das und nichts erträglicher als das, so eine humane homöopathische Abart des Kielholens der Seeleute; aber in früheren Jahrhunderten auch nichts schimpflicher als das, wo es gleichsam auf trockenem Boden vor sich ging; auf dem Graben, auf dem Neuen-Markte und im Kothe, und Tage und Nächte lang und ohne alle Ätzung und umschimpft, umhöhnt, angespuckt, verspottet von der rachgierigen, rohen Pöbelmenge: Entehrung, Ächtung. Das war freylich kein Spaß. Fanden die sanften Gefühle des Hungers, des Durstes sich ein: was war zu thun? Was sonst, als aus der Maschine herauszusteigen und im Moraste à la cochon herum zu suchen, jene rein menschlichen Gefühle an dieser abscheulich rein menschlich duftenden Tafel zu stillen. Wer sich also einem derley Abenteuer nicht aussetzen wollte (legale Bestimmungen würden sich etwa in den ersten zwey Bänden des alten „Codex austriacus" auffinden lassen?) mußte das rechte Mehl und das rechte Gewicht beobachten. Daß man das Brod zu klein machte, darüber gab es von jeher häufige Klagen; noch viel häufigere aber erheben sich in unsern Tagen über vermodisirende Schuster, daß sie die Stiefel zu klein machen, daß sie überhaupt gar nicht im Stande, Stiefel zu verfertigen. Es gibt Leute, die 100 Jahre alt sind und in ihrem Leben noch kein einziges Paar entsprechende Stiefel besaßen. Derley Fußschuhmacher können nicht messen, nicht zuschneiden. Es gibt Leute, die von einer Schusterwippe flüstern, natürlich bloß für die Donau. Es

gibt Andre, die sich mit Behagen erinnern, daß der idealische Schiller'sche Don Carlos seinen ewig zu eng machenden Schuster gezwungen, die Stiefel in seiner Gegenwart zu sieden und zu essen (Llorente: Spanische Inquisition), worauf denn der Herr Meister alsbald aufhörte, dumme Stiefel und überhaupt dumme oder gescheidte Streiche zu machen. Schusterwippe nicht übel! Es klingt charmant. Dann kommt die Reihe an die Buchdrucker, wenn sie nicht so vortrefflich setzen und corrigiren, wie die der „Theaterzeitung." — Also ein neues Schauspiel; ein frisches Spectakel. Freylich nicht so nerven- und muskelkitzelnd, nicht so geist-, herz- und gemüthprickelnd und rein drastisch, wie eine regelrechte solenne hochnothpeinliche Halsgerichts-Execution: aber doch ein allerliebstes Surrogat. **Faute de mieux!** Lasset uns genügsam seyn!

Er bey den Herzen.

Denke man sich das Innere der St. Augustiner-Kirche! Es ist Nacht. Das Grabmahl Christinens von rothem Fackelschein grell angeleuchtet; die übrigen Parthien der Kirche sind in mystisches Halbdunkel gehüllt, streifenweise durchzogen von dem dampfenden Qualmrauch der bewegten Fackeln; die hochhängenden Altarlämpchen flimmern matt hindurch. Regungslos stehen die Fackelträger vor der Pyramide, die wie in Feuer schwimmt, deren Gestalten sich bewegen in dem schwankenden scharfen Licht. Gegenüber dem Monument stehen vier Männer, es beschauend; der Pfarrer Franzoni, zwey Fremde, und ein dritter Fremder — Napoleon, ja Napoleon. Welch ein Phänomen! Und dieses war zu schauen am Abend des 5. Octobers 1809.

Wenige aber haben es geschaut; die Zugänge waren verschlossen. Napoleon war gekommen mit Rapp und Duroc, diese Hallen zu sehen. Starr, schweigend, düster, gedankenvoll, stand er da, in den Händen auf dem Rücken den kleinen Hut; sein spärlich Haupthaar bewegte sich leicht im feinen Luftzug. Magisch war sein Antlitz, seine Gestalt übergossen von dem rothen Glutschein; ein Dante'sches Bild. — Niemand wagte es, sich zu rühren; Niemand unterfing sich, zu reden. Feyerlich, erhaben, unheimlich zugleich, unbeschreiblich war der Moment und unvergeßlich. So einige Minuten fast. Diese Arbeit hielt er für Canova's gelungenste. Die Pyramide aber, meinte er, sollte besser, dem Hochaltar gerade gegenüber seyn, wo der Chor. Er fragte nach dem Grabmahl des großen Swieten, wie es alle unterrichteten reisenden Franzosen und Britten thun; seine Büste nahm er betrachtend in die Hand. Auch Daun's Monument beschaute er; aufmerksam die Colliner-Schlacht; er fand sie ähnlich mit der Austerlitzer, würdigte die Bedeutsamkeit jenes Daun'schen Sieges. Auf einmahl macht er eine, wie wegwerfende Handbewegung, und sagt: „Da liegt er nun! Es ist doch Alles eitel und vergeht in Rauch!“ — O Napoleon, warum sprachst Du nicht öfter ein bey den Herzen der Habsburger und Lothringer!?

Span

war wiederhohlt und dringend angegangen um das Material zu seinem Artikel in die National-Encyklopädie. Vor ein paar Jahren starb er, gegen die 80 zu. Sind die Leute todt, wo soll man sie hernehmen? Nur mit großer Mühe konnte man Artikel von würdigen Individuen, von Blank

(dem Ermordeten), dem unvergeßlichen Abbé Otto (aus dem Munde des wackern Metzger, dem er Freund), von Öhler etc. gestalten. Von Span weiß man nicht mehr gar viel. Er war ein ehrlicher Schwabe, stets gesund; es ging ihm gut, und doch schimpfte er den ganzen Tag. Boulanger und Dupuis waren seine Leute. Voltairen lachte er aus, obwohl er selbst ein starker Skeptiker. Er lehrte Griechisch und Latein. Da war er fest. Sonst in literis nicht sehr bewandert, ohne Belesenheit. Er war verholzter Pedant, giftig mit den Schülern, mit allen Leuten; spitzig, absprechend, arrogant, grob, und doch ein seelenguter, herzlicher Mann, ein redlicher echt österreichischer Patriot. Als Lehrer füllte er seinen Platz würdig aus. Er war ernst und streng, gerecht, durchaus unzugänglich. Er hatte zwey Pensionen, als Lehrer des Kronprinzen, und als Gymnasial-Lehrer. Ein sogenanntes Scandal gab es, als er im Wiener Conversations-Blatt die Autorität Goethe rectificirte. Auch Schillers Gedichte polirte er; zeigte, wie sie nach den Gesetzen der Logik und Form seyn sollten. Der Geist war ihm überall Nebensache. Seine „Begründete Würdigung der deutschen Dichtkunst und Dichter“ (2 Bändchen 1826) sind sein Porträt, höchst ergetzlich. Für einen gewissen Petz hatte er eine Characteristik Josephs II. geschrieben, die dieser unter seinem eigenen Nahmen herausgab, dem Verfasser aber das Honorar nicht bezahlte. Span rächte sich, erzählte den Hergang und ließ die Schrift 1810 mit dem Nahmen des wahren Autors erscheinen. Auf den Impuls des Buchhändlers Bauer schrieb er eine Piece über den Nachdruck, versteht sich zu dessen Gunsten. Er verstand aber nichts von der Sache. Die Piece wurde dann in der Wiener Literatur-Zeitung gut gehechelt. Es hieß da recht

witzig: „Statt diesen wichtigen Gegenstand mit der vollen Fackel der Wissenschaft zu beleuchten, hat man sich begnügt, einen schwachen Span aufzustecken.“ Von dem gelehrten Poppowitsch, der sein Freund war, hatte Span viele Original-Manuscripte. Wo mögen diese seyn? Span's scripta stehen in Kaysers Bücher-Lexicon.

Gall,

der Schädellehrer, war stark gebaut, knochig, mehr groß als klein. Eine Glatze hatte er immer. Sein Gang war langsam, die Arme schlendernd. Das Haupt sehr stark vorgebogen; der Blick abwärts; ewig sinnend, denkend. Der dreyeckige Hut in der Hand. Der Anzug einfach, nachlässig. Dunkler Rock, Weste und Beinkleid schwarz, weißzwirnene Strümpfe, eng an der kräftigen Wade; große silberne Querschnallen an den Schuhen. So wandelte der große Mann einher, immer ernst, gehalten, besonnen, wie seine Rede; aber heiter, höflich, wohlwollend, warm, voll natürlicher Theilnahme. Sein edles Antlitz mag kaum sich verändert haben; die spätesten Porträte zeigen es so, wie es während seiner Wiener Praxis gewesen. Diese war sehr lebhaft; er zog deßwegen von seinem kleinen Hause auf dem Rennweg mit seiner massiv gestalteten Frau in die Stadt. Innige Freundschaft hatte er mit Rollet, und mit dem Hause Streichers, dem Jugendfreund Schillers. Als Gall von dannen zog, schenkte er Rollet einen Theil seiner kraniologischen Abgüsse und seiner Manuscripte; Anderes sandte er ihm von Paris aus. Mit ihm und der gebildeten Streicher unterhielt er ununterbrochenen Briefwechsel. Gall's bereits vergriffenes Werk: „Philosophisch-medicinische Un-

tersuchungen über Natur und Kunst im kranken und gesunden Zustande des Menschen," von welchem, Wien 1791 nur der erste Band herausgekommen, scheint vergessen oder unberücksichtigt. Seine Vornahmen liest man häufig unrichtig. Autographe bezeugen, daß er Franz Joseph hieß. (Bey Vornahmen können diesfalls keine Zweifel eintreten, wohl aber bey Geschlechtsnahmen. Wir haben Autographe mit Gentz und Genz, Leibnitz und Leibniz. Billig nimmt man die spätere Schreibung an, wie bey E. T. A. Hoffmann, selbst der Vornahmen.)

Schreyvogel

ward und wird verschiedenartig beurtheilt, wie alle leidenschaftlichen Menschen. Und das war er, war es im hohen Grade. Wenige Sterbliche hatten so viel Verstand, so hohen Verstand, wie er, so scharfe Beurtheilungskraft und zugleich so wenig Selbstbeherrschung. Er ließ sich hinreißen, war starr, eisern in vorgefaßter Meinung, und trug nach. Im Äußern war er kalt, trocken, schroff, einsylbig; seine Worte aber waren Mark. Er hatte häufig Zerwürfnisse, heftige Scenen, grelle, rigoröse Auftritte. H., mit dem er im Sammler gekämpft, hatte ihn eines Tages schon am Fenster. W. stachelte er an, gegen Schneller, Hormayr und einen unbedeutenden Journalisten zu schreiben, was denn auch weidlich geschah. Schreyvogel war das völlig, was man „ein Gelehrter" nennt. Noch in frischen Jahren lebte er einsam und still, im höchsten Stockwerke der tiefsten Straße (auf dem Salzgries) der Literatur und den Wissenschaften. Da bereitete er sein Sonntagsblatt vor. Durch Verhältnisse ward er Kunsthändler. Er gefiel sich

nicht in solcher Sphäre. Nun gewann ihn die Kunst; und das Hoftheater gewann an ihm einen bahnbrechenden Umbildner, einen kundigen, kräftigen Gestalter, eine mächtige Säule; neues Leben, neuen Geist, neue duftige Blüthen und Früchte. Schreyvogel's Wirken war eine neue Ära eine Epoche. Die ganze Kunstwelt weiß und ehrt es. Dichter war er nicht; es gebrach ihm an Phantasie, aber gewandter Übertrager, umsichtiger, tactvoller Anordner. Er war ein eiskalter Verstandeskopf; für Genialität hatte er keinen Sinn; sie war ihm ein Gräuel. Als theoretischer Ästhetiker war er etwas arrierirt; als Dialectiker, als Critiker fein und glücklich. Den Dichtern und Schauspielern, selbst seinen Obern, war er eine Art Orakel. Sie suchten und fanden Rath und Auskunft. Er war Dictator, und verdiente, es zu seyn. Werner fragte ihn häufig um Rath; er hat gar Manches von ihm gelernt. Schreyvogel's literarisches Hauptwerk ist das Sonntagsblatt; diese köstliche Schöpfung ist sein würdigstes Denkmahl. Wer es kennt, diese Fundgrube von Studium, Belesenheit, Philosophie, Lebens- und Kunstansichten, wird sagen müssen, daß es ein würdig Seitenstück zu Addison's und Steele's Zuschauer. Das Erscheinen der Lieferungen konnte man nicht erwarten; die vornehmsten Geister bestürmten das Verlags-Local. Hochgestellte Männer holten sie persönlich ab, dem Verfasser ihre Hochachtung zu bezeigen. Das Sonntagsblatt ist Gold. In West's gesammelten Schriften hat es seinen Klang, seine Farbe, wenn auch nicht seinen Metallgehalt eingebüßt. Schreyvogel's Feder war Lessing's Feder. Auf Schreyvogel können wir stolz seyn. Kein Zweifel: wir sind es!

De Luca

hat das Verdienst, in der österreichischen Geographie und Statistik die Bahn gebrochen zu haben. Es ist gar nicht möglich, sich eine Vorstellung zu machen von De Luca's Umsicht, Fleiß, Leichtigkeit und Unermüdlichkeit. Was er geleistet, stellt ihn neben Schlözer; er ist vollkommen würdig, mit ihm verglichen zu werden. Jedenfalls steht er hoch über den allerdings auch sehr thätigen, aber flüchtigen, ungenauen Liechtenstern. Wenn man in der Weimarer Länder- und Völkerkunde die reiche Literatur- und Chartenübersicht anstaunt, so erwäge und respectire man, daß sie wohl aus De Luca's Lesebuch herstammt. Dieses ist eines der schätzbarsten Werke. Er hätte noch ungleich mehr geleistet, wäre er nicht so spät nach Wien gekommen, und in Linz und in Innsbruck nicht so angefeindet worden. Seine noch unbenützten hinterlassenen Materialien bildeten einen großen Schatz. Einen interessanteren, liebenswürdigeren Buckligen hat es nie gegeben. Nichts glich seiner sprühenden Lebhaftigkeit. Sein tiefschwarzes Feuerauge unter den weit vorspringenden, buschigen Brauen verschlang Alles, selbst jedes Damenherz. Seine unendlich langen Arme fielen auf. Aber die Höckerigen haben doch keine unendlich langen Arme, obschon man es, wie von Artaxerxes behauptet. Es ist alles Proportion, nur der Leib natürlich, ist kurz. Wenn man sich De Luca noch denkt! hüpfend, tänzelnd; gesticulirend wie ein Telegraph; sprudelnd und voller Geist; mit dem lichtgrauen Tuchrocke, dem Haarbeutel und Chapeau-bas! so vor seinem Hause auf dem Franciscanerplatze die Leute haranguiren!

Bey Joseph II.

Die Schloßuhr des Amalienhofes schlug die zehnte Stunde des Morgens.

Der Kaiser hatte bereits seit 6 Uhr gearbeitet, wie er dies zur Winterszeit überhaupt gewohnt war. Zwey Mahl schon war er aufgestanden, nachzusehen, ob im Controlorgange nicht Jemand harre, der ihn zu sprechen wünsche. Der Kaiser war heute etwas unwohl, fast leidend. Die Arbeit, ihm sonst so leicht, ja Erhohlung, kostete ihn Anstrengung. Die beyden Secretäre nickten, des Schlafs bedürftig, da sie mit dem Monarchen bis eine Stunde nach Mitternacht beschäftigt gewesen. Joseph erhob sich jetzt neuerdings, Willens, wenn wieder Niemand in dem Gange zugegen wäre, sich ein Stündchen Rast zu gönnen. Er öffnet die Thüre. Er gewahrt mehre Personen, seiner gewärtig. Und augenblicklich vergißt er seine Ermüdung, sein Unwohlseyn, das Gesetz der physischen Natur; er opfert Alles dem glühenden Eifer seiner Stellung.

Treten sie hier in das Nebenzimmer, meine Lieben, sagt er mit herzgewinnendem Ton. Hier ist es kalt. Allsogleich werde ich Sie sprechen können.

Bey diesen Worten trat er in das Cabinett zurück. Er entließ die beyden Secretäre auf anderthalb Stunden und bedeutete dem Thürhüther, die im Nebenzimmer Wartenden vorzulassen.

Der Kaiser klingelte. Die Thüre öffnete sich. Der Hofrath von Keeß trat ein, die Brust mit dem Stephansorden geschmückt, den ihm der Monarch vor Kurzem persönlich überreicht hatte. Dieser, besonders um das Gesetzwesen so verdiente Beamte war noch ein junger Mann von

30 und einigen Jahren. Er besaß eine ausdrucksvolle, angenehme Gesichtsbildung. Er überreichte dem Kaiser ein Manuscript.

Wie? sagte dieser; das neue Ehepatent? Auch schon vollendet? Ey, mein lieber Hofrath, Ihr Fleiß ist eben so musterhaft als Ihre Gründlichkeit.

Ich muß, entgegnete Herr von Keeß, trachten, mich der Auszeichnungen werth zu machen, mit denen Eure Majestät mich überhäufen.

Ich überhäufe Sie mehr noch mit Arbeiten, mein Lieber, sagte Joseph, ich fühle, daß ich Ihnen fast zu viel aufbürde.

Eurer Majestät Höchsteigenes Beyspiel.

So, unter Anderm werther Keeß, denke ich schon daran, daß Sie Sich an die Ausarbeitung des bürgerlichen Gesetzbuches machen sollten.

Ich bin schon ziemlich damit vorgerückt, Eure Majestät, und ich wäre schon viel weiter gekommen, wenn ich nicht zugleich an dem Commentar der Gerichtsordnung arbeitete.

Der Kaiser drückte ihm in lebhafter, anerkennender Bewegung die Hand und sprach: Sie sind ein Mann, wie ich es wünsche. Sie errathen mich, Sie denken und wirken in meinem Geist. Einstweilen mündlichen Dank, mein Lieber.

Herr von Keeß verneigte sich, um abzutreten.

Wer ist an der Thüre? fragte Joseph.

Ein Mann voll Verdienste, den Eure Majestät immer um Sich wünschen: Der Hofrath von Born.

Des Kaisers Antlitz erheiterte sich.

Alsbald trat der Angekündigte ein.

Der Hofrath Born war nur wenige Jahre älter als

der Hofrath Keeß. Sein helles, sprechendes, markirtes, den Denker und Forscher bezeichnendes Gesicht leuchtete vor Behaglichkeit. Sein Schritt war fest und rasch.

Der Kaiser ging ihm entgegen, ergriff seine beyden Hände, schüttelte sie und sprach mit erhobener Stimme: Nun, was sagen Sie dazu? Gibt es noch eine Zeitung in und außer Europa, die nicht wiederhallte vom Ruhme Born's?

Es ist wahr, entgegnete dieser, diese Würdigung ist fast berauschend. Daß ich endlich die rechte Amalgamations-Methode ermittelt und das Anquicken der Mineralien, welche edle Metalle enthalten: Das ist Alles.

Es ist eine der wichtigsten Forschungen des Jahrhunderts, versetzte der Kaiser. Ich konnte nichts Besseres thun, als sie augenblicklich einführen. Schon ist dies auch in Sachsen und Schweden der Fall, ja, was Sie noch nicht wissen können, hier ist ein Brief, hier lesen Sie; sogar in Mexiko bediente man sich Ihres Verfahrens.

Born las und erröthete vor erhebender Überraschung. Das Schreiben war von dem großen Franklin unmittelbar an Born gerichtet, als Einschluß eines Briefes an den Kaiser.

Joseph weidete sich an dem freudigen Eindruck und sagte: Ich theile Ihre Lust und Ihren Stolz, mein Lieber. Sie verdienen zu ernten und auch reell. Ihr Freund, der Kaiser, sichert Ihnen hiermit das Drittel der Summe zu, die an der Schmelzarbeit erspart wird. Dieses auf 10 Jahre, und auf wieder 10 Jahre die Zinsen dieses Drittels.

Der Betheiligte, in dankerfüllter Rührung, indem er ein dünnes Buch aus der Tasche zog, entgegnete: Vor der Hand, Eure Majestät, kann ich Ihre Großmuth nicht an-

ders würdigen, als wenn ich Ihnen vielleicht ein heiteres Stündchen verschaffe, deren Zahl Ihnen ohnedies so karg zugemessen ist. In dieser Schrift habe ich eine gewisse Gattung Leute Linnéisch classificirt.

Der Kaiser, das Werkchen durchsehend und die Kupferstiche betrachtend, schmunzelte; seine umwölkte Stirne klärte sich auf; er lächelte und legte die Schrift in eine Schublade.

Sehr witzig, sehr witzig, sagte er, ich freue mich darauf. Aber eben von dieser gewissen Gattung soll ja in der nächsten Versammlung die Rede seyn. Wann findet diese Statt, Meister?

Noch heute, antwortete Born.

Dann werde ich nicht zugegen seyn können, erklärte Joseph. Ich bin leidend. Aber ich trage Ihnen auf, ich will sagen, ich ermächtigte Sie, die bekannte Summe zu Gunsten jener elenden Zigeunerfamilie zu verwenden, da ich nun einsehe, daß sich dies merkwürdige, romantische Volk nicht civilisiren lasse.

Der Kaiser sah nach der Uhr. Born trat ab.

Nachdem Joseph geklingelt, erschien der Thürhüther, vermeldend, es befänden sich unter den noch anwesenden drey Partheyen zwey Männer, die ihm etwas auffallend vorkämen; er könne sich ihrer von irgend einem stürmischen Audienz-Auftritt her, erinnern; ihre Nahmen wollten sie nicht angeben; sie bestünden darauf, gemeinschaftlich vorgelassen zu werden, er trage aber Bedenken.

Ohne Weiteres lasse sie ein, sagte der Kaiser rasch, auf der Stelle!

Die beyden Männer erschienen. Sie sahen allerdings etwas seltsam aus; schon ihre Physiognomie verkündete die,

Unlauterkeit ihrer Gesinnung; Gemeinheit, Frechheit und Trotz spiegelten sich in ihren Mienen, in ihrer ganzen Haltung ab. Es war der famöse Großhändler Wucherer und der perfide Grossing.

Der edle Monarch konnte oder wollte seinen Unwillen nicht verbergen. Er hielt sie aber keiner Anrede werth.

Es entstand eine Pause. Da trat Wucherer keck zwey Schritte vor, fast bis zu der Person des Kaisers mit den Worten: Die Behörden erlauben sich; ich muß mich beklagen; man macht mir Anstände mit der Ausübung meiner Buchdruckerey; als Großhändler kann ich mir das nicht gefallen lassen.

Der Kaiser setzte sich und sagte mit kalter Gelassenheit: Wucherer druckt heimlich im Keller des Seitzerhofes Pasquille. Wucherer ist abgefertigt und hat sich augenblicklich zu entfernen.

Und Wucherer, erblassend, keines Wortes mächtig, entfernte sich augenblicklich.

Grossing aber blieb ruhig stehen. Da er wahrnahm, daß der Kaiser ihn völlig ignorire und nach dem Glöckchen lange, sagte er trotzig: Als Kläger trete ich hier auf, ich, der weltbekannte Philanthrop. Ich berufe mich auf Joseph's selige Mutter; ihr Andenken muß mir Schutz gewähren.

Der Kaiser, der während dieser Anrede das Glöckchen in der Hand behalten, klingelte laut und sagte, vom Sessel aufstehend und dem Fenster zuschreitend, ohne Grossing anzublicken, mit durchdringender Stimme: Grossinger hat sich sammt seiner Rosenorden-Wirthschaft auf der Stelle auf und davon zu machen; wo nicht, der Befehl ist schon ertheilt.

Grossinger (so hieß er eigentlich) ein Elender, Nichtswürdiger, wollte in seiner Unverschämtheit Einspruch thun;

sein plattes, gelbes Gesicht verzerrte sich widrig; seine schwarzen Augen glühten; als sie aber denen des Kaisers begegneten, eilte er von dannen, so hastig, daß er mit dem so eben Eintretenden zusammenprallte.

Während dieser Scene war Joseph rings um den großen gemeinschaftlichen Schreibtisch geschritten. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne, die sich sogleich entrunzelte, als er des jungen Mannes ansichtig ward, der eben eingetreten war.

Die Gesichtsbildung desselben war fast orientalisch; der Mund aber unverhältnißmäßig groß; Augenbrauen hatte er fast gar keine.

Willkommen, lieber Feßler, sprach der Kaiser, kommen Sie näher?

Ist noch Jemand draußen? fragte er.

Niemand, mein großmüthiger Erretter, erwiederte der junge Mann, die Hände auf die Brust legend und sich dankbar verneigend.

Desto besser, sprach Joseph. Der wahrhaft hochwürdige Prälat Rautenstrauch, fuhr er fort, den ich unter meine besten Freunde zähle, hat mir Alles berichtet; ich kenne Sie jetzt genau, lieber Feßler. Ihre Kenntnisse, Ihr Talent, die Vorzüge Ihres Geistes und Characters schätze ich. Ich ernenne Sie hiermit zum Lector.

Dieses Wort wirkte electrisch auf den Glücklichen. Er wollte dem Kaiser die Hand küssen, der es aber nicht zugab.

Unter Einem, setzte der Kaiser bey, sichere ich Ihnen die Professur der orientalischen Sprachen auf der Lemberger Universität zu.

Feßler vermochte nur durch Geberden seine Rührung und Dankbarkeit auszudrücken.

Wie lange waren Sie bey den Kapuzinern in Mödling? fragte Joseph, und seit wann bey denen in Wien?

Feßler antwortete: 10 Jahre in Mödling und ein halbes Jahr auf dem neuen Markte. Trotz alles Vorgefallenen möchte ich doch im Nahmen der Humanität bitten dürfen, daß den kaiserlichen Commissären eine gewisse Milde empfohlen werde, denn z. B. der jetzige Guardian....

In diesem Augenblicke entstand im Vorzimmer ein lauter, heftiger Wortwechsel; eine tiefe Mannsstimme schien obzusiegen; sie artete fast in Geschrey aus; es klang wie ein Fluchen. Zugleich ließ sich ein Gepolter vernehmen, wie wenn mit dem Stocke gewaltsam auf den Fußboden des Zimmers gestoßen würde. Es näherte sich mit befehlshaberischem Tone der Thüre mit den Worten: Ich muß hinein und sogleich.

Das ist die Stimme des Trenck, sagte der Kaiser ärgerlich. Will der Mann noch immer nicht vernünftig seyn!

Lieber Feßler, setzte er hinzu, Sie kommen morgen um 10 Uhr. Treffen Sie indeß Ihre Anstalten. Adieu!

Kaum waren diese Worte gesprochen, als Trenck hereinstürmte, in voller Majors-Uniform, den Hut noch auf dem Kopfe; das lange spanische Rohr fast noch geschwungen. Schnell aber suchte er sich zu beherrschen, riß den Hut vom Kopfe, daß der Haarpuder weit umher flog, und nahm dicht an der Schwelle eine militärische Stellung an, nach seiner Weise den Kopf hoch empor gehoben.

Der Kaiser musterte den riesigen, noch immer wohlgestalteten Mann, ohne eine Sylbe zu sprechen.

Trenck verharrte unbeweglich in seiner steifen Positur.

Eine Minute verging, es vergingen zwey Minuten.

Der Kaiser schritt sinnend auf und nieder; er fuhr fort, die Gestalt zu mustern, ohne eine Sylbe zu sprechen.

Die Stirnadern des Trenck begannen zu schwellen; sein hageres gebräuntes Gesicht röthete sich; die Lippen zuckten; die Augenlider senkten sich; seine leidenschaftlichen belebten Blicke stierten gerade vor sich hin, ohne auf einem Gegenstande zu haften.

So stand er noch eine dritte Minute wie eine Bildsäule.

Eure Majestät! sprudelte er jetzt, wie übermannt, krampfhaft heraus.

Nun Trenck, sagte der Kaiser trocken.

Der Baron trat zwey Schritte näher, und sagte mit augenscheinlich gewaltsam gemäßigter Stimme: Mein Anliegen hat Eile; der Kaiser muß mich hören; meine Widersacher, die Hunde —

Baron Trenck hat wieder ein Duell gehabt, sagte Joseph gleichgültig.

Kein Duell, ich protestire, Majestät, rief Trenck; nur Nothwehr. Zwischen dem Hofe und dem Judenplatze fielen drey Banditen mich an. Aber ich will wenigstens ruhig abreisen.

Daran wird Baron Trenk sehr wohl thun, sprach der Kaiser. Und wohin?

Wohin sonst, entgegnete aufgeregt der Baron, als nach Paris, wo man an der Rettung und Befestigung der Menschenrechte arbeitet. Mirabeau kenne ich persönlich, und....

Ruhig jetzt, sprach der Kaiser mit ehrfurchtgebiethender Hoheit und lauter, ernster, fester Stimme. Versprechen Sie mir, noch heute abzureisen?

Ja, entgegnete Trenck.

Gut, entschied der Kaiser, so sollen Sie in einer Stunde Ihren Reisepaß haben. Eilen Sie!

Trenck, ohne ein Wort zu sagen, stürmte von dannen. — Kaum ein halbes Stündchen Ruhe wollte, konnte der edle Herrscher sich gönnen. Schon traten die pflichteifrigen, eben so unermüdlichen Secretäre ein.

Kurz

war kein Dichter; überhaupt kein Schöngeist; kein Tonsetzer, kein Musiker, kein Tänzer oder Sänger oder Schauspieler, auch kein Salonmensch, sondern nur ein Gelehrter, ein ernster Gelehrter; darum wimmelt es in den Zeitschriften nicht von Nekrologen. Acht bis zehn Zeilen irgendwo brachten die Nachricht seines Hintritts. Vielleicht aber wohl in einem obderennsischen Blatt? Ich weiß es nicht! Kurz, Franz Kurz: ein Geschicht f o r s c h e r wie Wenige, wenn auch nicht ein Geschichtschreiber wie Viele. Ein wahrer Quellen-Columbus; ehrlich, treu und wahr im Ausbeuten und Benützen; voll critischen Geistes, voll Unermüdlichkeit, voll historischer Weihe, wie sein würdiger, kenntnißverwandter Nachfolger und Freund, der edle Chmel, dessen neuerlich erschienener Friedrich und Max schon ein Monument. So viel leuchtet ein, daß es völlig unmöglich, die frühere Geschichte Österreichs zu kennen, ohne die Werke unseres Kurz. Es lautete einst von ihm und einem andern stattlichen Historiker: Dieser heiße Historiograph des Reichs, ohne es zu seyn; Kurz sey es, ohne es zu heißen. 1827 wurde ihm die große goldene Civil-Ehrenmedaille mit Kette zu Theil. Seine Arbeiten sind selbst Gold; ist auch das Gepräge nicht ästhetisch; das Me-

tall ist echt. Den Necrolog anlangend, so wird man, wie bey so manchen ähnlichen Anlässen, an den ehrenwerthen Stegman der allgemeinen Zeitung erinnert. Er stirbt. Welch ein Aufheben in der nächsten Nummer! Stegman, Stegman: ehestens ein formeller Nekrolog. Sollte ich ihn übergangen haben, oder ist wirklich keiner gekommen? —

Rautenstrauch,

nicht der große Prälat, sondern der kleine Hofagent, welch Epitheton aber nicht auf seine hohe, schlanke Person, auch nicht auf seine witzigen Scripta zielt, gehörte der Coterie Blumauer, Alringer, Haschka rc. an. Epoche machten seine Piece über die Wiener-Stubenmädchen; sein Frauenzimmer im 19. Jahrhundert, ein Traumgesicht (anonym). Seine Meinungen der Babet, Wochenschrift, wollten nicht ansprechen, blieben unfortgesetzt. Sein Lustspiel: „Der Jurist und der Bauer“ fand Beyfall. Er war aber nicht blos Belletrist; er arbeitete mit an der Realzeitung und schrieb eine Biographie Maria Theresien's, die wohl eine Nachahmung von Fromageot's Werk seyn mag? Daß er in den 90er Jahren die Thierhetzzettel verfaßte, ist schon gesagt worden. Im uralten Lebkuchnerhause der Seilergasse (jetzt schönes Welser'sches), wo er 1801 starb, war er sehr artig möblirt. Da hatte er sehr bequem hinüberschlüpfen können in das Cramer'sche Caffehhäuschen im Schlossergässel zu seinen Freunden.

M a y r h o f e r

war ewig leidend, von schwächlicher Complexion, knochig zwar, aber von abnormem Nervensystem, ohne alle Ela-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

sticität; starr, eisig. Dies auch sein dichterischer Genius; elegisch, misanthrop, grollend, polternd, sarcastisch, symbolisirend; in klarern Momenten jedoch energisch, pathetisch sich erhebend, daß es einschlug, donnernd, und Funken gab, wie in seinem Herculesbildchen: „In der Schmiede." Sein Daseyn und Wirken war ein unaufhörliches krampfhaftes Ringen der Materie mit der Psyche; in diesem tragischen Wechselspiele ging er auf. Eine natürliche Beute fixer Ideen, im Zerwürfnisse mit seiner Lebenssituation, genau so wie Enk. Wie der kümmerliche Scarron wäre er vielleicht zu retten gewesen, hätte man für ihn eine Charge creirt: Patient der Königinn. Seine Gemüthwelt, fast immer umwölkt, trieb dennoch manch süße Blüthe, besonders im Lied, den warmen Schubert begeisternd, der ihn verstand, ihn durch Töne ergänzte und erklärte. Schubert hatte wie unser lieber Castelli, Gemüth; ein Nieder-Österreicher, ein Wiener: Innigkeit, Wärme, Zartheit, Tiefe; ob der Enns mehr Klarheit, Ruhe, Reflexion. Mayrhofer war im Traunkreise, zu Steyer, geboren, wo auch Blumauer, Süßmayer, der (Opern-) Sänger Vogl. Die erste Sammlung seiner Gedichte war bekanntlich 1824 erschienen. Daß sein Nachlaß durch Ernst Freyherrn von Feuchtersleben besorgt, den vielseitig gelehrten, geistvollen Arzt, Schriftsteller, Dichter und Kunstrichter, ist allein schon Bürge des Werths. Anerkennung auch dem Verleger (Klang), der schon so manche Unternehmung wohl mehr dem Andenken und der Ehre edler vaterländischer Nahmen, als seinem eigenen Kaufmanns-Vortheile geweiht.

Bened. Dav. Arnstein

gehört zu unsern dramatischen Schriftstellern, wenn auch nicht von Rang. Seine Arbeiten sind: „Dramatische Versuche,“ Wien 1787; „Eine jüdische Familienscene,“ eb. 1782; „die Kleinodien,“ Schauspiel, eb. 1796; „die Maske,“ Lustspiel, eb. 1798; „die Pflegetochter,“ Schauspiel in drey Acten, eb. 1791; „das Billet,“ Lustspiel, eb. 1800; „das Geschenk,“ Gelegenheitsstück, eb. 1801. Die letztern beyden anonym. In hohem Alter, an 80, saß Arnstein noch im Frühlinge vorigen Jahres auf dem Wasserglacis herum. Er war geboren zu Wien den 15. October 1765, Sohn des israelitischen Großhändlers Dav. Isaak Arnstein. Er widmete sich der kaufmännischen Correspondenz. Eigens um die Notabilitäten kennen zu lernen, bereisete er 1786 Deutschland. Die Männer seines literarischen Umgangs waren Ratschky, Schreyvogel, Retzer, Leon. Kotzebue war ihm sehr gewogen. In Zeitschriften und Taschenbüchern gibt es Gedichte von ihm.

Ein interessantes Casino

bestand in den erstern neunziger Jahren im Trattnerhofe, Haupteingang von der Goldschmiedgasse, zweytes Thor, rechts, erster Stock, wo jetzt Castelli wohnt. Alle Arten Honoratioren, auch viel Adelige fanden sich da ein. Leseanstalt, Caffehhaus, Traiteurie und Tanz-Institut waren hier vereinigt. Mittags ward à table ronde zu 30 kr. um 1 Uhr, zu 1 fl. um 2 Uhr servirt; Abends um halb 10 zu 20 kr. Musik-Dilettanten konnten sich der vorhandenen Instrumente gratis bedienen, zahlten auch nichts

5 *

für Beleuchtung. Im Fasching war allwöchentlich, sonst allmonathlich Ball. Das Abonnement auf die Bälle betrug für das ganze Jahr 6, halbjährig 4, monathlich 1 Ducaten. Das weibliche Geschlecht war frey. Nicht-Abonnenten zahlten für jeden Eintritt 1 fl. Unternehmer war ein Herr von Füllenbaum. Es ging sehr anständig, sehr lustig und lebendig, sehr discursiv her.

Das Hochgericht

befand sich vor 50 Jahren vor dem Schottenthor nächst der Holzgestätte, an der Rossau. De Luca, in seinem Schematismus, berichtet: „Hier zeigt sich eine von Ziegeln erbaute Terrasse, die um und um frey steht, worauf sich eine viereckige Säule befindet. An diesem Orte werden die Brandmarkung, das Hängen, Rädern und die Kopfabhauung vorgenommen."

Die Dreyfaltigkeitssäule

auf dem Graben: wer sollte glauben, daß selbe über 66,000 fl. gekostet? Da ist das Detail der Berechnung aus authentischer Quelle:

	fl.	kr.	pf.
Für den weißen Marmor von Untersberg aus Salzburg	5354	46	3
Dem Steinbrecher und Bildhauer für die Gitter, die die Säule umgeben .	2339	—	—
Fürtrag . .	7693	46	3

	fl.	kr.	pf.
Übertrag	7693	46	3
Dem Schiffer für die Überbringung des Marmors nach Wien	2424	50	—
Den Lastträgern, die Steine aus dem Schiffe nach den Wägen zu bringen .	1640	48	—
Dem Wiener Steinmetz für das Fußgestell	1815	40	—
Dem Bildhauer Strudl	16818	27	—
Dem Bildhauer Fruwirth und seinen Gehülfen	4250	—	—
Dem Bildhauer Fischer	1057	—	—
Dem Steinschneider Rad für das Dreyeinigkeitsbildniß sammt Vergoldung .	20500	—	—
Dem Goldschmied Bauhoff	663	32	—
Den Goldschmieden Muhrbeck und Casoll für die Tafeln von Kupfer . .	6550	—	—
Dem Mahler	40	—	—
Für die Laterne	130	—	—
Für das Gerüst von Holz	526	54	—
Für Bley und Eisen	344	56	—
Dem Kunstgießer	70	—	—
Für das Hebezeug u. s. w.	200	—	—
Dem Hofschreiner	10	36	—
Dem Sägemeister	350	—	—
Dem Seiler	122	—	—
Dem Latermacher	4	30	—
Dem Maurermeister	40	—	—
Verschiedene Nebenausgaben	1373	59	—
Summe . .	66626	58	3

Zeitungen und Journale

hatte Wien im Jahre 1787 folgende:

Wiener-Zeitung, redigirt von Bartsch; in der Ghelen'schen Druckerey in der Singerstraße, Mittwoch und Samstag. Jährlich 12 fl.; einzeln 7 kr. Damit verbunden: Posttägliche Anzeige des Frag- und Kundschaftsamtes.

Gazette de Vienne, bey Trattnern. Mittwoch und Samstag.

Bemerkungen, critische, über den religiösen Zustand der k. k. Staaten, von Tschink. Bey Hartl in der Singerstraße. Jeden Freytag. Einzeln 3 kr.

Kirchenzeitung, von Wittola. Bey Hörling in der Bognerstraße. Jeden Samstag. Jährlich 4 fl.

Provinzialnachrichten, statistischen und literarischen Inhalts. Redigirt vom weimarischen Rath Schmidt. Bey Trattnern. Mittwoch und Samstag. Halbjährlich 2 fl.

Foglietto di Vienna; von Del Sasso. Am Kohlmarkt im Tabakladen zur Schlange. Mittwoch und Samstag. 8 fl.

Öconomische Zeitung; von einem gewissen Hoffmann. In der untern Bäckerstraße im Tabakladen. Monathschrift.

Auszug aller europäischen Zeitungen; von Steinsberg. Bey Trattnern. Täglich 1 Bogen. 8 fl.

Früh- und Abendblatt. Im Tabakladen in der Singerstraße. Täglich 2 Bogen. Der Bogen 3 kr.

Tagebuch der wichtigsten Neuigkeiten. Bey Hartl in der Singerstraße. Täglich ein halber Bogen à 1 kr.

Correspondence universelle; redigirt von Grandmenil. In der Dorotheergasse. Dinstag und Freytag. 3 fl.

Die schwarze Zeitung. Mittwoch und Samstag. Das Stück 3 kr.

Erlanger-Zeitung; herausgegeben vom Kupferstecher Winkler. In der Freyberger'schen Druckerey im Ballgäßchen; à 3 kr.

Quarin und der Patient.

„Diese Schmerzen halte ich keine Viertelstunde mehr aus, lieber Doctor!“

Ich glaube es Ihnen gern. Es ist der ärgste Grad der Gedärmentzündung. Ich werde Ihnen Etwas verschreiben. He! ein Stück Papier!

„Allons, Jean! Geschwind!“

Wie charmant dieses Papier! Diese Feinheit, diese Weiße, diese Glätte! Superb! Lassen Sie Sich erzählen! Gerade auf solchem Papier! Nein, was man jetzt in Österreich für herrliches Papier macht! Was bey uns überhaupt für bewundernswerthe Industrie-Producte zu Tage gefördert werden, besonders in dem unvergleichlich kunstsinnigen, fleißigen Böhmen. Sehen Sie nur dieses Papier! Das Billet von der neuen Tänzerin Sabelli ist netto auf solchem Papier. Kann dieses Wesen schreiben! ihr Styl ist englisch.

„Ich beschwöre Sie, Doctor!“

Die zierlichen Schriftzüge sind englisch. Sie schreibt mir in einem so freundlichen Ton! Und wie sie geistreich ist. Ich soll ihr Leibarzt seyn. Sie haben sie doch schon tanzen gesehen? Im gestrigen Ballet, als Flora, hat sie sich verewigt! Ich muß Ihnen aber vorerst erzählen...

„Doctor! ich vergehe vor Schmerzen! Ach! Eilen Sie mit dem Recept.“

Erzählen muß ich Ihnen, was die Sabelli für eine Garderobe aus Paris mitgebracht hat. Ihre Spitzen und ihr Schmuck allein...

„Ich vergreife mich an Ihnen, wenn Sie nicht schreiben.“

Ja richtig! Gleich, gleich! Aber vergreifen möchte man sich an diesen Juwelen; sie hat unter Andern ein Diadem... Ja, das Recept, geschwind! Da, diese zwey Zeilen werden helfen! Adieu, Verehrter! à revoir!

„Halt, halt! Hier für Ihre hülfreiche Bemühung.“

Gratias, Adieu!

* * *

Der Äskulap ist neugierig. Im Vorsaal öffnet er das Papier. Es ist ein Ducaten, eingewickelt — in sein eben geschriebenes Recept.

Ein Damen-Carroussel in Wien vor hundert Jahren (1743).

Es ist gegenwärtig ein Jahrhundert, daß man in der Wiener k. k. Reitschule, dem Schauplatz so vieler schmucken Festlichkeiten, ein Carroussel sah von ganz eigenthümlicher Art. Die Personen, welche es ausführten, waren nicht Männer, nicht Jünglinge, sondern Damen; Damen von hohem Rang; die Monarchinn Maria Theresia, erst noch Königinn von Ungarn und Böhmen, selbst handelnd, an der Spitze. Sie waren costumirt als Amazonen, reich und herrlich; insonderheit prangten die kleinen,

caskettförmigen Helme durch den Schmuck der Edelsteine und Federn.

Dieses reizende Amazonen-Carroussel bestand aus zwey Quadrillen zu Pferd, und aus zwey zu Wagen, welche Wägen Phaetons waren von kunstreicher Bildhauerarbeit, durchaus versilbert, und gefüttert mit Sammt und Silberstoff.

Die Personen der ersten Quadrille zu Pferde waren: Die Königinn, als Haupt derselben; die Gräfinn Niclas Palffy, die Gräfinn Leopold Kinsky, Comtesse Proskau, Hofdame. Die Farbe dieser Quadrille war Purpur, mit Goldstickerey, die Satteldecken weiß mit goldenen Tressen.

Die zweyte Quadrille zu Pferde, in weißem Droguet und rothem Gros-de-Tours mit Goldstickerey gekleidet, die Pferde eben so decorirt, bestand aus der verwitweten Gräfinn Nostitz, der Hofdame Comtesse Wurmbrand, der Gräfinn Niclas Eszterhazy und der Baronesse Hager.

Die Personen der ersten Quadrille zu Wagen waren: Die Erzherzoginn Maria Anna, die Fürstinn Lobkowitz, die Gräfinn Loschi und die Gräfinn Cobenzl, gefahren von dem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen, dem Grafen Niclas Palffy, dem Freyherrn von Hager und dem Grafen Kinsky. Das Costum der Amazonen wie der Ritter war ponceaurother Sammt und weißer Atlas mit Silberstickerey und silbernen Tressen, so auch die Decorirung der Phaetons und des Gespanns.

Die zweyte Wagenquadrille bildeten: Die Fürstinn Auersperg, die Fürstinn Eszterhazy, die Gräfinn Kollonitsch, die Gräfinn Mich. Joh. Althann, gefahren von den Grafen Colloredo, Loschi, Künigl und dem Fürsten Auersperg, Oberststallmeister. Die Roben waren blauer

Sammt mit Silberstickerey, wie die Ausschmückung der Wagen und Pferde.

In der ersten Colonnade, im mittlern Hauptplatze oberhalb des Kamines prangte die verwitwete Kaiserinn Mutter mit den Tournierpreisen, welche auf drey mit bordirtem rothen Sammt belegten Tischen aufgestellt waren. Diese Preise waren für die Quadrillen zu Pferde: Mit der Lanze: ein in Gold gefaßtes mit Brillanten besetztes Besteck von Bergkrystall. Diesen Preis gewann Maria Theresia selbst, trat ihn aber der Gräfinn Palffy ab, die an Geschicklichkeit der Monarchinn am Nächsten sich erwiesen. Eben so überließ sie großmüthig viele andere Preise den übrigen Kämpferinnen. Mit der Pistole: zwey kostbare Brillantringe, gewonnen von der Comtesse Wurmbrand. Mit dem Wurfpfeil: zwey brillantene Bracelets, welche der Gräfinn Proskau zu Theil wurden. Mit dem Degen: zwey Ohrgehänge von Brillanten, erlangt von der Baronesse Hager; für die meisten deplacirten Mohrenköpfe: eine goldene emaillirte Dose, gewonnen von der Gräfinn Kinsky.

Für die Wagenquadrillen. Mit der Lanze: sechs indische Becher mit Untertassen; Siegerinn die Gräfinn Althann. Mit der Pistole: sechs goldeingelegte Porzellanbecher auf einer indischen Tasse; Siegerinn die Gräfinn Kollonitsch. Mit dem Wurfpfeil: ein Thee- und Chocolade-Service von Porzellan mit goldnen Löffelchen; Siegerinn die Fürstinn Auersperg. Mit dem Degen: ein paar brillantene Schuhschnallen in einer großen goldenen Dose; Siegerinn die Erzherzoginn Maria Anna. Für die meisten Mohrenköpfe: ein indisches Spielkästchen in Gestalt eines Fächers mit werthvollen Marken und eine derley Scheere; Siegerinn die Fürstinn Eszterhazy. Mit kostbaren Anden-

ken beschenkte Maria Theresia auch die Cavaliere, so wie edelmüthig auch jene Damen, welchen keine Preise zugefallen waren.

Die Preisrichter waren: Graf Zinzendorf, Oberst-hofmeister; Fürst Lamberg, Oberststallmeister der Kaiserinn Mutter; Graf Königsegg, derselben Obersthofmeister, Feldmarschall; Graf Uhlefeld, Obersthofkanzler; Graf Herberstein, Landmarschall; Graf Khevenhüller, Obersthofmarschall, und Graf Sereni.

Die Veranlassung dieses originellen, merkwürdigen Festes war die Wiedereinnahme Prags, welche Hauptstadt Belleisle mit seinen 14,000 Franzosen lang genug besetzt gehabt!

Das Carroussel fand den 2. Jänner 1743 des Vormittags statt. Als es beendigt war, begaben sich die sämmtlichen Heldinnen mit ihren Paladinen, zu Pferde und in ihren Phaetons, wie sie gekämpft, die junge, blühende Königinn an der Spitze, über die freye Straße nach der Hofburg, zur öffentlichen Tafel. Ein herrliches Ballfest, das bis zum späten Morgen dauerte, bildete den Beschluß dieser pittoresken Feyerlichkeit.

Welch romantischen Anblick jener Amazonenaufzug unter freyem Himmel gewährt haben mag? Die Witterung des Jännertages möge auch gewesen seyn wie immer!

Ein Lever.

Die Kutsche hielt. Es war am Palais Kaunitz.

„Da sind wir,“ sagte der Baron, und stieg mit seinem Freunde aus.

Der Fürst war eben in den Empfangs-Salon getreten, und erlabte sich an den herrlichsten Gemählden.

Der Thürhüther meldete: Der Kanzler Freyherr von Gebler mit einem Fremden.

„Willkommen,“ bestimmte der Fürst.

„Willkommen,“ bedeutete er den beyden Eintretenden pantomimisch.

„Leider eine seltene Erscheinung,“ sagte er höflich und freundlich zu Gebler, indem er zugleich dessen Gesellschafter begrüßte.

Gebler: Erlauben Eure Durchlaucht, Ihnen einen merkwürdigen Ausländer vorzustellen, meinen Freund, Herrn Nicolai aus Berlin.

Kaunitz, leicht überrascht: Ah, Herr Nicolai! Ich begrüße Sie; es freut mich. Sie sind einer der Hochverdienten um das Reich der Vernunft, des Lichtes, der Wissenschaften, des Geschmacks.

Nicolai: Wenn das, so würde Nicolai kaum Preußens Sonnenfels seyn.

Der Fürst: Eine gute Parallele. Aber Sonnenfels, Sie entschuldigen, wird nicht gegen Ihre Nation schreiben.

Nicolai: Darf ich errathen? Eure Durchlaucht zielen auf meine neue Schrift über das Verboth auswärtiger Bücher in Österreich. Aber ich habe sie geschrieben und nicht... Es erinnert mich das an mein Empfehlungsschreiben des Grafen Herzberg.

Nicolai reichte es dar, hinzusetzend: Trotz dessen würde ich es, ohne Herrn von Gebler's Einführung nicht gewagt haben, Eure Durchlaucht zu belästigen.

„Sie kennen Sich“ fragte Kaunitz den Baron, „schon länger?“

Gebler erwiederte: Seit ich Legations-Rath am Berliner Hofe war.

„Sie sind ja schon durch das Band der Wissenschaften verwandt,“ bemerkte Kaunitz. „Aber nun sagen Sie mir, werther Doctor, wie befindet sich der große Friedrich, dessen Anecdoten Sie so characteristisch erzählt haben?“

„Der große Friedrich,“ antwortete Nicolai, „heißt jetzt allenthalben: Der alte Fritz.“

„Was durchaus nur materiell zu deuten,“ schob der Fürst ein. „Wann erblickte dies Licht der Welt das Licht der Welt?“

Nicolai fiel das Geburtsjahr in dem Augenblicke nicht ein.

„Sie werden Sich gewiß gleich erinnern,“ sagte Kaunitz; „1712, nicht wahr?“

Gebler setzte hinzu: Gerade ein Jahr Unterschied zwischen Seiner Durchlaucht.

„Aber ein Jahr jünger, als der alte Kaunitz, den die Wiener auch schon den alten Fürsten nennen,“ sagte der Fürst.

„Wenn Eure Durchlaucht, ein rüstiger Siebziger, kein so warmer Freund der Polenta-Pastete sind“, sagte Nicolai, „wie mein alter Fritz...“

Kaunitz seufzte. „Und ein so großer, starker Geist! Unbegreiflich. Was hat denn Voltaire dazu gesagt, als er an Ihrem Hofe weilte? Eben so unbegreiflich, daß dieser sublime Geist sich durch eine armselige Melone hat bestechen lassen.“

Nicolai: Durch eine Melone?

Kaunitz: Ja, und noch dazu, durch eine Berliner Melone, mein Herr Anecdoten-Sammler. Aber Baron,

Ihr Freund möge mich entschuldigen, denn das Factum ist gar zu spassig. Voltaire schauderte nur vor dem barbarischen Clima des Preußenlandes, sonst wäre er der Einladung gleich gefolgt. Aber da schickt ihm Friedrich eine Melone, in Berlin gewachsen.

Gebler konnte ein leichtes Lachen nicht unterdrücken. Nicolai lächelte trocken.

Der Fürst: Was macht Herzberg?

Nicolai: Er ist etwas verstimmt. Die letztern Friedensunterhandlungen ...

Der Fürst: Zieht er sich wirklich von der Diplomatie zurück? Es scheint fast, da er schriftstellerisch so thätig ist. Was macht Ramler? Feilt, glättet und biegelt er noch immer die Producte Anderer? Er macht die letzte Hand.

Nicolai schwieg.

Gebler: Dies Verdienst hat er. — Dann seine redlichen Oden auf Österreich und seinen großen Joseph ... .

Nicolai zum Fürsten: Es ist edel, consequent von Seiner Excellenz, da Sie in Österreich überall der Vertreter und Förderer auswärtiger Schriftsteller sind. Baron Gebler ist, so zu sagen, unser Aller Repräsentant in Joseph's Landen. Bey Ramler ist der Baron sogar großmüthig. Gebler's zwey vortreffliche Dramen: „Clementine“ und „der Minister“ hatten an Ramler einen Widersacher.

Der Fürst lächelte und sprach: Lassen Sie Uns lieber heiter seyn, indem wir an Ihren Sebaldus Nothanker denken.

Dies sagte der Fürst in deutscher Sprache, nachdem er wahrgenommen, daß das Französische dem Doctor Nicolai nicht sehr geläufig sey.

Er fragte dann: Wie lebt Ihr großer Moses? Ist es wahr, daß er Lavater so meisterhaft abgewiesen, der ihn habe bekehren wollen?

Es ist so, Durchlaucht, entgegnete der Gefragte. Diese Briefe sind sogar gedruckt. Sie können Mendelssohn nur zum Ruhme gereichen. Er bleibt Jude.

Gebler erröthete leicht. Er war im Reußischen geboren, Protestant und in Österreich zum Catholicismus übergetreten.

Kaunitz sagte: Mit Recht besteht die schöne Zeitrechnung: Von Moses bis Moses, und von Moses wieder bis Moses; da zwischen dem großen Judenfürsten und Mendelssohn der große Moses Maimonides liegt.

Nicolai fügte bey: Dies reizende Thema werden Eure Durchlaucht nächstens in der allgemeinen deutschen Bibliothek besprochen finden.

Kaunitz: Ah! die deutsche Bibliothek! Mit diesem Institut haben Sie Sich verewigt. Stets wird Deutschland, werden die Wissenschaften, wird die Critik es Ihnen danken. Sie ist der Stolz der deutschen Gelehrsamkeit.

Gebler: Der d e u t s c h e n Gelehrsamkeit? wage ich zu fragen.

Der Fürst, lachend: Sie wagen gar nichts, mein lieber Kanzler, aber ich. Ich bin sehr Franzose. Die Briefe des Philosophen von Ferney an mich, sind es nicht allein; ich bin auch sonst ein wenig verhätschelt. Da es kein Staatsgeheimniß ist, kann ich es sagen. Nichts Höheres, als deutsche Gründlichkeit gepaart mit französischer Anmuth. Und gewiß ist, daß die Deutschen erst anfangen, die Kunst des Schreibens, oder vielmehr die Natur des Schreibens zu verstehen.

Nicolai: Wünschen Eure Durchlaucht, wünsche Österreich sich Glück zu Sonnenfels.

Kaunitz: Das thun Wir. Dieser außerordentliche Mann ist unser Lessing, unser Nicolai. Schon fangen unsere Beamten an, dergleichen zu thun, als verständen sie, die Feder zu führen. Österreich bedarf also des Raths des Dichters Klopstock nicht mehr.

Der Fürst schwieg.

Gebler zu Nicolai: Seine Durchlaucht meinen den Vorschlag, welchen der Sänger der Messiade unserm großen Joseph gemacht, in seine Staaten auswärtige Schriftsteller zu verpflanzen.

Nicolai: Das war wohl bey Gelegenheit seiner Dedication der Hermannsschlacht?

Der Fürst lachte. „Ein recht schlittschuhläuferischer Einfall,“ sagte er. „Er ist der Erste auf dem Eise; seine lesbarsten Gedichte betreffen den Eislauf. Er läuft Schlittschuh auf dem Parnaß. Sein Element ist das Eis, die Schlittschuhe sind sein Pegasus!„

„Darf ich seufzen?“ fragte Gebler.

„Darf ich fragen, wie Sie in Berlin mit Mirabeau ausgekommen sind?“ fragte der Fürst.

„Ach!“ erwiederte Nicolai, „eine fatale Erscheinung. Wir wollen sehen, was aus seinem **Tableau de la monarchie prussienne** wird.“

„Mirabeau,“ sagte der Fürst, „wird einst eine starke Rolle spielen. Es gibt Leute, die ihn durchschauen. Er ist ein Mann von Genie. Nur auf die Richtung kommt es an. Doch — was ist es denn eigentlich, was ich noch zu hören wünsche? Ah! Doctor Bahrdt? Apropos! Was treibt den dieser Held der Moral?“

Nicolai war etwas betroffen. Er schien ausbeugen zu wollen. Doch Gebler ermuthigte ihn, zu reden.

„Dieser Held der Moral, Eure Durchlaucht," antwortete er, „führt jetzt ein ganz eigenes, idyllisches Leben. Er nistet auf einem Weinhügel bey Halle. Da lebt und webt er mit seiner plastischen Magd, nimmt philosophische Besuche an, und hält weltweise Vorlesungen. Es geht da recht anakreontisch zu.

„Wird er nicht noch den Phädon travestiren?" fragte lachend der Fürst.

Gebler setzte hinzu: Das überläßt er Denen jenseits des Rheins.

Kaunitz fixirte ihn. Gebler hielt inne.

In diesem Augenblicke trat hastig ein Domestik ein.

„Eine dringende Depesche aus Constantinopel," sagte er, dem Fürsten ein Packet überreichend.

„Pardon, meine Herrn," sprach Kaunitz. Morgen bey der Tafel, wenn es gefällig ist, ein Weiteres. Adieu!

Die Freunde schieden.

Der Vorsaal hatte sich inzwischen gefüllt. Minister, Generale, Hochpriester, Gelehrte, Künstler harrten da.

Viele begrüßten, theils ehrerbiethig, theils freundschaftlich den Baron. Born war da, Denis, Mestalier, Ayrenhoff, der 83jährige Metastasio, der göttliche Mozart, der Hofrath von Greiner.

Gebler sagte zu Nicolai: Diese Männer, nebst andern, eigens für Sie geladen, werther Freund, finden Sie heute bey meiner Soirée. Der Hofrath von Greiner, der ähnliche Cirkel gibt, bringt vielleicht sein geniales Töch-

terchen mit; Caroline zählt kaum 12 Jahre, und macht schon allerliebste Gedichte.

Eine Thierhetze im Wiener „Hetz-Amphitheater.“

„Des Sonntags weid' ich mich an unsern schönen Hetzen;
Am Montag muß mich Casperle ergötzen;
Am Dinstag läd't mich's deutsche Schauspiel ein;
Am Mittwoch trag' ich nur mein Ohr hinein.
Zeigt sich am Donnerstag nicht Stuwer's Kunst,
So gibt es wenigstens doch eine Feuersbrunst.
Am Freytag kann ich früh die Ochsentheilung sehen,
Die wechsl' ich Abends dann mit Assembleen.
Nur Samstag, ach! ist meine Lust erschöpft,
Seitdem man nicht mehr rädert, hängt und köpft.“

Blumauer.

Ich hatte mit Fritz das Cramer'sche Caffehhaus verlassen, reich beschenkt mit Bonbons vom König Stanislaus auf der Bank. Aber noch viel süßer kam uns der Inhalt des rothen Placats vor, welches sein Verfasser Rautenstrauch den Schöngeistern emporgehalten: Des Hetzzettels. Fritz und ich konnten seit drey Jahren schon lesen, und hatten noch keine Hetze gesehen! Ach Himmel wie ungerecht, wie traurig! Welche Schmach für einen Wiener!

Auf dem Zettel steht: „Eine scharfe Hetze; eine recht scharfe „kämpfende“ Hetze. „Der brüllende und Alles zerreißende Löwe; der mit den vier Elementen kämpfende Kapitalbär“ und dergleichen animalische Rigorositäten; hernach die „Hetze auf Mord und Tod.“ Ach Fritz, was fangen wir an? „Auf Mord und Tod!“

Fritz greift in die Tasche; er hat neun Kreuzer; ich

greife in die Tasche; ich habe eilf Kreuzer. Das Entrée, zu zehn Kreuzer pr. Kopf, wäre da; aber morgen ist Sonntag; man braucht seine Gelder weiter. Schon schwanken wir. Da erschallt Trommelschlag vom Graben herüber. Fritz geschwind! Welch ein mahlerischer Aufzug! Die zwey bürgerlichen Stadttrommler, nun die kennen wir; aber heute machen sie viel schöneren Lärm! Hinter ihnen der prächtig gekleidete Jägersmann mit der Schwungfeder, mit der großmächtigen Peitsche, auf dem bäumenden Rothschimmel: Das ist gewiß der Hetzmeister selbst! Die sechs gelbledernen Kerle hintendrein mit den grimmigen Gesichtern. Das sind gewiß nur Knechte. Freylich sie theilen die nähmlichen rothen Zettel aus. Sie müssen Alle schon recht müde seyn, denn bis man den Zug durch alle Vorstädte und sämmtliche Hauptgässen der Stadt gemacht hat! Eine Schaar Volkes strömt nach, der ganze Platz ist allarmirt. Nun Fritz? Wir schwankten nicht mehr. Morgen in die »schöne Osterhetze.« Glücklicher Tag!

Ach wie lange dauert es an einem Hetztag, bis es zwey Uhr wird, drey Uhr, vier Uhr! Warum bleibt man heute so lang bey Tisch sitzen? Das ist gewiß eine Cabale der Mama; die merkt Etwas. Den Salat lassen wir unberührt; fort, fort! Hinaus zum Rothenthurmthor, dann durch noch ein Stadtthor, durch das quer im Wege stehende Theresienthor. Wie entlegen diese Weißgärber sind; es ist eine Schande, das! Ha schon sehen wir die schwarz und gelbe Flagge auf dem Steigbaum des großen hölzernen Circus lustig flattern; das k. k. privilegirte Hetz-Amphitheater wird sich heute schön zusammen nehmen! Da zieht schon die Schildwache zum Hetzgebäude; folglich ist es zwey Uhr.

Fritz und Carl verlieren sich im Gewühl. Wenn ihnen nur nichts geschieht; die Jungen sind keck!

Jetzt ist es drey Uhr. Die türkische Regiments-Musik beginnt zu lärmen vom Balcon des gemauerten Haupteingangs, der aus einem Portal und zwey kleinen Thüren besteht; weithin schallend über die freye Gegend bis in die Stadt. Viele Hunderte Neugieriger, die nicht eintreten können oder wollen, umlagern den geräumigen Vorplatz, wollen die schöne schmetternde Musik auch sehen, oder von Diesem und Jenem plaudern; von der Tapferkeit des Capital-Bären, von der Virtuosität des „Sultels;“ von dem Muth und der Geschicklichkeit ihrer eigenen mitgebrachten Dilettanten-Fanghunde; es ist ein Rendez-vous-Platz; die Hetze ist die Universität der Bullenbeißer. Anderen ist es noch zu früh hinein zu gehen; sie haben ihren Sperrsitz in der Tasche. So vergeht die liebe Zeit auf die angenehmste Art mitten im Lärm der Musik, im Geschrey, Gejauchze, Gejohle des Volks, im Gebell der Hunde, in Staubwolken gehüllt. Das Alles gehört zu den Elementen des Festes; es ist die Exposition des drastischen Schauspiels.

Der Moment seines Beginns ist nicht mehr ferne; es wird Zeit, einzutreten. Das Geheul, Gebrüll, Geschrey, Gestöhn der wilden und nicht wilden Thiere; welch ein Labsal! Der Gestank all dieser sogenannten Bestien: welch ein Wohlgeruch! Das Haus ist schon überfüllt; nur wenige Zuschauer fehlen noch; sonderbar: bey solch einem Spectakel verspätet man sich? Der Mann mit seinem zuversichtlichen Sperrsitz vermag kaum noch, sich durchzudrängen. Er stöhnt; er schwitzt; er ist zerquetscht, bevor er in der kleinen Arena seinen Platz gewinnt. Doch dafür wird

er schon durch den lediglichen Anblick der schaulustigen Versammlung entschädigt. Einige tausend Hetzfreunde haben sich da zusammen gepferchт; die drey Gallerien knarren. Honoratioren, Personen von Rang, von hohem Rang, Officiere und würdige Herren haben in Menge sich eingefunden. Zwey Drittheile des Spectatoriums aber bestehen natürlich aus Frauenzimmern. Und da oben auf dem zehn Kreuzerplatz, siehe da Carl und Fritz, wie sie lustig in ihre sauren Äpfel beißen!

Schon naht der Augenblick des Anfangs. Die Versammlung wird immer ruhiger, immer stiller und gehaltener. Man räuspert sich, man präparirt sich; die kleinen Kinder fangen an, aufzuhören zu plärren, zu schreyen. Geweidet hat man sich unterdessen an dem Anblick des mächtigen Steigbaums in der Mitte des Circus; auf einer kleinen Scheibe ganz oben hat ein possirlicher Affe seine Schnacken getrieben. Am Fuße des Steigbaumes ist ein kleines Bassin; das ist heute nicht ganz zugedeckt. Aha, da gibt es etwas Besonderes! Alles ist in der höchsten Spannung; Alles richtet die Blicke nach einem kleinen Thor.

Und siehe: plötzlich öffnet sich das Thor, und herein mit gravitätischem Schritt der Hetzmeister Stadelmann tritt; der schaut sich stumm ringsum. Seine Miene verkündet Heiterkeit. Er ist in gelbes Leder gekleidet; Alles sitzt ihm knapp; die Jacke ist neu; ein kurzer Griff; vermuthlich eines Dolchs, guckt hervor; er hat heute einen Federhelm auf; die schwarze Kuppel des Hirschfängers ist heute mit einem glänzenden Schild geziert: der kurze Griff der gewaltigen Hetzpeitsche ist frisch angestrichen. Ein stürmisches Bravo! begrüßt ihn. Er salutirt, holt mit dem rechten

Arm weit aus, schwingt die Peitsche, und macht einen schlagenden Knall, daß die Luft erzittert, wie von dem wiederhohlten Bravoruf. Alsogleich schweigt die Musik. Und wieder holt der Hetzmeister aus; und der Hetzmeister knallt wieder, da öffnet sich behend ein zweytes Thor. Daraus rennt, mit wildem Sprunge ein Ochs hervor. Der Hetzmeister aber, eben so behend, macht einen andern Sprung, und zieht sich zurück. Wie der Ochs die vielen schönen Herren und Damen erschaut, brüllt er laut, und schlägt mit dem Schweif einen furchtbaren Reif, und recket die Zunge. Er macht ganz gemächlich eine kleine Tour, besieht sich das Local. Es öffnet sich eine kleine Falle; es springen vier ziemlich robuste Hunde heraus; die umschleichen den Hörnerträger, wollen aber nicht recht anbeißen. Der Hetzmeister sucht vergebens, sie zu animiren. Sie treiben den Gehörnten ein wenig herum; aber es kommt zu keinem Ernst. Er brüllt wohl, und sie bellen tapfer; aber was heißt das? Der Hetzmeister pfeift. Das Publicum fängt auch an zu pfeifen. Da öffnet sich die Falle wieder und zwey mächtige routinirte Bullenbeißer stürzen heraus, gerade auf den Ochsen los. In einem Nu haben sie ihn an den Ohren gepackt, und halten ihn fest. Ein Tusch von Trompeten und Pauken krönt diese Bravour; ein tobendes Geklatsch und Gestampf der Zuschauer lohnt diesen Sieg. Der Überwundene wird von den Siegern hinausgeführt. Der Hetzmeister macht sein Compliment.

Und bey der Hetzpeitsche erneutem Knalle, da öffnet sich eine neue Falle, und träge und schwer wälzt heraus sich ein Bär, schleicht schläfrig umher, und leckt die Pfote, und thäte kaum brummen. Der hohe Adel und das verehrungswürdige Publicum fängt auch an zu brummen,

denn es ist der alte Bär. „Der gehört schon in's alte Eisen.“ Es wird ein wenig gezischt. Aber der Hetzmeister winkt wieder, da speit das doppelt geöffnete Haus zwey junge Bären auf einmahl aus. Der eine läßt sich im Bassin nieder und pritschelt; der andere klettert den Steigbaum hinauf, der verschiedenen Äpfel gewärtig, die ihm von den Gallerien zufliegen sollen. Ein paar Plänklerhunde kommen, zausen sich mit dem alten Bären herum, zerren ihn wieder in seine Falle. Ein Paar Solofänger stürzen herein, und los auf den Petz im Dianabad. Das Ding wird ernsthaft; der Bär heult erschrecklich; ein Ohr ist ihm abgebissen, er will sich nicht ergeben. Da eilt ihm sein College zu Hülfe; doch zwey neue Fänger treten auf; das Gefecht wird allgemein. Der Hetzmeister und zwey Knechte schauen zu. Er winkt; der blessirte Bär wird von den Überwindern in die Falle zurück geleitet; der andere von den Knechten mit Zangen gepackt, ihm nach. Trompeten- und Paukenschall der neuen Heldenthat; des Publicums Beyfall aber ist getheilt.

Nachdem ein Wolf tüchtig zerzaust und verarbeitet; eine Hyäne bescheiden gehetzt worden (denn die wilden Thiere kosten mehr Geld als die zahmen Menschen, welche man gratis bekömmt), schließt sich der erste Act, und der kleine Affe macht wieder seine bürgerlichen Possen.

Die Zwischenzeit füllt sich mit Bier, mit Würsteln, mit Obst und Kipfeln, und mit Recensionen. Der Ochs wird billig sehr getadelt; er hätte doch wenigstens einen der feigherzigen Hunde spießen sollen; das ist so die Sitte, es gehört sich; es schickt sich nicht anders. Der eine Bär hat schlecht gespielt; sich ein Ohr abbeißen lassen, ohne sich zu rächen! Der Wolf aber; das ist ein Kerl; dem jungen

Sultel hat er zwey Hinterläufe „wurz“ weggebissen. Der Wolf ja, der soll leben! Die Hyäne, die kennen wir schon, die heißt nichts. Pfuy Teufel. Ein solches Vieh sollte sich schämen, hat so scharfe Zähne. Infam! Das verehrungswürdige Publicum zankt sich in seinen Urtheilen; man schreyt; man ballt die Fäuste; auf der letzten Gallerie wird sogar gerauft, der Sultel soll besser gebissen haben, als der Mylord. Die Zuschauer werden selbst zu Schauspielern; Partheywuth wird gegeben.

Aber die türkische Musik fängt wieder an, und verschlingt Alles; die critischen Federn ruhen; die Partheyen reichen sich versöhnt die Hände.

„Der Tieger, der Tieger! Bravo! Aber wie ist der Mensch ausgehungert; es ist schreckbar. Nun wenn der Großsultel über den kommt?“ „„Was Großsultel! Lesen Sie nur den Zettel; ein „Lampel“ kommt; ein „Lampel;“ es ist ja eine Osterhetze. Aber ich bitte Sie, wo bleibt denn das Lampel?““ Ach du liebes Lämmlein, du wirst geopfert. Es riecht schon den Braten, den es der hungrigen Bestie (Bestie, das hätte man sich nicht erlauben dürfen zu sagen) selbst abgeben soll. Da wird es hereingetrieben, das zarte Thierlein; es zittert; es mäckert in Todesangst. Ein Satz, ein paar Pfotenschläge; drey, vier Portionen. Alles ist verschlungen. Und mit nervenkitzelndem Grauen es die Herren und Damen schauen. Neuer Tusch; neuer Beyfallsturm: „Das Lampel hat wenig Blut gehabt. Schau, schau!“

Ein Häslein wird gehetzt; aber das entwischt, man weiß nicht, wohin. Die Zuschauer murren. Ein Rehlein wird gehetzt, aber schnell abgefangen, und vom Hetzmeister mit Bravour-Geberden und mahlerischer Attitude

niedergestochen. Die Zuschauer murren wieder. „Das Reh ist zu geschwind abgefangen worden; das ist nichts; das gehört sich nicht!“

Indessen man tröstet sich, denn jetzt kommt ein „Capitalstück.“ Allerdings, nichts Geringeres als der Löwe. Respect! Die Zuschauer schöpfen frisch Athem, sie sind in Spannung. Einige aber murmeln: „Ja, wenn er heute wieder nur zwey Hunde zusammen „prackt,“ so ist das eine Dummheit. Ihm selber geschieht ja ohnehin nichts; das wissen wir schon; über den läßt der Hetzmeister nichts kommen. Freylich er kostet ein verfluchtes Geld! Wenn er nur nicht schon so alt wäre!“ Die türkische Musik macht diesem Discurs ein Ende. Es erfolgen drey einzelne Trompetenstöße; der Hetzmeister springt in seine Sicherheitsloge; eine Thür geht auf, und herein mit bedächtigem Schritt, der uralte Löwe tritt; der schaut sich stumm rings um, mit sehr langem Gähnen, und schüttelt keine Mähnen (weil sie ihm von dem vielen Comödiespiele schon ausgegangen), und streckt die Glieder, und legt wie ein Müder, verdrießlich sich nieder. Er kümmert sich nicht um die schönen Herren und Damen; er schlägt mit dem Schweif keinen furchtbaren Reif; er kümmert sich auch nicht um die 6 — 8 Matador-Hunde, die im Kreise scheu, umschleichen den Leu. Keiner will dran; sie sind Veteranen; schon zu sehr gewitzigt. Das Publicum zischt; das Publicum pfeift; das Publicum fängt an zu toben. Der Hetzmeister steckt den Kopf aus seiner Loge; die Hunde bellen ihn freundschaftlich an. Entrüstet aber und fluchend schreyt er seinen zaghaften Freunden zu: Scheckel, Pascha, Waldmann, Huß, Huß! Dies Commando wirkt. Die drey erfahrenen Feldherrn aber sind pfiffig; sie stellen sich

als wollten sie anpacken; die andern im Anlauf ihnen nach, ihnen vor; ein Tatzenschlag: zwey liegen zerquetscht; ein dritter halb todt. Allgemeines Bravo! Trompeten und Paucken! Da erhebt sich der Löwe mit Gebrüll; da wird's still. Die Hunde nehmen Reißaus; die Löwenthüre öffnet sich; man sieht am Ausgang der Falle einen großen Klumpen blutiges Fleisch liegen. Der Leu erhebt sich, wedelt mit dem zerzausten Schweif, und geht etwas schnelleren Schrittes mit einem leisen wohlgefälligen Gebrumm in seine Höhle zurück, zum lockenden Fraß.

Die Scene hat nicht recht befriedigt. Zwar, es sind zwey Hunde auf dem Platz geblieben, und der dritte, den man eben wegträgt, winselt noch; es ist sogar Hoffnung, daß er nicht davon kommt, und das ist wichtig. Man muß wissen, ob in den Recensionen von zwey oder drey gebliebenen Hunden die Rede. Zwar: Dies und Jenes; aber der Löwe ist doch schon zu alt und zu faul; er hätte schon längst pensionirt werden sollen. Die Angreifer so niederschlagen; das kann ein Jeder; wenn er sich nicht recht herum beißt und herum schlägt, so ist das kein Spectakel, Herr Nachbar.

Hingegen das Schlußspectakel! Schon macht man Zurüstungen, „der in allen vier Elementen kämpfende Bär,“ wie auf dem Zettel steht. Ein großes Stück Fleisch wird oben an den Steigbaum leicht befestiget; an der untern Hälfte des Baums bringt man Feuerwerksgeräthe an; das Bassin wird ganz aufgedeckt. Trompeten- und Pauckenschall: Der Bär erscheint. „Bravo! Bravo!“ Laut brüllt er vor Hunger. Er hebt sich empor, tappt in aufrechter Stellung auf den Hinterbeinen umher; schnuppert in der Luft herum, als suche, als wittre er Fraß, fixirt die Zuschauer; er entdeckt den Carl und den Fritz, wie sie noch

immer an ihren böhmischen „Maschanzgern“ nagen. Er brüllt noch ärger. „Bravo! Bravo!“ Endlich erblickt er das ihm geweihte Fleisch auf dem Steigbaum. Neues Gebrüll, aber Freudengebrüll. Er stürzt sich in den See, steigt schwindelnd in die Höh’, jedoch, „weh, weh!“ Er tappt an die Feuersachen; die gehen los, „Bravo, Bravissimo!“ Er ist in Feuer, in Flammen, in Rauch gehüllt. Allein er achtet deß nicht, und erobert tapfer seine Beute. Der Cirkus kracht von jubelnden, stampfenden, polternden, schreyenden Zeichen des Beyfalls. Die Janitscharen-Musik donnert ihren Schluß.

Draußen aber schimpfen schon die Kutscher, die Hayducken, die Leibhusaren, die galonnirten Bedienten, die Laufer, die Mohren, daß „die verfluchte Hetze“ heute so lang dauert; es scharren und stampfen vor Ungeduld die Holsteiner, die Engländer, die Siebenbürger, die Polacken, als Ein-, als Zwey-, als Viergespann, an den vergoldeten Phaetons, Pirutschen und Landauern. Die arabischen Reitpferde lassen sich von den Lohnjungen kaum mehr halten.

Kurz, die Hetze ist aus. Im Ganzen war man zufrieden. Das Summarium des Urtheils ist: „Das war dennoch eine Götterhetze!“

Aber die Herrlichkeiten dieser „Götterhetzen“ sollen bald ein Ende nehmen. Noch ein Jährchen; dann ist’s genug. Der Flammen Tücke und Gewalt, werden Alles vernichten. Von deinen Schauspielern selbst werden sie nichts übrig lassen, als den schlauen Fuchs, der sich in die Erde vergräbt, und den klugen Auerstier, der sich ruhig in den nächst besten Fleischerstall begiebt, vielleicht ahnend, daß er, als Zierde der Schönbrunner-Menagerie, bald eine

würdigere Rolle spielen, und selbst nach dem Tode noch im Pariser Pflanzengarten figuriren werde. Der Brand ereignete sich 1796, den 1. September, Abends 8 Uhr.

Wer hätte zur Zeit jener entzückenden „Götterhetze“ gedacht, daß man bald Vereine gegen Thiermißhandlung gründen werde? Welche Extreme? Wer mag jetzt noch glauben, daß jene empörenden Blutscenen zu den Gegenständen des höchsten Genusses gehören konnten! Etwas Ähnliches ist es mit der Folter, die nicht minder Thierquälerey war, da der Mensch doch sehr natürlich zu den Säugethieren gezählt wird.

Eine arme Sünderinn.

Etwa 40 Jahre werden es seyn, daß das zwischen der Schranne und dem jetzt Sina'schen Haus befindliche Gebäude geschleift ward, das Brunnenhaus genannt. Hier war zuletzt der Pranger; in früherer Zeit, seit 1547 bis 1710 ein Straflocal anderer Art: der Narrenkotter, auch das Narrenköderl geheißen. Da zu ebener Erde nähmlich befand sich ein kleines vergittertes Local, in welchem Sträflinge geringerer Art für kürzere Zeit der öffentlichen Verspottung, dem Hohn des Volkes ausgesetzt wurden, von diesem genarrt, gefoppt, ausgezischt, auch sonst mehr oder weniger verunglimpft zu werden. 1611 war die Heldinn dieses Kotters eine gewisse Maria Walduglin, mit der es aber ein gar tragisches Ende nahm. In einer noch vorhandenen Rechnung (zum ersten Mahle bekannt gemacht in den höchst wichtigen und verdienten Wiener-Skizzen des Herrn Schlager) kommt nähmlich Folgendes vor: „dem Freymann, um daß er die Maria

Walduglin, arme Sünderinn, welche vor wenig Tagen im Narrenkotterl am Hohenmarkt Eine erstochen, um ihrer begangenen Missethat willen am bemeldeten Hohenmarkt mit dem Schwert vom Leben zum Tode hingerichtet hat — 30 Kreuzer, vor Schwertwischen 6, um ein paar Handschuh 4, dem Frohnboten vor Urtel ausrufen 4, dem Bettelrichter vor Kruzifix vorzutragen 15, und dem Todtengräber 18 Kreuzer.“ — „Die im Narrenkotter Eine erstochen“ Arme Maria Walduglin! Wie mochte Dir das passirt seyn, so „Eine“ zu erstechen?! Du selber Walduglin warst wohl nur leichthin als bürgerliche Rumorerinn oder wegen ungebührlicher Kappelbübereyen, Dirnereyen oder weiß Gott was für Etourderien in dieses Köderl eingesteckt. Wie aber so schnell und erschrecklich zum Schwert zu reifen? Da stand vielleicht so eine (jetzt kommen wir auf die gewisse verhängnißvolle „Eine“) maliciöse, bachantische, schadenfrohe Nachbarinn, vor Dir der Hungernden Brot und Käse mantschend, giftig mit der Zunge, zuletzt gar mit dem gewiß nicht so spitzigen Brotmesser stichelnd. Du arme Maria Walduglin, gereizt, empört, entreißest der „Einen“ das Instrument: im Nu, und Du hast „Eine erstochen.“ Ist die Eine erstochen, muß die Andere geköpft werden. Es sind nur ein paar Schritte, der hohe Markt ist da, und das Ding macht sich zu recht billigen Preisen ab, was „halt“ so der „bürgerliche Nutzen“ gestattet, laut „Auszügel.“ Besonders wohlfeil ist der Freymann selbst und das paar Handschuh; etwas theurer das Schwertabwischen; der Urtelableser, 4 Kreuzer, nun, ist ein antiquarischer Preis, ein „Spottpreis;“ 18 Kreuzer dem Todtengräber: nu, das geht auch an. Und so wäre

die Rechnung revidirt. Aber Du, o arme Maria Walduglin!

Die Wienerinnen.

In dem ehemahls Taroni'schen Caffehhause ist ein gewisses Fenster. Wenn man da hinaus schaut, so sieht man das schwache Geschlecht. Die Sache ist so: Gegenüber ist eine große Putzhandlung, eine Handlung mit großem Putz. Da ist eine Waarenauslage, die halbe Gasse hinein; superbe Sachen: Tücher, Shawls, Mäntelchen; tausend weibliche Pfauereyen. Geht dort ein einziges Frauenzimmer, welches nicht stehen bliebe, sie zu betrachten? „Nein!" Bleibt dort ein einziges Frauenzimmer kürzere Zeit stehen, als eine gute Viertelstunde? „Nein." Geht die Schöne dann ihrer Wege, ohne noch ein oder zweymahl umzukehren, um noch ein paar Blicke auf diese Schätze zu werfen? „Nein." Seufzt der Schatz bey der Betrachtung dieser Schätze? „O ja." Hält sie selbe für das höchste Gut? „O ja." Möchte er, der Schatz, nicht alle diese Sachen haben, gar alle, und wenn er selbst schon fast eben so viele besäße? „O ja." Kurz diese Putzauslagen, welche selbst wieder so viele Geldauslagen verursachen zur Verzweiflung der Liebhaber und Gatten, sind das Paradies, die Wonne, der Gegenstand der heißesten Sehnsucht all der vorüberwandelnden Schönen, was man Alles von dem gewissen Caffehfenster mit ansehen kann. Nun aber kommt da ein griesgrämiger Philosoph, so ein Misogyn und raunt dem dampfenden Nachbar zu: „Da kann man sehen: das schwache Geschlecht." Also: sind wir Männer das starke Geschlecht? Mit nichten:

Wir sind das schwache, wenn wir jene Liebhaberey der Schönen schwach finden; es ist schwach von uns selbst, wir sollten uns schämen. O die Frauen, die sind wohl ein sehr starkes Geschlecht; das wissen wir Alle recht gut.

»Was ist es mit der »Lachanstalt,«

die man nicht umhin können, zu proponiren?«

Was es damit ist? Noch nichts!

„Was aber wird es vielleicht irgend einmahl damit seyn?«

Ungefähr Folgendes; das Haupt-Element ist die Caricatur. Es kommen da vor: Burleske, groteske Marionetenspiele; Anecdoten scenisch, Räthsel vor der Versammlung zu lösen; Modescenen aus früheren Zeiten; Hofnarrenwesen; Contrastbilder der Zeiten und Sitten; Schaustücke mit Affen, Hunden, Katzen rc.; Pantomimisches, costumirte Momente aus literarischen Werken: aus Rabelais, Hogarth, Hanns-Jörgel; Musicantereyen; Parodien, Travestien; Reden und Vorträge à la Abraham; Automatisches. Diese und solcherley Elemente. Will man ein wenig excentrisch seyn, so gibt man Parthien aus classischen Schauspielen, z. B. aus Hamlet durch lauter Bucklige, die als fidele Leute vor Lachen selbst zerplatzen werden, was an und für sich wieder großen Spaß macht. Man kann auch einen oder einige Vorlacher haben; dann jocöse Springkobolde, die unter den Leuten, dem Publicum selbst, wie Dämone, wie Überall und Nirgend, herum schlüpfen, allerley Spuk und Schelmereyen und Kurzweil aus dem Stegreif treibend.

Tausenderley Stoff liefern die Anläße der Zeit selbst.

Die Lachanstalt muß ihren gesunden Unfug bey Tage treiben, zwischen der Tisch- und Theaterzeit. Anderthalb Stunden sind genug; jeden zweyten Tag ist genug.

Die Lachanstalt kann und soll nirgend anders in der ganzen Welt zu Stande kommen, als in Wien. Das begreift sich von selbst.

Blanchard.

Schwerlich denkt Jemand mehr daran, daß der Luftschiffer Blanchard das Bürgerrecht von Stadt-Enzersdorf besaß. 1791 den 6. July, Mittags 12 Uhr im Prater erhob er sich mit seinem Ballon. Eine Stunde darauf stieg er nächst Stadt-Enzersdorf (Großenzersdorf) zur Erde nieder. Die Einwohner begrüßten ihn am Stadtthor mit Musik, erwiesen ihm alle erdenklichen Ehrenbezeugungen, und man ertheilte ihm das Bürgerrecht. Abends begleiteten ihn der Pfarrer und Richter nach Wien. Blanchard's zweyte Luftfahrt in Wien fand den 20. August Statt.

Ein Souper.

Als die „Ahnfrau“ 1816 zuerst an der Wien gegeben, traf ich da mit Liebel zusammmen. Der machte ein gar säuerliches Gesicht; bey dem donnernden Applaus des Publicums schüttelte er den schweren, grauen Kopf. „Und ich wette, Professor,“ sagte ich, „wir sehen und bewundern dies Werk des Genies gar bald auch im Hoftheater, und in allen andern Hoftheatern der Welt.“ Er sagte kein Wort; er erstickte sich mit Schnupftabak. — Wie die

„Ahnfrau“ im Hoftheater gegeben wird, bin ich wieder da: und siehe: auch Professor Liebel ist wieder da! Allerliebst.

Die „Ahnfrau“ geht nach Hause. Liebel und ich aber, wir gehen in das „Jägerhorn,“ Retzern zu sprechen, der da zu soupiren pflegt, im zweyten Zimmer rechts. Heute aber ist er nicht zugegen, vermuthlich bey seinem kranken Freunde Leon. Hingegen finden wir Schreyvogel und Ziegler. „Wir kommen aus der „Ahnfrau,“ sage ich; „noch bebt das Haus von Beifall.“ Diese Worte berühren Schreyvogeln freudig. „Und mit wohlverdientem“ setzt er hinzu, einen Blick, der wie Geringschätzung aussah, auf Liebel werfend. Schreyvogel fährt fort: „Ich sah, mein Herr Professor, ich erkannte den Keim. Dieser junge Mann ist ein Talent, das Epoche machen wird. Ich will nicht sagen, daß ich ihn ermuntert, aber ich bin und bleibe sein Anwalt, wo immer es gelte, mein Herr des Katheders.“

Ziegler wollte secundiren; aber Liebel ließ ihn nicht zu Worte kommen. Nachdem er mit seinen riesigen, plumpen, schmierigen Händen seinen fadenscheinigen, beschmutzten, lehmfarbigen Rock aufgerissen, daß die großen Metallknöpfe klirrten, nnd einige gewaltige Prisen Tabak in die unförmliche Nase gestopft, glotzte er stier in Schreyvogel's feines, geistreiches Gesicht und stotterte mit flammenden und dennoch nichtssagenden Augen: „Mein Herr Theaterpräsident und mein Herr Recensionendirector, ich sehe, Sie halten es mit beyden Schulen; nein, nein, Sie sind ein Apostel. Sie verläugnen die gute alte Zeit des Batteux, des Ramler; Sie schlagen sich zu den Romantikern in Ihren alten Tagen. Abscheulich!“

Schreyvogel glühte vor Entrüstung, als Ziegler, der wohl schon seit 5 Uhr im „Jägerhorn“ gesessen, sich in

seiner derben, ungeschlachten Gestalt mit brennendem Gesicht erhob. Ich bitte um das Wort, meine Herren; ich verlange das Wort! Professor Liebel, Ihnen sage ich dieß: Ihr todtes, mattes, geistloses Kathederbüchlein, über Dichter und Dichtkunst unserer Zeit, hatte ich das Unglück zu lesen. Ich sage Ihnen, Sie sind nichts als der Mann der kalten pedantischen Regel; von der Göttlichkeit der Poesie aber, und von der Bedeutung unserer Zeit haben Sie keine Ahnung.“ Er schenkt sein Glas, vielleicht bereits das vierzigste voll und erhebt es: „Es lebe die Dichtkunst, insonderheit die dramatische. Die Schaubühne ist die Dienerinn der Moral, die Freundinn der Gesetze. Aber man muß den Carus gelesen haben; man muß Psychologie haben; man muß Genie seyn! Genie! Donner und Doria!“

Ein schallendes Gelächter entsteht. Es ist ein Mann, unter der Thüre stehend; er zerplatzt vor Lachen; mit geschwungenen Armen klatscht er sich die Hände wund. Es ist der fein und elegant gekleidete Kurländer; aufgelöst vor Lustigkeit sinkt er auf einen Sessel neben Ziegler, der, etwas taumelnd, wieder auf den seinigen niederschnellt. „Ach Himmel,“ ruft er, „warum ist eben heute unser Retzer nicht da. Es gäbe einen köstlichen Spaß. Die Kräfte wären dann gleich.“ Auf Schreyvogel und Ziegler deutend, fährt er fort: „Meine Herren, Liebel und Retzer im Bunde sind eine Macht gegen Sie. Lesen Sie den „Sammler;“ da lernen Sie Retzer kennen. Er donnert gegen die jetzigen Dichter; er zermalmt die jungen Wiener-Poeten; er sagt von ihrer Productivität: **c'est une abondance stérile.** Er ist ein enragirter Liebelianer und

der Verfasser des „Postzugs“ seine bewaffnete Macht. Käme es zum Kampfe, meine Herren, Blut, viel Blut!“

Niesend unterbricht Kurländer sich selbst. Da sagt Schreyvogel mit kalter Ruhe: „Man vergesse nicht, daß ich der Allererste bin, der den „Sammler“ liest; als der Censor dieses Blattes weiß ich auch, was nicht darin steht. Ich kann dem Baron nicht ganz Unrecht geben; aber ich weiß zu unterscheiden. Unsere jungen Belletristen sind Köpfe von Talent: die Ausnahmen sind gering. Sie werden sich entwickeln; Deutschland, die Welt wird sie kennen lernen, wird sie zu ehren verstehen. Was ihnen aber, den meisten nähmlich, abgeht, ist wissenschaftliche Bildung; sie haben nichts gelernt; sie besitzen durchaus kein Studium, keine Belesenheit; ein klein wenig Mythologie, das ist Alles. Sie sind profan.“

„Wahr, sehr wahr,“ ruft Alles, ruft auch Treitschke, der, so eben angelangt, die Rede stehend mit angehört. „Wahr, sehr wahr,“ fügt er hinzu, indem er Platz nimmt. „Die Unwissenheit ist zuweilen unbegreiflich, ja anecdotisch. Erst heute — denken Sie. Ich erhalte einen prachtvollen brasilischen Schmetterling. In Bewunderung versunken, nehme ich nicht wahr, daß ein Besuch an meiner Seite steht. Es ist ein Dichter, nichts weniger als ohne Ruf, und schon in Mannesjahren. Betrachten Sie, sage ich, dieses wunderschöne Geschöpf.“ — „Ah,“ erwiederte er, „ich danke; ich verstehe nichts von der Botanik.“

Es wird zügellos gelacht; selbst der ernste, gemessene Schreyvogel lacht zügellos. „Nichts von der Botanik! O ja! die Botanik ist ihnen die ganze Naturgeschichte! O Himmel, wie wird Einem, wenn man hinwieder den Dichter der „Ahnfrau“ vor Augen hat. Der ist Gelehrter; fest

in der Geschichte, fest in der Literarhistorie; 5—6 Sprachen; er liest den Sophocles im Original wie den Calderon und den Byron. Ein noch so junger Mann und schon so reich belesen. Allen Respect!«

»Und dabey« setzt Kurländer hinzu, »welche Anspruchlosigkeit, welche Bescheidenheit!«

Ziegler hebt das Glas: »Er lebe!«

Liebel: »Ja, er ist Philolog; das respectire ich an ihm. Und er wird lange leben.«

Ich: Die Engländer, Franzosen und Italiener kennen schon sehr gut seinen Nahmen. Und wissen Sie, Professor, wie er von Ihnen spricht?«

Liebel: »Von mir? Wie so? (Er nimmt mehrere Prisen, und knöpft den Rock zu.) Ich glaube wohl, daß er Philolog sey; denn wenn man den Euripides...«

Ich, einfallend: »Griechisch liest und überhaupt die Hellenen kennt, so wird man auch den Archilochus kennen, mit dem Sie sich verewigt.«

Liebel verbeugt sich: »Nun, es ist wahr, meine Edition dieses Classikers ist die optima, schon zum zweyten Mahl gedruckt, einer der sichersten Verlagsartikel des würdigen Heubner. Nun, nun, ja! Aber daß der Verfasser der »Ahnfrau« — nein, das hatte ich mir nicht vorgestellt. Von Seidl da wußte ich es wohl. Der ist nicht nur ein eminenter Lyriker, auch ein gründlicher Archäolog und Linguist. Ja, wir haben schon Leute; darunter Bauernfeld, der seinen Terenz und Plautus im kleinen Finger hat; das sind aber nur Ausnahmen.«

»Und Sie halten es mit den Regeln,« fiel Kurländer ein.

»Die verdammten Regeln,« stotterte Ziegler; denn

er erblickte an der Schwelle, lauernd und winkend, eine stämmige verwitterte Magd, ein großes Parapluie in der Hand, ihn abzuholen und wo möglich nach Hause zu bringen.

Gute Nacht.

Matschakerey und kein Ende.

Die Wiener waren von jeher sehr gefühlvoll. Unter ihren zahlreichen Gefühlen befindet sich auch das Gefühl des Hungers. Man sollte es zwar kaum glauben; aber es ist so: selbst der Wiener empfindet Hunger, wenn die Mittagszeit da ist. Im Laufe arger Zeiten aber wurde dieser gefühlvolle Zustand gar grell gesteigert. Unter Andern damahls, wo Mathias Corvin die liebe Stadt so eingeschlossen, daß die Zufuhr der beliebten Nahrungsmittel aufhörte. Der angestammte Landesherr Friedrich **III.** zögerte mit dem Entsatz, mußte zögern, wollte zögern. „Mögen die Wiener nur erfahren, was Hunger heißt!“ sagte er; „sie verdienen es, da sie es mir selbst so gemacht haben.“ Was blieb also in dieser gefühlvollen Lage übrig? Nichts Anderes blieb übrig, als Pferde- und Katzenfleisch, und zwar als Material, dieses fatale Gefühl des Hungers zu beschwichtigen. Bey dieser netten Hungersnoth blieb noch übrig, die Schenken und Gasthäuser zu schließen. — Inzwischen war da eines, dessen Wirth ein geborner Ungar, dennoch einige seiner Landsleute aufnahm. Es waren dies nähmlich Abgesendete des Königs, beauftragt, den Zustand der Stadt kennen zu lernen. Kamen nun magyarische Gäste an, so fragte er sie: **Mikor érkezett az ur?** (Wann seyd ihr gekommen?) Antworteten sie: **Ma csak** (Erst heute!)

so ließ er sie ein. Das war so die Probe. Und das war und ist so der Ursprung des Nahmens: Matschakerhof. Noch dieses: Eines Tages, und da der Matschakerhof schon vollgepfropft mit Matschaken war, fand sich gleichwohl noch ein Matschak ein, begehrend mit Ungestüm Einlaß in diesen Matschakerhof. Der Wirth des Matschakerhofes wollte aber diesen neuen Matschaken durchaus nicht in den Matschakerhof aufnehmen. Als aber der neue Matschak sich zu erkennen gab, daß er der Haupt-Matschak, nähmlich der Mathias selber sey, da öffnete der Matschaker-Wirth diesem neuen Matschaken alsogleich den alten Matschakerhof; und der heißt deshalb noch immer Matschakerhof. Also die Sage, wohl ein Gesage. Und wenn der alte Matschakerhof abgebrochen, so wünschen wir, daß der neue Matschakerhof ebenfalls Matschakerhof heiße, sollte er auch, wie heut zu Tage Sitte, keinen Hof mehr haben. — Zu dieser Matschakerey gehört noch etwas Merkwürdiges, aber viel Bekannteres. Dem Matschakerhof gegenüber baute sich Mathias eine Burg. Sie stand auf der Stelle des großen Durchhauses in der Kärnthnerstraße, wo die drey Löwen sind; früher das Hasenhaus. Hier starb der große Mann, nachdem er einige schlechte griechische Feigen genossen.

Kaunitz zu Pferde.

Der große Kaunitz war der geschickteste, der regelmäßigste, der berühmteste Reiter in Stadt und Land. Er war sich deß auch bewußt. Er hatte Nichts dagegen, wenn man ihn auch auswärts dafür hielt. Wie von Gemählden, von welchen er großer Kenner und Sammler, sprach er auch gern von Pferden und von der Reitkunst. Eines Tages, bey

der Tafel war dies der Fall. Die Gäste, im Fortgehen bemerkten: **Le Prince n'a parlé que tableaux et chevaux.** Stoll als Arzt so groß, wie Kaunitz als Staatsmann, Gemählde- und Pferdekenner, war sein Leibarzt. Einst fragte ihn der Fürst, welches wohl das älteste Buch sey, das von Pferden handle. Was wollte Stoll thun? Er antwortet: Das Buch Hiob. Sogleich gibt Kaunitz seinem Vorleser den Auftrag, eine Bibel zu kaufen. Der Buchhändler schmunzelt; das Publicum ergetzt sich. Kaunitz: eine Bibel. — So deliciöse Perde, wie Hamilton und Ridinger gemahlt und gestochen, wie Vernet noch jetzt liefert, und wie ein Genie, weit höher stehend, als alle diese drey, auch in Studium und Erfahrung, unser Heß, in unbeschreibliche Bescheidenheit gehüllt bis zur Unsichtbarkeit, fort und fort darstellt: so deliciöse Pferde hatte Kaunitz, versteht sich, die Menge. Aber nicht die Menge überhaupt, nein: Eingeborne so gut, als aller Länder; eine lebendige hippologische Nationen-Gallerie. Spanier und Pohlen sah man da; Neapolitaner und Ukrainer; Moldauer und Araber; Siebenbürger und Mecklenburger; Engländer und Türken ꝛc. Ein arabischer Schimmel, und aus dem Trauttmannsdorffischen Gestüte in Böhmen ein Schecke, waren seine Lieblinge. Ein Prinz von Nassau besaß einen persischen Schimmel, pries dem Fürsten dessen Tugenden. Kaunitz wird neugierig; er will das Wunderthier sehen, sogleich sehen. Aber das Wunderthier domicilirt in Warschau. Thut nichts! Der Prinz schickt den Schimmel von Warschau nach Wien auf der Post, das heißt, mit der Post, gefahren. Heut zu Tage freilich ein Spaß. — Aus Kaunitz Leben, so reich an Anecdoten, nur diese, obschon bekannt: ein edler Magyar speist bey ihm, verlangt unaufhörlich Malaga. Er sagt zu seinem eigenen Leib-

diener, auf die Flaschen weisend: **Ab hoc!** Kaunitz bangt für des Gastes Gesundheit; er will auf die Stärke des Weines aufmerksam machen; er bemerkt: **Domine! est Malaga!** Der Gast aber, wähnend, es sey eine grammatische Rüge, oder aber, ein Bonmot zu machen, entgegnet: **Ergo ab hac!** Unser Einer hält es mit dem **Ab hoc** und mit dem „Unaufhörlich.“

Saint Germain, der Unbegreifliche,*) bey den Adepten in Wien.

Was man unter „Alchymie“ versteht, war noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts eine Krankheit der Zeit. Und überall, also auch in Wien.

Einer der eifrigsten Adepte war der Buchhändler Rudolph Gräffer, ein Mann von vielen Kenntnissen, von Reise-Erfahrungen, von Weltbildung. Er war in Verbindung mit den notabelsten Männern, nicht nur Europas. Seine Verdienste um Wissenschaften, Literatur, vaterländischen Buchhandel, wurden einst von gar manchem Reisebeschreiber gewürdigt. Unter Anderm fabricirte er, der Erste in Österreich, das Velinpapier. Wenn man den albertischen Denis ansieht, betastet, zwischen den Fingern reibt, so ist das Papier wirklich „Haut.“ Also Rudolph Gräffer. Noch ist anzuführen und hier nicht gleichgültig: er war das, was man reich nennt.

Dann war ein Baron Linden, ein unermüdliches Genie in technischen Sachen; er passionirte sich mit dem Türkisch-

---

*) Sein Porträt ist das Titelelbild beym **I.** Theil.

roth, trieb auch Medicin, ließ allerhand Arcana drucken, auch „Handschriften für Freunde geheimer Wissenschaften“ rc. Er war ein erschrecklicher Schmauser und der kekste, unaufhörlichste Schlittschuhlaufer, der sich über Klopstock als solchen moquirte; Tag und Nacht auf dem Donaucanal, auf der Wien, im Belvedere, dann auch noch auf dem Canalhafen Tialfisch einher flog. In mondhellen Nächten war das sein Bett.

Ferner war ein gewisser Calvi, oder Calve, schon bey Jahren: groß, mager, dürr wie ein Zaun, aber gefräßig wie ein Wolf; die Physiognomie einer Hyäne; ewig zuckend, gesticulirend, tänzelnd, Gesichter schneidend, wie ein Verrückter. Calvi war ein Mann von Geist, aber ein armer Teufel, ein Charlatan, einer der ärgsten und interessantesten Aufschneider. Er war eine männliche Hexe, voll erstaunlicher Kunststücke; er war, was man im respectablen Sinne sagt: ein verfluchter Kerl. Er selbst wußte nicht was er für ein Landsmann sey; ich hielt ihn immer für einen portugiesischen Juden; ich weiß aber nicht warum? Wie die Rangen nun schon sind! Ich muß noch dieses sagen: Calvi war auch ein Narr, der den Leuten auf der Straße, so im Vorübergehen, ohne daß sie sich's versehen konnten, mit dem Daumen einzelne Zähne ausstieß, in einem Nu. Seinen eigenen, wunderschönen aber, gab er Beschäftigung die Fülle. Er und der Baron luden sich bey Gräffer allwöchentlich ein paar Mahl zu Gast, auf Mohnnudeln mit Honig! Ein Jeder fraß einen Scheffel voll.

Hernach war ein sicherer Stubitza, ein angeblicher Baron, der erst vor wenig Jahren im Wiener Versorgungshause starb; ein exaltirter Kopf, nicht ohne Kenntnisse, von unendlich reicher Erfahrung, aber auch ein Narr, und ein

armer Narr, wenigstens zuletzt, was das Schicksal der meisten Narren ist. Stubitza konnte Krieg anzetteln; im siebenjährigen Kriege fing er ein preußisches Bataillon an einer Leimspindel, im buchstäblichen Sinn. Wirklich bewandert aber war er in der Metallurgie und in lithologischen Productionen. Er erzeugte einen Karfunkelrubin von der Größe eines Spielwürfels; und noch einen. Ein enragirter Gemäldesammler, Nahmens Lämmer, besaß einen davon. Vor etwa 20 Jahren trafen sich die beiden Phantasten zufällig bey mir in der Handlung, plauderten von der alten Zeit. Lämmer zog den Stein aus der Tasche, er war ihm feil um 4000 Ducaten. Stubitza war ein großer, hagerer Mensch, mit dem Gesichte jenes uralten Adlers in Schönbrunn, der noch nicht gar so lange todt ist, jenes Adlers, den der Prinz Eugen in seiner Belvedere-Menagerie täglich selbst zu füttern gepflegt.

Die vorgenannten Männer hatten ihr Laboratorium auf der Landstraße hinter dem Invalidenhause (eigentlich Invaliden-P a l a st; so sehr ehrt man bei uns verdiente Vaterlandsvertheidiger, daß sie ein Palais bewohnen) in einem alten Hause in einem eigenen Tract. Da verarbeiteten sie ihre Ducaten. Zuweilen kam auch ein großer, dicker Mauthbeamter, Bacciochi, Gräffer's Schwager, hinaus, ein Mann von Einsicht, der z. B. das noch jetzt berühmte Goldsalz fabricirte, ein unsichtbares Fläschlein zu 2 fl. Bacciochi, späterhin, sollte Fürst werden, wo nicht Herzog oder noch etwas mehr; er war nahe daran, mit Buonaparte verwandt zu seyn. Bacciochi schrieb an den buonapartischen Baccichoi; Bacciochi und die Gräffer, Alle waren schon lauter Groscavalire, mindestens Grafen, schon Gräffer und doch nicht Graf. Es ging aber mit den genealogischen Probationen nicht recht zusammen: man

blieb, wer man war. Bacciochi half im Laboratorium auf der Landstraße aus und hatte seine Freude an der Ducaten-Fabrik.

Manchmahl schlich auch der Dichter Blumauer, Gräffer's Handlungs-Gesellschafter, hinaus, nicht aber, zu laboriren, sondern ein Gläschen Tokaier zu schlürfen, und über die Tiegel und Retorten zu lachen. Er guckte mit seinem Stecher überall herum, bog und streckte bey den verschiedenen Apparaten naserümpfend und hüstelnd den Hals, machte allerhand Glossen, kritzelte mit dem Bleystift Verse an die Wand; trommelte mit den Fingern an das Fenster, und sah er ein Stubenmädchen, wie Rautenstrauch sie geschildert, flugs war er draußen, den Stecher vor, und trippelte und hüpfte wie ein Tanzmeister auf den Zehen nach!

Auch der Hofrath Born fand sich ein, aber selten. Er kam eigentlich mehr, um in dem gut und eigenthümlich eingerichteten Laboratorium Experimente für sich selbst zu machen. Oft gab er ernste, gute Lehren, geschöpft aus seinen großen physikalischen Kenntnissen, wofür man ihm allerdings sehr höflich dankte, ohne sie jedoch zu befolgen.

Eines Tages verbreitete sich das Gerücht, Marquis Saint-Germain, der Räthselhafteste aller Unbegreiflichen, sey in Wien. Ein electrischer Schlag durchfuhr Alle, die seinen Nahmen kannten. Unser Adepten-Cirkel war bis in das innerste Mark durchzuckt. St. Germain in Wien!

Saint-Germain! Ohne Zweifel ist er unsern Lesern bekannt. Aber was sage ich? Ich wollte sagen: Ohne Zweifel haben die meisten unserer Leser ihn schon wieder vergessen. Was ist da zu thun? Nichts Anderes, als ihrem Gedächtniß ein wenig zu Hilfe zu kommen.

Zuerst von seinem Alter. Ja, St. Germain hat kein

Alter. Er ist zwar 60 Jahre alt, d. h. er sieht so aus, wie ein Mann von 60 Jahren; aber er ist schon ein paar tausend Jahre 60 Jahre alt. Er war Zeitgenosse der alleraltesten Menschen der Weltgeschichte; in sein Stammbuch sind Tiberius, Josephus Flavius, Carl der Große eigenhändig eingeschrieben. St. Germain war überall auf Erden; St. Germain kann Alles; er verrichtet die wunderbarsten Dinge. Er macht Gold, aber aus Nichts, nicht Nichts aus Gold, wie die Andern; aus kleinen Diamanten macht er große; er verfertigt ein Lebens-Elixir, dessen er sich gleichwohl nicht selbst bedient, obschon er bereits ein paar tausend Jahre alt. Er hat ein ganz eigenes Geheimniß, ganz für sich, ein kleines Arcanum. Das nimmt er etwa alle 100 Jahre, legt sich schlafen, und schläft, berechneter Maßen, 50 oder 100 Jahre. Da steckt es. Montaigne, der vor 300 Jahren gelebt, spricht von ihm als von seinem Zeitgenossen. Was will man mehr?

Etwas von dem, was man mehr will, lasse ich den unvergeßlichen Grafen Max. Lamberg erzählen. Dieser gelehrte, vielgereiste, geistvolle Mann kannte ihn persönlich. Hier sind einige Stellen aus seinem „**Memorial d'un mondain**“ Seite 119 ꝛc.

„Eine sehenswürdige Person ist der unter dem Nahmen St. Germain bekannte Marquis d'Aimar oder Belmar. Er sagt, er sey zu Vitri geboren. Der Cardinal von Lenoncourt, damahliger Bischof von Chalons, gab ihm den Nahmen Germain. Die Geschichte ist erzählt in den „**Essais de Montaigne**“ **L. 1. pag. 20.** — „Alle Einwohner von Vitri,“ sagt Montaigne, „haben ihn bis in's 22. Jahr als Mädchen gekannt, gesehen und Maria geheißen. Damahls war er sehr bärtig, mannbar und lebendig. Als

er sich im Springen einige Gewalt anthat, wurde er plötzlich zum Mann. -- Es ist auch unter den dortigen Mädchen noch ein Lied im Gange, wodurch sie sich wechselweise warnen, keine großen Luftsprünge zu thun, aus Furcht, zum Buben zu werden, wie Maria Germain.“ Dieser Marquis St. Germain wohnt seit einiger Zeit (1769) zu Venedig, und beschäftigt sich in einem Kreise von hundert Weibern, die eine Unterhändlerinn ihm schafft, Versuche mit Flachs anzustellen, welchen er bleicht und der rothen, italienischen Seide gleich macht. Er glaubt, 350 Jahre alt zu seyn, und gibt vor, um es vielleicht nicht sehr zu übertreiben, den Thomas Kulikan in Persien gekannt zu haben.“

„Als der Herzog von York in Venedig ankam, begehrte der Marquis vom Senat den Rang über diesen Prinzen, und gab zur Ursache an, man wüßte schon, wer der Herzog von York wäre, aber die Titel des Marquis von Belmar wären noch unbekannt. Er habe einen Balsam, der wieder verjüngere; eine betagte Frau, welche sich eine größere Portion davon, als nöthig war, einreiben ließ, wurde wieder zum Embryo.“

„Er soll zu Peking gewesen seyn, ganz und gar ohne einen Nahmen zu haben, und da ihm die Polizey anlag, sich zu nennen, entschuldigte er sich damit, er wüßte es selbst nicht, wie er heiße. In Venedig, sagt er, ruft man mich: indem man die Hand an's Kinn streicht, in Hamburg nennt man mich: mein Herr, in Rom Monsignor, in Wien Pst! Pst!; zu Neapel pfeift man mir, wenn man mich haben will, in Paris lorgnirt man mich und bey diesem Zeichen nähere ich mich gern denjenigen, die mich betrachten. Lassen Sie mich meinen Nahmen nicht irre machen, meine Herren Mandarinen! So lange ich mich bey Ihnen

aufhalte, werde ich mich so betragen, als wenn ich einen sehr berühmten Nahmen hätte; ich mag Kunz oder Hanns, Piso oder Cicero heißen, mein Nahme muß Ihnen gleichgiltig seyn. Er erhielt zu Venedig sogar Briefe, auf deren Couvert nur das einzige Wort Venedig stand, das Übrige war unbeschrieben. Sein Sekretär frug auf der Post nur nach Briefen die Niemand angehörten."

„Man weiß übrigens nicht, wer dieser sonderbare Mann ist; er wird für einen Portugiesen gehalten; er hat tausend Talente, die nicht leicht in Einem Manne zusammentreffen; er spielt ausnehmend schön auf der Violine, aber hinter einem Schirme; man glaubt alsdann, fünf oder sechs Instrumente zugleich zu hören."

„Im Haag (sagt der Hr. v. Belmar) als ich daselbst angehalten wurde, glaubte ich, dem Offizier einen Diamant von dem schönsten Wasser und einem Karat, wie man ihrer nicht viel findet, anbiethen zu können, er schlug ihn aber aus; und da weder mein Bitten, noch mein Anhalten fruchten wollte, zerschlug ich den Stein mit einem Hammer in viele kleine Stücke, die sich verstreuten und welche die Lakaien zu ihrem Nutzen auflasen. Der Verlust dieses Diamants, welcher in Brasilien und im Reiche des Mogols für einen solchen gehalten worden, war indessen doch nicht gleichgiltig, um so viel mehr, da er mich eine unendliche Mühe zu verfertigen gekostet hatte. Der Graf Zebor, Kammerherr des höchstseligen Kaisers (seine erhabenen Eigenschaften und der Schutz, den er den Künsten gönnte, machen ihn unsterblich), hat ihrer mit mir gemacht. Der Fürst T** bezahlte einen, der aus meiner Fabrik war, ungefähr vor sechs Jahren, mit 5500 Louisd'or. Er hat ihn, seit der Zeit, an einem reichen Narren mit 1000 Du-

caten Profit wieder verkauft. Man muß in der That König oder Narr seyn, sagt der Graf von Barre, um beträchtliche Summen an den Ankauf eines Diamants zu verwenden."

„Der dem Schicksal sich überlassende Mensch übrigens gibt bisweilen der Natur in Kunstsachen einen gewissen Schwung, welcher sonst den Artisten allein eigen ist. — Ein Pot **, ein Marquis Rouelle 2c. urtheilen vom Dreifuß herab, Niemand hätte Diamanten gemacht, weil sie die Gründe nicht kennen, die dem Erfolge entgegengesetzt sind. Laßt alle diese Herren (denn es gibt eine ganze Heerde) mehr die Menschen als die Bücher studiren, so werden sie Geheimnisse entdecken, die nicht in der gold'nen Kette Homer's, nicht im kleinen oder großen Albert, nicht im geheimnißreichen Band Picatrix u. s. f. zu finden sind. Wichtige Entdeckungen zeigen sich nur dem Reisenden."

„Die Notizie del mondo, Giulio 1770, geben mir den Hrn. von St. Germain zum Reisegefährten nach Afrika, zu einer Zeit, da der Hr. v. Belmar von Genua aus an einen Freund in Liverno schrieb, daß er gesonnen sey, nach Wien zu reisen, den Fürsten Ferdinand Lobkowitz wieder zu sehen, den er zu London im Jahre 1745 gekannt habe."

So weit Graf Lamberg.

Also „nach Wien zu reisen:" Da haben wir es. Das „Wann" ist nicht ausgedrückt. Das Wann ist jetzt. Gut.

---

*) Spätere Anmerkung. Es ward kund, daß der vielbegabte Dr. Öttinger in Leipzig St. Germain als Stoff eines selbstständigen Buches behandelt. Die Stelle, welche er in seinem geistreichen Blatte anführt, betrifft die Zeitung aus der Zukunft (gegen Ende dieses Jahrhunderts).

Kaum hat Gräffer sich von der überraschenden Kunde erholt, als er nach Himberg auf seinen Edelhof fliegt, wo er seine Papiere hat. Unter diesen Papieren befindet sich ein Empfehlungsschreiben Casanova's, des genialen Abenteurers, den er in Amsterdam kennen gelernt, gerichtet an Saint-Germain. Er eilt zurück in die Handlung (das jetzt Tauersche Local), da berichtet man ihm dieses: Vor einer Stunde war ein Herr da, dessen Anblick uns Alle in Erstaunen setzte. Dieser Herr war nicht großer, nicht kleiner Statur; sein Körperbau voll auffallender Harmonie; Noblesse war Alles an ihm. Das Gesicht, wie leuchtend von Anmuth und Adel; die Nase lang und gebogen, der schwellende Mund göttlich; die dunkeln Augen voll unaussprechlicher Lebhaftigkeit. Der Anzug von silbergrauer Seide; die großen Knöpfe, wie aus lauter Brillanten. Er trat drey Schritte ein, und sprach, ohne sich um irgend Jemand der Anwesenden zu kümmern, gleichsam so für sich hin auf Französisch nur die Worte: „Ich wohne im Federlhofe; das Zimmer, in welchem 1713 Leibnitz logirte.“ Wir wollen reden; er war schon fort. Seit einer Stunde seh'n Sie uns, Herr, versteinert.

Indem bringt der Postbothe einen Brief. Er ist von Casanova's Bruder, dem berühmten Schlachtenmahler, geschrieben in der Brühl bey Mödling, wo er 1805 starb. Der Brief enthielt einen Einschluß, adressirt: „À pst, pst!“ Sehr wohl!

In fünf Minuten ist man im Federlhof. Leibnitzen's Zimmer ist leer, Niemand weiß, wann „der americanische Herr“ nach Hause kommt. Von Reisegeräth ist nichts zu sehen, als eine kleine eiserne Kiste. Es ist Tischzeit. Aber wer wird da an's Essen denken? Gräffer drängt es mecha-

nisch, den Baron Linden aufzusuchen; er findet ihn bey der „Ente“ bey der dritten Ente. Sie fahren auf die Landstraße; ein gewisses Etwas, eine dunkle Ahnung sagt ihnen, daß sie augenblicklich, Carriere, auf die Landstraße fahren sollen. Das Laboratorium wird aufgeschlossen: ein gleichzeitiger Schrey des Erstaunens entfährt Beyden: an einem Tische sitzt Saint-Germain, ruhig lesend in einem Folianten, welcher der Paracelsus ist. Sie stehen starr an der Schwelle; der geheimnißvolle Gast macht das Buch langsam zu, und erhebt sich langsam. Wohl wissen die beyden Betroffenen, daß diese Erscheinung kein anderes Wesen auf der Welt seyn könne, als der Wundermann. Die Schilderung der Commis war ein Schatten gegen die Wirklichkeit. Es war, als umflösse ein heller Schein die ganze Gestalt. Würde und Hoheit verklärten sie. Sie sind keines Wortes mächtig.

Der Marquis schreitet ihnen entgegen; sie treten ein. Er sagt, gemessen, aber ohne Künsteley, in französischer Sprache, aber mit einem unbeschreiblich wohlklingenden, die innerste Seele bezaubernden Tenor, zu Gräffer: „Sie haben ein Empfehlungsschreiben von Herrn von Seingalt; aber es bedarf dessen nicht. Dieser Herr ist Baron Linden. Ich wußte, daß Sie Beyde in dieser Minute hier seyn würden. Sie haben noch ein Billet an mich, aus der Brühl. Aber der Mahler ist nicht zu retten; seine Lunge ist hin; er wird den 8. July 1805 sterben. Ein Mann, der jetzt noch Kind ist, und Buonaparte heißt, wird mittelbar Schuld daran seyn. Und nun, meine Herren, ich weiß von Ihrem Thun. Kann ich Ihnen nützlich seyn? Sprechen Sie!“

Aber man ist nicht vermögend, zu sprechen. Linden setzt

einen kleinen Tisch zurechte, nimmt Confect aus einem Wandschrank, stellt es hin, und geht in den Keller. Der Marquis winkt Gräffer, sich zu setzen; er selbst setzt sich. Er sagt: Ich wußte, Ihr Freund Linden werde sich entfernen; er mußte es. Ihnen allein werde ich dienen. Ich kenne Sie durch Angelo Soliman, dem ich in Afrika Dienste geleistet. Wenn Linden kommt, werde ich ihn fortschicken. Gräffer ermannt sich; doch ist er noch zu ergriffen, um mehr entgegnen zu können als die Worte: „Ich verstehe Sie; ich ahne.“ Indem kommt Linden zurück, und stellt zwey Bouteillen auf den Tisch. St. Germain lächelt darob mit einer unbeschreiblichen Hoheit. Linden biethet ihm Erquickung an. Des Marquis Lächeln geht in Lachen über. „Ich bitte Sie,“ sagte er, ist irgend eine Seele auf dem Erdball, die mich je essen oder trinken geseh'n?“ Er deutet auf die Flaschen, und bemerkt: „Dieser Tokaier ist nicht direct aus Ungarn; er kommt von meiner Freundin Catharina von Rußland. Sie war mit den Schlachtenmahlereyen des Kranken bey Mödling so zufrieden, daß sie ihm eine Kiste davon schickte.“ Gräffer und Linden erstaunten; es war dem so; der Wein war Casanova abgekauft.

Der Marquis begehrte Schreibmaterial. Linden bringt es. Der Wundermann schneidet von einem Bogen Papier zwey Quartblätter ab, legt sie dicht neben einander, und ergreift mit jeder Hand eine Feder. Er schreibt mit beyden Händen zugleich, eine halbe Seite, unterzeichnet eben so, und sagt: „Sie sammeln Autographe, mein Herr, wählen Sie eines dieser Blätter; es ist gleichgiltig, welches; der Inhalt ist derselbe.“ — „Nein, das ist Zauberey,“ rufen die beyden Freunde aus, „Zug für Zug stimmen die beyden Handschriften überein; keine Spur eines Unter-

schied's. Unerhört!“ Der Schreiber lächelt, legt beyde Blätter aufeinander, hält sie an die Fensterscheibe: man glaubt nur eine Schrift zu sehen, so genau paßt Alles aufeinander. Es ist, als wären es Abdrücke einer und derselben Kupferplatte. Man ist stumm.

Nun sagt der Marquis: „dieß eine Blatt wünsche ich, so schnell als möglich, an Angelo bestellt. In einer Viertelstunde fährt er mit dem Fürsten Liechtenstein aus. Der Überbringer wird ein Schächtelchen erhalten.“

Linden geht mit dem Brief fort. Der Marquis riegelt die Thür zu und sagt: „Mein Herr, vernehmen Sie, Ich wußte es längst und sehe es durch die Beschaffenheit Ihrer chemischen Requisiten und Anordnungen, daß Sie sich mit Ihren Goldpräparaten zu Grunde richten werden. Ich habe etwas Anderes für Sie. Betrachten Sie diese Perle.“ Bey diesen Worten zog er eine Busennadel heraus, an die eine Perle gefaßt war, so groß wie eine Haselnuß.

„Dieses Kleinod,“ sagt Gräffer, der es schon längst bewundert hatte, „muß mehr werth seyn, als die berühmte historische Perle der Cleopatra.“ Der Marquis erwiederte: „Allerdings, aber ich könnte sie ebenfalls in Essig auflösen, ohne aber, daß ihr Verlust mich zu kümmern brauchte. Noch mehr! Ein angehender Dichter der deutschen Nation, den man einst fast über alle Poeten stellen wird, trägt jetzt schon den Plan zu einem Drama im Kopfe, in welchem eine Prinzessin Eboli sagen wird: Dem reichen Kaufmann gleich, der, ungerührt von des Rialto Gold, die reiche Perle dem reichern Meere wiedergab, zu stolz, sie unter ihrem Werthe loszuschlagen. — — Jene Perle war ebenfalls durch mich entstanden. Kurz gesagt, ich allein unter allen lebendigen Menschen, verstehe die Kunst, das Mu-

scheltthier zu zwingen, so große Perlen abzusetzen als ich will.“

Das Erstaunen des Zuhörers war gränzenlos. Plötzlich aber erinnerte er sich an Etwas; er sagt: „Meister, als ich in Schweden war, erzählte man, der große Linné habe diese Kunst verstanden.“ St. Germain erwiederte, leichthin lächelnd: „Ich war sein Freund. Ich hatte ihn mein Recept copiren lassen; er nahm sich aber nicht die Zeit, es mit dem Originale zu vergleichen. Die Copie war ungenau; die Sache konnte nicht gelingen. Indeß verbreitete sich der Ruf des Arcanums. Als Linné gestorben war, trug die Witwe es der Regierung an. Man wird nicht einig. Die Witwe mit ihrem Hab und Gut war schon zu Schiffe, auszuwandern. Da setzte die Regierung nach, und zahlte ihr den ganzen Preis. Aber, wie gesagt, das Recept ist nicht das rechte.“ Der Marquis zog jetzt aus seiner Brusttasche ein Quartblatt heraus und gab es Gräffer zum Copiren. Hierauf verglich er es mit dem Original. „Gut,“ sagte St. Germain, „gut, Sie haben Beruf dazu, es ist vollkommen correct.“ In 4 Minuten ist Linden zurück und bringt das Schächtelchen. Selbes enthält das Pulver, anzuwenden, wie die Vorschrift es besagt. Gräffer fand keine Worte, seine Überraschung, sein Dankgefühl auszudrücken. Er hatte nach der Uhr gesehen. Es fehlte noch eine halbe Minute. Er sah nach dem Fenster; Linden war noch wenige Schritte entfernt. Er brachte das Schächtelchen.

St. Germain war allmählig in eine feyerliche Stimmung übergegangen. Ein paar Secunden lang war er starr, wie eine Bildsäule; seine über allen Ausdruck energischen Augen waren matt und farblos. Alsbald aber belebte sich sein ganzes Wesen wieder. Er machte mit der Hand eine

Bewegung, wie ein Zeichen der Entlassung; dann sprach er: „Ich scheide. Enthalten Sie Sich, mich zu besuchen. Ein Mahl werden Sie mich noch sehen. Morgen Nachts reise ich; man bedarf meiner in Constantinopel, dann in England, wo ich zwey Erfindungen vorzubereiten habe, die Sie im nächsten Jahrhundert haben werden: Eisenbahnen und Dampfschiffe. In Deutschland wird man deren bedürfen, denn die Jahreszeiten werden allmählig ausbleiben. Zuerst der Frühling, dann der Sommer. Es ist das stufenweise Aufhören der Zeit selbst, als die Ankündigung des Untergangs der Welt. Ich sehe das Alles. Die Astronomen und Meteorologen wissen nichts, glauben Sie mir. Man muß in den Pyramiden studirt haben, wie ich. Gegen den Schluß des Jahrhunderts verschwinde ich aus Europa, und begebe mich nach Asien in die Gegend des Himalaya. Ich will ruhen; ich muß ruhen. Genau nach 85 Jahren werden die Menschen mich wieder erblicken. Leben Sie wohl. Ich liebe Sie!“ Nach diesen feyerlich gesprochenen Worten wiederholte der Marquis das Zeichen mit der Hand. Die beyden Adepten, von der Macht all' der beyspiellosen Eindrücke überwältigt, verließen im Zustande völliger Betäubung das Zimmer. In diesem Augenblicke fiel ein Platzregen, ein Donnerschlag. Instinctmäßig kehren sie um nach dem Laboratorium, Schutz zu suchen. Sie öffnen die Thüre: Saint-Germain war nicht mehr da.

Tags darauf die Begegnung auf dem „Stephansfreydhofe.“

Hier endige ich meine Erzählung. Sie ist durchwegs aus dem Gedächtnisse. Ein eigenes, unwiderstehliches Gefühl hatte mich angetrieben, den Vorgang nach so langer

Zeit doch einmahl niederzuschreiben, eben heute den 15. Juni 1843.

Noch merke ich Dieses an: Es sind Gründe vorhanden, welche machen, daß dieses Begebniß noch von Niemanden hat berichtet werden können.

Und somit habe ich die Ehre, mich zu empfehlen!

Baron Allwin.

„Nun, in des Himmels Nahmen! Ich gehe mit.“

Konnte, durfte ich denn widerstehen? Doctor Heastly ist nach vierzig Jahren wieder hier. Wir sind Freunde. Er kommt aus China. Er kommt aus China eigens hieher in Folge eines Auftrags, den ihm vor etwa einem halben Jahrhundert der Marquis Saint-Germain ertheilt hatte.

Heischende Motive genug für mich.

Ich trat mit dem Doctor in dieses Haus, für mich das Haus des Grauens. Nie hatte ich ein solches Institut betreten.

Man nennt uns die Nummer. Im Eingangszimmer ist ein Bedienter, eigens für den Mann. Wir sehen hier Utensilien, die von Überfluß zeugen. Der Diener in Livrée ist fein gekleidet.

Er meldet uns. Wir treten ein

Wir sehen einen groß und stark gebauten Mann. Sein Gesicht ist hehr und edel. Er hat dunkelblaue Augen, eine etwas gebogene Nase, einen außerordentlich graciösen Mund, wunderschöne Zähne, üppiges, goldiges Haar, das über den Nacken hinabfällt. Er ist voll Bart, der ihm bis auf die Brust reicht.

Der Styl seiner Kleider ist orientalisch. Ein weiter, grünseidener, mit Gold durchwirkter Talar umhüllt seine Gestalt. Ein kostbarer Kaschmir-Shawl bedeckt als Turban sein Haupt, doch herab über die Ohren bis an den Hals.

Die Stube war geräumig, vollgestopft mit den pretiösesten Meubeln in orientalischem Geschmack. Die Draperien theils von Seide, theils von Sammt. In den halb unverhängten Gestellen luxuriöse Vasen, prächtig gebundene Bücher. Zwischen den Schränken kunstvolle Gemählde und Uhren. Auf den zwey mit Goldteppichen überhängten Tischen liegen alte Pergament-Manuscripte aufgeschlagen.

Der bis auf den Fußboden reichende Teppich des einen Tisches bewegte sich. Es ist etwas dahinter, vermuthlich ein Hund. Aber nein! Es schleicht hervor, der Rachen geöffnet: ein riesenhafter Tiger. Der legt sich, ohne uns anzublicken, zu den Füßen seines Herrn.

Die Physiognomie des Mannes kam mir bekannt vor, doch fand ich mich nicht zurechte. Die Ähnlichkeit versetzte mich in Spannung. Den Nahmen hatte mir der Doctor nicht genannt.

Der Mann war von seinem Divan aufgestanden, uns höflich grüßend, doch nur pantomimisch.

Heastly nahm aus seinem Taschenbuche einen Brief, ihn so haltend, daß ich nicht ausweichen konnte die Adresse zu lesen. Sie enthielt die Worte „An Baron Allwin. Zu übergeben den 11 Juny 1843. Aymar.“ Unter diesem letztern Namen befand sich das mir sehr wohlbekannte Monogramm des Grafen Saint-Germain.

Der Doctor übergab dies Schreiben, ohne zu sprechen.

Der Baron war bey dem Anblick der Schriftzüge im höchsten Grade betroffen, ja erschüttert. Es schien mir, daß seine Hände zitterten. Er öffnete den Brief. Er warf nur einen einzigen Blick hinein. Er enthielt nur zwey Zeilen, was wir sehen konnten, denn er legte ihn offen vor uns auf den Tisch. Er nahm ihn noch ein Mahl an sich und küßte ihn.

Hierauf wies er auf Stühle. Wir setzten uns.

Er schob jetzt den Turban etwas in die Höhe, und zog aus jedem Ohr einen dicken Stöpsel von Baumwolle.

Er sagte in englischer Sprache: „Entschuldigen Sie, meine Herren. Unterziehen Sie Sich meiner Ansicht. Der ärgste Luxus ist das Gehör. Die argste Wuth der Menschen besteht darin, immer und ewig Schall zu machen. Ohne Ende: man plaudert, man lacht, man gähnt, man singt, man pfeift, man schreit, murmelt. Das ist den Menschen noch nicht genug Schall. Sie nehmen Instrumente, und machen Musik, und schießen und dergleichen. Die zweyte Wuth ist, dem Schall nachzulaufen: wo geplaudert oder gelacht wird, gegähnt oder gesungen, gepfiffen oder geschrien, oder gemurmelt, da laufen sie hin. Wo ein rechtes Wagengerassel, ein rechtes Geläute, ein rechtes Geschieße ꝛc., da laufen sie hin. In das Feuerwerk gehen sie nur, weil da Geprassel, Gekrach ist, und zuletzt Gedonner. — Ach Gott, der Du so ruhig bist, so solid, so modest! Ach Gott, hättest Du uns einen Sinn weniger gegeben, gewiß wäre es das Gehör gewesen; ich weiß es. Welch' ein Glück, daß es Baumwolle gibt; der Schall ist das Aufdringlichste auf Erden; entrinnen kann man ihm nicht ohne Baumwolle. Glücklich, der große Ohren hat;

noch glücklicher der kleine, am allerglücklichsten, der gar keine Ohren hat. Mir ist jede Art von Schall gräßlich, besonders die Sprache der Menschen, und der Klang oder das Rauschen des Geldes. Nur meine eigene Rede nicht; diese liebe ich zu hören; sie ist mir Wohllaut und Süßigkeit. Verzeihen Sie meine Herren, das gehört zu meinen Eigenheiten.“

Einen Blick auf den Brief werfend, fuhr er, zu dem Doctor gewendet, fort: „Sie sind der Doctor Heastly, und sollen und wollen mir dienen, der ich von heute an frey bin.“

„So ist es, antwortete Heastly mit einer Verneigung. Verfügen Sie, Herr Baron!“

„Meine Verfügung,“ entgegnete dieser, „wird darin bestehen, Sie dieser Verbindlichkeit zu entheben. Ich bin jetzt fünfzig Jahre lang Gefangener; fünfzig Jahre lang gelte ich für einen Irrsinnigen. Fragen Sie die Wärter, fragen Sie den Director dieses sogenannten Narrenthurms, ob man je Spuren an mir wahrgenommen, die mich zu dieser Rolle eignen. Man wird sagen: Nein. Ich bin nichts als ein Opfer der Grausamkeit, der gelehrten Eifersucht meines Vaters. Ich bin der leibliche Sohn des Marquis Saint-Germain.“

Mich überraschten diese Worte im höchsten Grade. Eine Ahnung zwar hatte in mir schon aufgedämmert durch die Ähnlichkeit der Gesichtszüge; aber welche Reihe von Jahren lag dazwischen! Als ich den Marquis gesehen, war ich noch ein Kind. Der Baron sah jetzt gerade so alt aus, wie damahls sein Vater.

Der Doctor sprach: „Herr Baron, erlauben Sie, in diese Verhältnisse darf ich nicht eingeh'n. Ich beschränke

mich auf den Befehl des Herrn Marquis. Er war mein Freund, mein Wohlthäter; ihm verdanke ich Alles. In Plymouth übergab er mir vor 30 Jahren diesen Brief. Den Auftrag zu erfüllen, reise ich mit Lust ein paar tausend Meilen, entziehe mich meiner glänzenden Cathegorie als Groß-Mandarin, verlasse Weib und Kind. Beym Abschiede in Plymouth sagte mir der Marquis: Allwin wird eines Mannes bedürfen, wie Sie. Viele Jahre zwischen vier Mauern wird die Außenwelt, die neue Generation, die ganze Beschaffenheit der Menschen und Dinge, der Sitten und Gewohnheiten ihm neu und unbekannt seyn. Er bedarf eines Führers, eines weisen Freundes. Seyen Sie ihm dieser. Herr Baron, ich weihe mich Ihnen, und wenn es mir erlaubt ist, Ihnen einen Rath zu ertheilen, so besteht er darin, daß Sie mit in mein neues Vaterland ziehen."

Während dieser Rede war das Gesicht des Barons leidend.

Er sagte: „Endigen Sie zu sprechen, ich bitte. Ich bitte, hören Sie mich. Ich war nicht viel über fünfzehn Jahre alt, als ich in den kunstvollen Geheimnissen von der Welt meinen Vater schon übertraf. Es war dies für mich eine Beschämung, ein Unglück; ich fühlte es. Aber es entwickelte sich Alles rasch und unwillkührlich, und wie von selbst stellte es sich bey tausend Gelegenheiten thatsächlich heraus. Er bereitete aus kleinen Diamanten große, ich mache ganz neue. Der Carfunkel-Rubin des Gemähldenarren Lämmer war von mir verfertigt. Der Marquis, mein Vater, schrieb mit beyden Händen zugleich, und denselben Text, so genau übereinstimmend, daß man keinen Unterschied finden konnte. Ich schrieb und schreibe noch,

wenn Jemand dictirt, diesen Text vierfach, mit beyden Händen und mit beyden Füßen, und in vier verschiedenen Sprachen zugleich als Übersetzung."

Dieses unbegreifliche Vermögen, das eine wundervolle Elasticität der Seelenkräfte voraussetzt, und von welchem ich schon gehört hatte, setzte uns in das größte Erstaunen. Denn zweifeln durften wir nicht daran.

Der Baron bemerkte diesen Eindruck. „Wenn Sie wollen," fuhr er fort, „sollen Sie eine Probe sehen. Vernehmen Sie weiter. Ich brachte durch Combination und physicalische Untersuchung an Ort und Stelle heraus, daß das Wildwasser in Gastein unter allen Wässern der Erdkugel allein noch jene lebensverlängernde Kraft besitze, die dem Urwasser eigen gewesen in der Vorzeit, wo die Menschen und eben dadurch tausend Jahre alt wurden, ohne je krank zu seyn. Sie müssen, meine Herren, Folgendes erwägen: In der Urzeit, wo es noch Mammuthe gab, deren eines einen ganzen Wald, einen ganzen Prater sammt all' dem darin befindlichen verschiedenartigen Wilde zum Frühstück verzehrte, waren auch die Menschen athletisch, zwey bis drey Stockwerke hoch, und wurden drey bis vierhundert Jahre alt. Das rührte daher, weil jedes Gewässer voll energischen verjüngenden Gehaltes war. Sie soffen Kraft und Leben, wie wir in unserm Burgunder und Branntwein Schwäche schlürfen und Tod. Da kam jener entsetzliche Schlagregen, ersäufte Alles, vermischte sich mit den metallischen Urgewässern der Erde, verdünnte, zersetzte, entgeistigte ihre herculischen Kräfte, schwächte gänzlich sie ab. Nur ein einziger, verborgener kleiner Quell blieb verschont, wiewohl nicht durchaus: das war Gastein."

In diesem Augenblick bewegte sich der Teppich des

einen Tisches. Ohne Zweifel, dachte ich, kommt da ein Löwe hervor. Wir vernehmem einen leichten Schrey. Der Tiger, welcher zu seines Herrn Füßen, denen er als Schemel diente, vollkommen ruhig geblieben war, erhob sich jetzt. Er ging auf diesen Tisch zu, faßte mit der Pranke den untern Rand des Teppichs, und hob ihn auf. Welcher Anblick! Ein kleiner Knabe kroch da hervor, gähnend; er hatte da geschlafen; es war da ein kleines Bette, wir sahen es. Er streichelte den Tiger, welcher den Teppich so lange empor gehalten, bis sein kleiner Freund und Schützling aus seinem Schlafcabinette herausgekommen war. Dann legte er sich wieder an seine vorige Stelle.

Die Haut des etwa vierjährigen Kindes war braun; seine mächtigen großen Augen flammten. Er blieb stehen und betrachtete uns Beyde schweigend. Sein ganzer Anzug bestand aus einer goldbrokatenen Blouse, die Füße waren nackt. Ein Satz und er war verschwunden. Wir sahen nur einen Alcoven-Vorhang sich leicht bewegen.

„Dies ist der Enkel des Marquis Saint-Germain,“ sagte der Baron.

Verwundert fragte der Doctor: „Sie sind Gatte, Herr von Allwin?“

„Ich bin es,“ entgegnete dieser, „und glücklich. Ich komme gleich darauf.“

Mit der Sache jenes Wassers gab es Reibungen. Ich begreife nicht, wie mein Vater in seiner wirklich staunenswerthen und unerhörten Weisheit so schwach seyn konnte, und so eitel, seine Priorität in Anspruch zu nehmen. Dieser Gegenstand, sagte er, ist noch zu erhaben für Dich; Du verstehst ihn nicht; es ist vermessen. Du mußt Dich davon zurückziehen; es kann sonst betrübte Folgen geben.

Kurz, es zeigte sich, daß ich ihm in der Geologie, welche seitdem Riesenfortschritte gemacht, weit voraus sey.“

Doctor Heastly unterbrach hier den Baron. „Ich erinnere mich,“ sagte er, daß Herr Marquis von Dingen der eigentlichen Urzeit nie gerne sprach. Es war eine Art heiliger Scheu, die ihn abhielt; er begrenzte sich selbst.“

„Ja, das ist es!“ fiel der Baron ein, „die Selbstbegrenzung. Er blieb in vielen Dingen zurück. Da er unzählige Mahle, stets fünfzig oder hundert, auch mehr Jahre lang im selbstherbeygeführten Zustande des Schlafes verweilte, so erklärt sich das von selbst. Er ging nicht weiter in all' seinen Einsichten und wunderbaren Künsten; er konnte nicht. So blieb er abgeschlossen und begnügte sich damit. Ich meinerseits ging mit dem Geiste der Zeit. Es gab eines Abends eine Erörterung in Gesellschaft eines gewissen Paganini, den ich die Geige lehrte, in der ich auch schon stärker war, als der Marquis, welcher stets nur hinter einem Schirme zu spielen pflegte. Paganini nahm meine Parthie. Es gab einen Auftritt. Paganini entfernte sich: meinem Vater teuflisch in's Angesicht lachend. Was aber die ernstliche Veranlassung zum Bruche war, sind die Eisenbahnen.“

„Die Eisenbahnen?!“ riefen wir Beyde zu gleicher Zeit aus; „damahls schon?“

„Die Eisenbahnen sagte der Baron ganz ruhig. „Freylich hatte noch kein Mensch eine Idee davon; Niemand, als mein Vater. Er war eines Tages von Wien her plötzlich bey mir in London angekommen. Sein Zweck war, dieser Erfindung vorzuarbeiten. Sie werden sich wundern, meine Herren, denn diese Bahnen sind eine Sache des Fortschrittes, also ganz gegen das Wesen des Marquis.

Es hatte aber damit ein eigen Bewandtniß, die so schauerlicher Natur ist, daß ich es nicht wage, sie auszusprechen. Nur das sage ich: sie betrifft das gesammte Menschengeschlecht.“

Bey diesen Worten schüttelte es den Sprechenden wie Fieber.

Wir Beyde fanden uns von einem unnennbaren schmerzlichen Gefühle ergriffen. Wir sahen nun wohl ein, daß dieser Mann mit Recht dem Irrenhause angehöre.

Der Baron hatte sich wieder gefaßt. Er nahm ein silbernes Röhrchen, so an seinem Halse hing und pfiff. Im Alcoven klatschte es, wie mit kleinen Händen.

Es trat der Diener ein mit Erfrischungen. Ein Gabelfrühstück nach englischer Küche. Ein zweytes auf kleinerer silberner Tasse trug er in den Alcoven.

Bey dem Lüften des Doppelvorhanges sahen wir ein Closet, durch ein im Hintergrunde befindliches, kleines, vergittertes Fenster nur spärlich erhellt. Mitten in diesem Streiflichte ließ sich für einen Augenblick eine hochgewachsene Menschengestalt unterscheiden.

Der Baron leerte mit einem einzigen Zuge einen großen goldenen Becher spanischen Wein; dann fuhr er sich über Wange und Stirne, rieb sich die Hände und war wieder wohl.

Die große Auftrag-Tasse, die Teller und Schalen, die Becher und die kleinen Geräthe, das Eßbesteck: Alles von feinstem Golde.

Als die Collation zu Ende, nahm der Baron wieder das Wort.

„Mich dünkte,“ sagte er, „des Marquis Idee der Dampfbeförderung und der Eisenbahn, ich muß sagen,

dämonisch. Ich stemmte mich ihr mit Entschiedenheit entgegen. Ich erklärte, daß ich alle zu Gebothe stehenden Mittel, nahmentlich meine unermeßlichen Geldkräfte, aufbiethen würde, die Sache zu hintertreiben. Ich ließ mich hinreißen, einen Moment aufzuhören, Sohn zu seyn. Beherrschen konnte ich mich nicht; es war unmöglich. Es kam zu einer Scene der definitiven Erklärung. Ich sprach es aus: Ewiger Krieg dieser Idee, sagte ich fest. Die Eisenbahnen sind nichts als eine Caprice des Menschengeschlechtes; eine Caprice sonst nichts, sage ich. Dann entwickelte ich die Folgen. Ich war immer durchaus wahrhaftig — Aber, wehe dem, der nicht lügt."

Der fieberähnliche Anfall des Barons erneuerte sich. Dieselbe Arzney; dieselbe Wirkung.

„Lassen Sie mich," fuhr er fort," über diese Scene hinweg schlüpfen. Ich begnüge mich, Dieses zu sagen: Der Marquis ward blaß und kalt. Einige Augenblicke war sein ganzes geistiges Seyn abwesend, wie das oft bey ihm der Fall. Zurück gekehrt sprach er mit Feyerlichkeit die Worte: Es ist nöthig, daß Allwin so lange außer Thätigkeit gesetzt werde, bis die Unternehmung der Eisenbahn, so gut wie in allen Ländern weit genug gediehen seyn wird, um nicht mehr gefährdet werden zu können. Dies gesagt, entschwand der Marquis. Acht Tage darauf befand ich mich hier in dieser Stube. In dieser Stube befinde ich mich 50 Jahre lang ununterbrochen. In dieser Stube werde ich verweilen, so lang ich lebe. Dies, lieber Doctor, ist mein unabänderlicher Entschluß."

Der Doctor stutzte. Er senkte die Augen, und saß einige Minuten sinnend da und stumm.

Ich, meinerseits, schloß aus dem ganzen Hergang,

daß es jetzt von Seite Allwin's wohl zu Erläuterungen kommen dürfte, die ich, gleichsam ein Unberufener, nicht geeignet sey, mit anzuhören. Der Doctor mochte wohl dasselbe fühlen; er drückte mir die Hand. Ich nahm dies für ein Zeichen, mich zu entfernen, und erhob mich. Allwin aber mußte das erkannt haben, denn er sagte: „Bleiben Sie mein Herr; ich fordere Sie auf. Doctor Heastly's Freund darf Alles wissen. Er wird das Nöthige zu verschweigen verstehen.“ Ich blieb.

Der Doctor sprach: „Ihr Entschluß, Baron, ist so eigenthümlich, als Ihr Schicksal. Ich muß ihn ehren, ohne deshalb aufhören zu dürfen, zu versuchen, ihn zu erschüttern.“

„Sie werden das nicht; nicht wollen; nicht vermögen,“ sagte der Baron. „Sie handeln nicht wider den Zweck Ihres Auftrags; Sie handeln im Geiste desselben. Sie verstehen mich wohl. Denn ich bedarf keines rathenden, leitenden Freundes mehr. Wissen Sie denn: ich bin glücklich, vollkommen glücklich. Das „Wodurch?“ und überhaupt die Motive meines Vorsatzes mögen Sie in Kürze vernehmen. Hören Sie also: Ich besitze Alles. Ich bin zufrieden. Jede Veränderung würde mich unglücklich machen. Nur so in meinen Gewohnheiten kann ich mit Sicherheit darauf bauen, noch bis zum Ablauf eines Säculums zu leben. Denn so, wie die Andern leben in dieser Stadt, würde ich ein Drittel dieser Dauer einbüßen. Sie genießen in Gier, in Hast, ohne Pausen, wie Schlag auf Schlag, folglich ohne eigentlichen Genuß. Es sind Thiere. Ihre Organisation nützt sich frühzeitig ab; ohne alle geistige Restauration gehen sie rasch in der Materie unter.“

Der Doctor seufzte und nickte bejahend.

Mit einer Art Emphase setzte der Baron hinzu, um sich blickend, geraum verweilend auf dem Closet: „Dieser Kreis ist meine Welt, und diese Welt ist mein Himmel. Ein Schritt ab davon, und er wäre ein Traum. Ich sehe nie Menschen. Ihrer nie zu bedürfen, ist der Gipfel meines Glücks. Niemand beirrt mich. Die menschenfreundliche Regierung dieses Landes wird meinem Entschluß nicht entgegen seyn. Was vorgeht in der Welt, sagen mir die Zeitungen; man ist so mild, mir alle zu gewähren. Ich sage Ihnen, Freunde: die da hinaus gesperrt sind aus diesem Zimmer, das sind die Narren und Unglücklichen. Und überhaupt: ein Irrenhaus enthält Millionen Mahl mehr Geist, als die ganze übrige Welt.“

„Ich kann Sie nur anstaunen,“ sagte der Doctor.

„Und beneiden? wollen Sie sagen,“ setzte Allwin hinzu. „Aber warten Sie!“

Er versetzte dem Tiger einen leichten Tritt. Das Thier erhob sich, stellte sich auf die Hinterbeine, eine Höhe über Mannes, und schritt auf den Alcoven zu. Mit den beyden Vordertatzen öffnete er die Vorhangflügel.

Sie trat ein.

Sie.

Ich werde sie nicht schildern; nie und nimmer vermögen, sie zu schildern.

Sie.

Ovid würde es nicht vermögen, Raphael nicht; nicht Byron; der noch größer als diese: Shakespeare: auch der nicht.

Ich kann nur sagen: eine Zigeunerinn!

Jetzt habe ich Alles gesagt.

Eine weiße Tunica.

Lebe ich so lange, als Saint-Germain gelebt und leben wird: ich werde schwärmen bis zum allerletzten Hauch.

Sie!

Meine Verwirrung war grenzenlos. Der Doctor theilte sie.

Ich wankte; ich glitt auf den Sessel zurück.

O welch' ein Glück, daß die Erscheinung nicht mehr da war. Ewig würde ich dem Irrenhause angehört haben, als unheilbar.

Dem Baron ging unser Zustand nahe. Gewiß, er bereute das Wagniß.

Er sprach es auch aus. „Und," fügte er bey, „das Höchste auf Erden ist ein schönes Weib."

Unwillkührlich rief ich aus: „Die Elemente aller göttlichen Eindrücke."

„Ach, nur Zerstreuung!"

Der Knabe sprang heraus, und ritt im Galopp auf dem Tiger herum.

„Also, Doctor," sprach Allwin, „Sie begreifen, ich bleibe."

„Aber China wird offen seyn," bemerkte Heastly; „heute, morgen."

„Ich bleibe."

Er blieb.

Bluttriefende Ankündigung.

Es ist ein Hetzzettel. Sollen wir die Mittheilung wagen? Was werden die Vereine gegen Thiermißhandlung dazu sagen? Pah, nur heraus damit! Es ist ja von 1796,

dem Sterbejahr des „Hetz-Amphitheaters," und nicht von anno 1845. Unser lieber Austragzettel also ist in Klein-Folio, graues Löschpapier, mit blutrother Farbe aber mit den stumpfesten Lettern von der Welt schmählich gedruckt; beyde Seiten voll. Obenauf ist ein länglicher Holzschnitt: ein Löwe liegend, ein Hund mit dem Stachelhalsband, attakirend; links eine Art Hyäne, rechts ein großer Affe huckend; oben über der Einfassung ein gewaltiger Aar, mit dem Schnabel hinunter langend, als wolle er mit agiren. Und jetzt der Inhalt mit diplomatischer Genauigkeit, denn es ist ein nicht uninteressantes Actenstück zur Zeit- und Sitten-Characteristik:

„Im k. k. priv. Hetz-Amphitheater unter den Weißgärbern wird Montag den 16. May 1796 (¹)
die k. k. neue Thier-Hetzpachtung
vereinbart mit Herrn Johann Kolter (²) englischer Kunstbereiter dreyfache große und merkwürdige Spectakel abhalten lassen, und zwar um
ihre Uneigennützigkeit zu zeigen, ohne mindester
Erhöhung der Preise.

Hochschätzbarster hoher Adel! verehrungswürdigstes Publicum! Die Abhaltung dieser dreyfachen so großen Spectakel, soll ein Beweis und eine Rechtfertigung für die k. k. neue Thier-Hetzpachtung seyn, daß nicht Eigennutz ihr Endzweck, sondern Sie bloß ihr einziges Ziel dahin führet, Sie Wertheste und Überausschätzbarste! nicht nur angenehm zu unterhalten, und durch manche Vorstellungen, wenn sie auch mit vielen größeren Unkosten verbunden sind, zu überraschen, sondern der Pachtung heißester Wunsch, rastloses Bestreben, größtes Glück, einzige bloße Absicht, besteht nur in dem Bewußtseyn, bis nun,

Ihrer Güte, Ihres Beyfalls überzeugt gewesen zu seyn, diese, ja auch im mindesten nicht zu verscherzen, oder gar zu verlieren, sey der Pachtung einziges ferneres Bestreben, verbunden mit ihren bekannten thätigen Eifer, desselben immer würdiger, immer verdienstvoller zu werden.

Da diese dreyfache Spectakel-Abhaltung eine längere Zeit erfordert, so wird mit Schlag halb fünf Uhr der Anfang gemacht, und zwar wird die k. k. Pachtung mit sechs gut gewählten Kämpfen den Anfang machen; sodann beginnt der englische Kunstbereiter Herr Johann Kolter, seine Reitkünste mit seiner Gesellschaft zu zeigen, und verspricht zum voraus seine größten und stärksten Stücke zu weisen, nach dessen Ende wird auf so vielmahliges hohes Begehren und Verlangen, die Bataille von Malbrough gegeben, ein Schauspiel, welches allerdings merk- und sehenswürdig ist, und vieles großes Vergnügen verschaffen soll, und obwohl viel Kosten und Aufwand hiemit verbunden sind, so ist die k. k. neue Thier-Hetzpachtung mit dem englischen Kunstbereiter Hrn. Johann Kolter vollkommen übereinkommen, die Preise nicht wie es bey jedem der vorhergehenden Pachtungen geschah, zu erhöhen, sondern sie sind beyderseitig in Ihrer Zufriedenheit und gütigen Aufnahme ihrer Vorstellungen sattsam und hinlänglich belohnt, und bleibt Ihnen zu wünschen nichts mehr übrig, wenn Sie dieß Ihr gewünschtes Ziel erreichen.

Mit Schlag halb fünf Uhr wird der Anfang gemacht, und zwar: Erstens: Mit der großen doppelten Wolfsjagd und mehreren Hunden. Zweytens: Ein sehr starker Bärenkampf. Drittens: Der so beliebte Vollstierkampf. Viertens: Der Luxenkampf. Fünftens: Ein

noch stärkerer zweyter Bärenkampf. NB. NB. Sechstens: Zum erstenmahl eine außerordentlich große Wildschwein.

Diese von den menschenfreundlichsten (³), durchlauchtigsten, regierenden Fürsten Aloys von Liechtenstein (Plenissimo Titulo) an die k. k. Thier-Hetzpachtung frey und unentgeldlich überschickte große und mächtige Wildschwein, soll wegen ihrer Stärke und Wildheit ein allgemeines Vergnügen hervorbringen. Sie soll Anfangs mit ungepanzerten Hunden zu thun haben, nachdem sie selbe aber vermuthlich in das Reich der Thiere übergehen heißen wird, so rücken ein paar gepanzerte Schweinsfänger an, die versuchen sollen, ob sie siegen, oder ein ähnliches Loos trotz ihrer Panzer erwartet.

Nach dessen Ende beginnt der englische Kunstbereiter Herr Johann Kolter sich mit seinen Reitkünsten zu produciren, dieser, da er immer mit neuen veränderten Kunststücken, und mehreren Abwechslungen seine hohen Gönner und Zuseher zu unterhalten sich bemühet, wird sich heute besonders bestreben, Hochdieselben aufmerksam zu machen, und Hochdero Beyfall und Wohlwollen zu verdienen. Er nennt von ihm keine Stücke, um das Vergnügen zu haben, seine gnädigen Zuseher zu überraschen.

Nach geendigten Reitkünsten folgt die Bataille von Malbrough.

Während Malbrough mit seiner Suite spazieren reitet, kömmt ein Trompeter, der den feindlichen Einfall berichtet, Malbrough, dessen Heldenmuth und Tapferkeit schon bekannt sind, rüstet sich alsogleich zum Krieg, und eilt zur Schlacht, welche aber zweydeutig ausfällt. Hierauf wird zu Fuß und zu Pferde tournirt, wobey Malbrough unglücklicher Weise erlegt wird. Eine allgemeine Verwir-

rung und Bestürzung erfolgt, alles trauert, endlich wird er, als Held, mit dem größten Pomp, ganz militärisch zur Erde bestattet.

NB. Wenn Jemand nach geendigten Kämpfen Belieben trägt, wegen Mangel des Platzes, während der Reiterey auf dem Platz selbst zu gehen, so steht es Jedem allerdings frey.

Eintritts-Preise. Eine Loge für zwey Personen; 1 Ducaten. Erste Gallerie rechts; 1 fl. — Mit gesperrtem Sitz; 1 fl. 10 kr. Erste Gallerie links; 40 kr. — Zweyter Stock 20 kr. — Dritter Stock; 10 kr. Die Herren Officiers der hiesigen Garnison zahlen auf der Gallerie rechts; 30 kr.

Der Anfang ist mit Schlag halb 5 Uhr."

Wir merken nur noch Einiges an: Zu (1): Nicht viel über ein Dutzend Mahl wurden noch Vorstellungen gegeben, denn das animalische und bestialische Theater brannte den 1. September 1796 ab. Zu (2): Die Kunstreiter Hyam, Kolter und Wieland gaben ihre Productionen auf dem Rennwege, ein paar Häuser ober der Maroccanergasse links. Zu (3): Der Ausdruck „menschenfreundlich" ist augenscheinlich nur als Unterstützung des nicht immer florirenden Pächters zu deuten. Ferner: Dieser wie überhaupt die letztern Hetzzettel haben den genialen Perinet zum Verfasser. Die Austragzettel waren in Klein-Folio; die Placate an den Straßenecken aber im größten damahligen Format.

Erinnerung an Denis.

Ehrwürdiger Barde, sey uns gegrüßt! Empfang' unsre Huldigung, hehrer Schatten!

Wenn die Begeisterung uns hinreißt zu den Worten: „entspräche Klopstock seinem Rufe, dann wäre er Denis," so vergib, du anspruchlose Seele!

In Denis: welch erhabner Flug bey der feurigsten gehaltensten Kraft! Welch hohe Klarheit der Ideen, des Gefühls, des Ausdrucks. Wie einfach und tief, wie wahr diese Reife und Vollendung, diese hohe Gesundheit des Geistes, gleich dem großen Naturdichter Goethe! Welch classischer Stempel!

In Denis: welche ausgebreitete Gelehrsamkeit! dies erstaunlich reiche Wissen! diese Sprachkenntniß! diese unermeßliche Belesenheit!

Solch ein Dichter, und solch ein Gelehrter zugleich: welch eine seltene Erscheinung!

Denis war einer der erfahrensten, gelehrtesten und gründlichsten Bibliographen, die je gelebt. Seine Buchdruckergeschichte Wiens ist eine Meisterarbeit. Sein Supplement zu Maittaire ist voll Forscherfleiß und Gehalt. Sein Catalog der theologischen Handschriften erhebt ihn zum ebenbürtigen Nebenbuhler des berühmten florentinischen Manuscripten-Beschreibers Bandini. Seine Einleitung in die Bücherkunde war zu seiner Zeit das vortrefflichste Handbuch.

Die „Zurückerinnerungen" und die „Lesefrüchte," beyde anonym, sind für jeden Gebildeten eine Fundgrube von Schönheiten und Genuß. Der edle Verfasser zeigt sich hier nicht nur als Denker, Weiser und Critiker, sondern auch als Weltmann, als witziger Beobachter, als Freund des Scherzes sogar.

Die überaus schmackhaften Lesefrüchte (in alphabetischer Folge) liefern auch manche wichtige Materie zur Ge-

schichte der Literatur. So z. B. ein Gedicht Hölty's, welches wir in den vielen Ausgaben dieses Classikers nicht gefunden. „Ein Lied“ sagt Denis, im Artikel Hölty „das dieser gute, sanfte, im Jahre 1776 viel zu früh weggeblühte Dichter an mich sandte, soll zu seinem Andenken hier stehen, weil es die Herausgeber seines Nachlasses etwa nicht gefunden haben:“

Rausch' immer schneller, Donau, den Strand hinab!
Hier hält kein Laut des deutschen Gesanges dich;
Nicht horchend fleuß, und nicht besungen,
Aber auch zorniger durch's Gebüsch hin!
Nicht, wie du damahls, murmelnd und sanftern Gangs,
Vorüberflossest, als mich der greise Chor
Der Barden Suevens, meiner Väter,
Rauschen in's Lied der Natur dich lehrte,
Und ungestümer du dann die Wellen hobst,
Wenn den erschrockenen, fliehenden Römertroß
Des Barden Horn und Lied unsichtbar
Trieb, wie der Sturmwind die leichte Wolke.
Bald aber schwieg's, und liederleer war der Strand
Mit allen Uferreihen, und Tannen, und
Den Blumen, welche trauerten, daß sie
Pflücken das Mädchen kein Barde lehrte.
Doch horch! Da scholl von Minne das Land umher.
Sie sang der Kaiser, Herzog und Rittersmann,
Den reinen, wonniglichen Frauen,
Tönten Gesänge voll süßen Klanges.
Da scholl's an deinen beyden Gestaden auch;
Viel hohe Sänger zog uns dein Ufer auf.
Vor allen nennt mein Lied den süßen
Schenke von Landegg. Hier an dem Strande
Sang er: „Am Rhein und Bodensee däuchts mir trüb;
„Mir decken Nebel jeden entfernten Plan;

„Doch Vogelgesang und stete Wonne
„Find' ich in Schwaben bey der Viel-Süßen.
„In keinem Lande ward mir so Liebes kund.
„Die süße Reine, gütlich und Tadels frey
„Ziert Schwabenland. Nicht Flandern, Frankreich,
„Hennegau sah nicht so liebliches Antlitz.“
So sang er. Leiser plätschertest du hinab
Begleitet vom Gesange der Nachtigall,
Und alle Blumen blühten schöner,
Weil sie zum Reigen das Mädchen pflückte.
Nun aber schweigt's, und lange Jahrhunderte
Deckt euch, ihr süßen Sänger! ein stilles Grab.
Kein Jüngling sucht's, und kehrt mit Blumen
Und mit Begeistrung zurück vom Hügel.
Fleuß hin, o Strom! und zürne! Vom Vaterquell
Durch dies mein Land, und weiter, und weiter noch
Strömst du auf deutscher Flur, und keiner
Ihrer Bewohner entglüht von Liedern.
Fleuß hin, und zürne! Tiefer in's Land hinab,
Wo weiter du die grünenden Wiesen trennst,
Und deine Schiffe sich beflügeln,
Hin an die Burg des geliebten Josephs.
Da weilt am Strand' ein Barde, des Stammes werth,
Der des Messias Sänger gebar, von ihm
In seiner Freunde Buch geschrieben,
Einsam und schweigend, voll ernsten Tiefsinn,
Und denkt auf seines Josephs gerechtes Lob,
Geußt neue Glut in's lauliche deutsche Herz;
Auf jeden süßen Laut des Waldes
Horcht er, und zaubert uns ihn in Lieder.
Da flüstert um ihn Ossians Schatten oft,
Haucht ihm Gesang ein, den er uns wieder singt.
Heil ihm, dem braven, deutschen Manne!
Heil dir, des Vaterlands Sänger, Sined!

Und Heil auch mir! denn deutschen Geschlechts bin ich,
Zwar noch ein Jüngling; aber mir schlägt ein Herz,
Das ganz, so deutsch ist es! laut sag' ich's,
Biedermanns Liebe verdient, und deine.
Längst hallte schon zu mir dein Gesang herauf,
Und weckte meinen schlummernden Genius;
Da sang ich, aber leisen Klanges,
Daß es verflog im Geräusch' des Stromes.
Denn noch versuch' ich einsam den ersten Flug,
Und unbekannt dem deutschen Geschlecht', und dir,
Üb' ich, wie einst zum Kampf der Jüngling,
Mich in des Haines vertrautem Dunkel,
Bis ich, geübt im männlichen deutschen Ton,
Gleich unbesorgt um Tadel und schales Lob,
Nur Deutschen singe. — Rausche, Strom, dann
Sined den Nahmen des deutschen Jünglings."

Welch eine köstliche Reliquie!

Denis war voll Pietät, aber dabey auch so voll Gemüthlichkeit, daß er es nicht verschmähte, der Eipeldauerbriefe in einem eigenen Gedichte lobend zu erwähnen.

Er war überall glücklich, nur nicht mit seinem Ossian. Der Geist war da, wie bey Schubarts Überdeutschung, wohl der gelungensten; aber die Wahl der hexameterischen Hülle!!

Denis war kein Freund, ja eigentlich ein Widersacher des Reimes. Auch er, wie Gott sey Dank, noch Mancher, hält ihn für die verwerflichste Fessel der Phantasie, welche, statt freyen Flugs zu walten, zur jämmerlichen Magd und Sclavin eines kindischen Reimgeklingels herab sinkt.

Warum dieses lorbeergekrönten Autors kleine Schriften noch immer ungesammelt sind, läßt sich schwer erklären.

Denis war Jesuit und blieb es. Seine allerdings gegründete Verehrung für die wissenschaftlichen Verdienste des Ordens war so innig, daß ihn dessen Aufhebung tief betrübte.

Ernst und Milde, Weisheit, Würde und Geist mahlten sich in dem Antlitz des edlen Mannes. Das Bildniß bey seinem literarischen Nachlaß ist ähnlich — ein wahrhaft „hochwürdiges.“

Denis hat noch keine, seiner hohen Bedeutung angemessene pragmatische, ausführliche Lebensgeschichte. In seinem Nachlaß befindet sich eine kurze Selbstbiographie, lateinisch. Ob der ehrenwerthe Klüpfel sie in seinem Necrologium benützt, wird sich unschwer erkennen lassen. Hormayr's Plutarch konnte nur einen Umriß geben. Wo ist der Mann unter Österreichs zahlreichen berufenen Gelehrten, der sich entschließt, unseres Denis Leben zu beschreiben? Ist kein Verleger da, der einen Preis aussetzt?!

Ein Tag in Wien vor 40 und etlichen Jahren.

(Bürgerliche Zuschrift an den Vetter Sebastian.)

Unmöglich konnte ich dir gleich bey meiner Ankunft schreiben, denn der liebe Vetter Michael ließ mich gestern den ganzen Tag nicht zu Athem kommen. Freylich kannst du einwenden, daß man zum Schreiben keines Athems bedürfe; allein, man muß doch ein wenig nüchtern seyn.

Ich kam vorgestern Abends spät hier an, und war also, wie es in guter Jahreszeit bey den Gratzer Landkutschern gewöhnlich ist, gerade drey Tage gefahren. Der

Vetter erwartete mich schon, umarmte mich, und brachte mich zu Bette.

Ich war um 4 Uhr wach, und weckte ihn. Den heutigen Tag, sagte er, mußt du mir widmen, und dir Alles gefallen lassen, was ich mit dir vorhabe. Wir frühstücken nicht zu Hause. Mache deine Sonntagstoilette; in einer kleinen Stunde brechen wir auf. Ich fing an, mich in Alles zu fügen.

Wie wir an das Hausthor kommen, steht da ein Wagen, wie ich mein Lebtag keinen gesehen. Die vordern Räder sehr klein, die hintern sehr groß. Der lange, hohe, breite, viersitzige Kasten, im Profil betrachtet unten ganz eyrund, schwebt auf zwey langen, dicken Riemen, die vor und rückwärts in kleinen eisernen Walzenrädern ruhen, um nach Belieben straffer gezogen oder nachgelassen zu werden. Bey jedem Luftzug neigte sich der Kasten vorwärts oder zurück. Die Länge des Gestells, ohne die eben so lange Deichsel zu rechnen, beträgt wenigstens zwey Klafter. Rückwärts auf dem Gestelle selbst ist ein Bret. Der Kutschbock, so lang, daß ihrer Drey bequem Platz gefunden hätten, ruht unmittelbar auf der Achse, so daß der Kutscher, wie der rückwärts auf dem Bret Stehende den fürchterlichsten Stößen preisgegeben sind. Die beyden mit einem Kummet belasteten Rößlein haben so lange Stränge, daß der Raum zwischen den Thieren und dem Rade wohl eine Viertelklafter beträgt. Dies war ein Fiaker. „In den Augarten“ rief Vetter Michael, und wir stiegen ein.

Die Straßen waren alle schon voll Menschen, die nach dem Augarten strömten; im Garten selbst, in allen Gängen war ein förmliches Gedränge. Mit Mühe fanden wir noch Raum an einem großen Tisch auf dem geräumi-

gen Eingangsplatz, um unser Frühstück zu verzehren, Jeder zwey große Kannen Caffeh mit Milch und zwey feine Brote. Die Zeche betrug 12 kr. Aus einer großen, messingenen Dose gestoßenen Zuckers konnte man nehmen, so viel man wollte. Es ertönte eine angenehme Musik von etwa 20 Spielenden, durchaus Blasinstrumente; man nannte sie „Harmonie.“ Man führte nur Symphonien, Opernstücke und classische Stücke von großen Meistern auf, von Gluck, Händel, Mozart.

Nun lustwandelten wir in dem Garten umher. Ein stetes Gedränge. Alles war festlich geputzt, so daß ich es dir nicht schildern kann; doch bemerkte ich keinen übertriebenen Luxus; sehr wenig Seide und Sammt, oder Spitzen, oder Gold, Silber und Juwelen. Alles zeigte eher von einem besonnenen, selbstbewußten Wohlstand, als von zur Schau tragender Verschwendung. Die Leute plauderten ganz laut, lachten, sangen, waren außerordentlich gesprächig und heiter. Vetter Michael zeigte mir alle Einzelnheiten des Parks. Besonders interessirte mich das kleine Wohnhaus des unvergeßlichen Kaisers Joseph. Der Augarten wird fast täglich und sehr stark besucht, wiewohl gar keine Restauration vorhanden ist, als die des Hoftracteurs.

Es war 11 Uhr vorüber, und wir kehrten zu Fuße nach der Stadt zurück. Etwas nach 12 Uhr befanden wir uns auf dem Graben, wo man in der Masse von Menschen kaum gehen konnte. Hier und auf dem Kohlmarkt musterte sich die schöne Welt. Das dauerte noch eine Stunde. Michael zeigte auf ein Haus an der Ecke der obern Bräunerstraße. Da las ich auf einer Tafel an dem Balcon: „Gasthaus aller Biedermänner.“ Der Vetter

sagte: unter die Biedermänner, glaube ich, gehören wir auch; da wollen wir Mittag halten.

Das thaten wir denn auch. Der Gastwirth muß selbst ein Biedermann seyn, denn wir hatten wohl acht vortrefflich zubereitete Speisen, dazu eine Halbe guten Wein und zahlten nicht mehr als 30 kr. die Person. Dessen ungeachtet hatte der Vetter noch Manches auszusetzen, was ich mir nicht erklären konnte. Wir wollen jetzt, sagte er, bey dem berühmten Hugelmann Caffeh trinken; und nun wandelten wir zum rothen Thurm hinaus über die gelb und schwarz angestrichene Schlagbrücke. Gleich das erste Haus rechts war unser Ziel. Von einem grünen Holzgitter eingeschlossen stehen ein paar Bäume und einige Tische. Wir traten in das niedere Gemach und nahmen Platz. Der Tabakrauch aber von zwey oder drey Herren ward uns wie mehreren Andern, bald lästig; und wir stürzten uns in den Strom des Publicums dem Prater zu, durch die Jägerzeile, eine Straße, die von einer stattlichen Castanienallee beschattet ist.

Um dir nun, lieber Sebastian, den Prater zu schildern, mit all seinen Herrlichkeiten, diese Welt voll Ergötzlichkeiten: dazu gehört mehr Zeit, als ich jetzt habe. Das muß der Gegenstand eines eigenen Briefes seyn. Ich bin noch zu erfüllt, fast berauscht von diesem Ocean von sinnlichen Eindrücken. Einiges aber muß ich dir doch jetzt schon sagen, damit diese merkwürdige Rubrik nicht ganz übergangen werde.

In der Fluth von Hunderten von Equipagen und Reitern, von Tausenden, ja vielen Tausenden von Fußgängern wogten wir ein paar Stunden umher. Ermüdet, voll Staub und Schweiß, schlugen wir uns durch, Labung

zu suchen. Hunderte von Tischen zeigten sich da besetzt von fröhlichen Zechern.

Viele ehrsame Bürgersmänner, die vor Tisch irgend eine feyerliche Function gehabt hatten, zeigten sich hier in ihrer schönen Uniform von dunkelblauen Röcken, hochroth ausgeschlagen, eben solchen rothen Beinkleidern und Gilets, und goldbordirten, dreyeckigen Hüten. Diese letztern, die Röcke und die Säbel hatten sie an die Baumäste gehängt, und schmauseten und tranken sichtbaren Wohlbehagens voll mit offener Weste. Beym Papagey ließen auch wir es uns wohl geschehen. Backhühner und Salat waren allenthalben zu sehen; wir folgten dem wirklich guten Beyspiel. Vier Musiker spielten auf einem kleinen Orchester, das nicht mehr als vier Personen faßt, auf Blasinstrumenten eine kleine Harmonie. Vetter Michael erzählte mir, daß bey dem Papagey und dem benachbarten wilden Mann jährlich 22,000 Paar Hühner consumirt zu werden pflegen, und das natürlich nur während eines halben Jahres.

Da ich Tags darauf schon abzureisen hatte, so wollte er an dem heutigen Tage mir noch alle möglichen Unterhaltungen verschaffen, und ermahnte zum Aufbruch nach der Burgbastey. Über zwey Wälle führte eine kleine, grüne Brücke, die zu der Zeit, als der nachmahlige Cardinal Rohan in Wien Gesandter war, eine merkwürdige Rolle gespielt hatte. Die gewöhnliche sanfte Harmoniemusik tönte uns einladend entgegen. Durch kleine Alleen junger Rustenbäume traten wir in ein großes Zelt und verzehrten ein Glas Gefrornes, welches uns der alte Inhaber, der Caffehsieder Milano vom Kohlmarkt persönlich präsentirte. Das Publicum wandelt hier in einem Cirkel, beym Ein=

gang des Zeltes durch; man beliebt das die Ochsenmühle zu nennen.

Jetzt war es Zeit, in die Comödie zu gehen. Im Schikaneder'schen Schauspielhause auf der Wieden im Freyhause wurde heute des göttlichen Mozart göttliche Zauberflöte aufgeführt. Du kannst denken, lieber Sebastian, wie mich dies Meisterstück entzückte. Insbesondere war das der Fall bey der wunderschönen Stimme der Pamina, einer gewissen Anna Gottlieb, für welche Mozart diesen Part eigens geschrieben hatte. Hingegen mit Schikaneder selbst, als Papageno, konnte ich mich unmöglich vertragen. Denke dir einen Papageno sechs Fuß hoch, eine Klafter im Durchmesser, mit einem gewaltigen Speckhals! Der Beyfall war stürmisch, und ich stimmte weidlich mit ein. Dies Theater wird nächstens hinüber an die Wien dislocirt werden, woselbst das neue Schauspielhaus schon im Bau begriffen ist.

Um zu soupiren, führte mich der Vetter in den Saal auf der Mehlgrube. Es wurde getanzt, aber fast nur Menuette; zuweilen ein wenig Langaus.

Mitternacht war da. Von der ununterbrochenen Reihe all dieser Genüsse war ich erschöpft. Wir fuhren in einem eben so langen Fiaker nach Hause. Noch heute schwindelt mir der Kopf.

Wiener Buchhandlungen vor ein Paar Dutzend Jahren.

Da haben wir sie Alle! Nehmen wir sie ohne Wahl; das ist das Leichteste, Unverfänglichste. Wir brauchen nur ein wenig in der Stadt herumzusteigen in der innern

Stadt, denn in den Vorstädten gibt es keine. Warum denn?

Da haben wir die Wappler'sche, im Seitzerhofe, in einem niederen, muffigen Laden. Man muß über Estrichbalken klettern; rückwärts in den Hof hinaus zum Glück zwey helle Fenster. An dem einen sitzt der ernste, wackre, einsichtsvolle Heubner, und buchhaltert. Vorn an der Gassenthüre pflegt hinter einem Glasverschlage Wappler seine großen Buchstaben zu mahlen. Er ist aber noch nicht da; es ist erst halb eilf. Doch siehe: da watschelt er heran von seinem Mölkerhof herüber. Schwer, schwer wird dem alten dicken Manne das Gehen, und die Leder-Camaschen schlottern. Kalt und einsylbig grüßt er seinen eben so dicken Compagnon Beck, einen sehr anmuthigen Mann. Kunden kommen viele; es ist guter Verlag da, ziemlich reichhaltiges Commissions-Gut, von den Sosiern Sortiment genannt. Es ist kein Platz in dem engen, niedern Laden, nicht zum Gehen, nicht zum Stehen; man retirirt sich auf ein colossales Rohrsoffa. Zeitlich, keuchend, pruhstend schlürft der würdige Wappler zu Hause sein Gläschen.

Ein Paar Dutzend Schritte rechts hinüber auf dem Schulhof, in dem jetzigen Tauer'schen Locale: da haben wir Rudolph Gräffer und Comp. Das ist ein mächtiges Geschäft. Nicolai, Weckhrlin, andere Reisebeschreiber überschütten es mit Nimbus, nicht minder den Chef selbst. In diesem Laden findet man Alles; es ist eigentlich eine Großhandlung; es ist zugleich das Gelehrten-Casino. Der Chef ist einer der stattlichsten Männer, edel im Wesen, viel gereist, kenntnißvoll, industriös. Er hat in Österreich das erste Velin-Papier und das letzte Gold fabricirt. Er war zu glücklich; dann zu unglücklich. Fast immer ist er

auf seinen Besitzungen, und treibt Öconomie und weiß Gott, was noch. Indeß waltet die Compagnie; der Dichter Blumauer. Der ist einerseits recht fleißig; er ist ein guter Bibliograph, was noch gar nicht gewürdigt. Sein notenreicher Catalog ist besser, als seine Äneide; aber Hormayr in seinem Wien thut ihm zu weh. Eine Menge Commis treiben sich in dem Laden, in den Magazinen, im Ausland herum. Wie einst an Boerhaave kam ein Brief aus dem tiefsten Indien, bloß an die und die Handlung „in Europa" adressirt, pünctlich an. Das mahlt das Ganze, von dem nun keine Spur mehr da, und das mahlt das Schicksal. Sein jüngerer Bruder August (zuerst Tuchlauben, zuletzt Freyung) trieb Antiquarisches, verlegte sich auf Militär-Literatur, gründete 1790 den Militär-Schematismus, ihn bis 1814 redigirend und druckend, gab die Geschichte der Regimenter heraus.

Da haben wir auf dem Graben den nachmahligen Ritter von Mösle; er ist so klein und zart, wie der Laden selbst. Er ist, schon aus der salzburgischen Heimath kommend, geputzt, voll Ringe und voll Redseligkeit; der Laden ein Spiegel-Cabinet. Die Frisur, der Pelz sind köstlich. Mösle ist klug; er verlegt sich auf juridische Geschäftswerke.

Schauen wir hinüber: da haben wir den Edlen von Trattnern in seinem weltbekannten colossalen Gebäude, einer Stadt in der Stadt. Der Laden, von dessen Local, das vorlängst Haslinger'sche ein Theil, ist mehr eine Halle; hohe Marmor-Durchgänge mit zierlichen Eisengittern. Von dem ungeheuren Verlage sind natürlich nur wenige Exemplare in diesem Kaufgewölbe selbst, die Schulbücher ausgenommen. Der Chef konnte nicht häufig zugegen seyn;

die sechs Druckereyen, die acht Filial-Buchhandlungen beschäftigten ihn anderwärts. Er war ein sehr schöner interessanter Mann. Das jetzige Transporthaus war eine seiner Druckereyen.

Da haben wir Schaumburg, noch in dem alten Hause. Er hielt das stärkste Sortiments-Lager, viele Jahre hindurch immer complet; im Französischen war er lange der stärkste; der Verlag von wenig Bedeutung. Sein Handel in der Bancozettelzeit war ungeheuer; Bohm, der Compagnon, ein sehr genauer, emsiger Controllor; das Personal war ausgezeichnet. Schaumburg hatte leicht, das jetzige Haus bauen. Im vorigen ein ziemlich dunkler, tiefer, niederer Laden: das war die Münzstätte.

Schaumburg's frühern Rivalen im Französischen haben wir an Degen im kleinen Michaelerhause, der Reitschule gegenüber. Ein nicht großer, aber freundlicher, elegant meublirter Laden, noch mit den Porträten Voltaire's, Rousseau's, D'Alembert's ꝛc. verziert; das Holzwerk mahagonisch. Kistenweise sieht man da die Nova an ferne Kunden zur Einsicht verpacken, so, daß nichts mehr zurückkommt; alle Augenblicke ging eine Kiste an die Königinn von Neapel. Degen hatte Verdienste um die Typographie; seine Drucke zeichneten sich aus: Musarion, Uz; er glaubte nachdrucken zu müssen. Durch ihn entstand die Staatsdruckerey, und er ward geadelt. Er war ein angenehmer Mann von Verstand und etwas Bildung und Geist.

Da haben wir Binz auf dem Stephansplatze, zuletzt in der Schulenstraße, mit seinem unermeßlichen Antiquar-Lager, stammend aus der Zeit der Klösteraufhebung. Der Laden (im Zwettelhof) vollgepfropft und finster, ein Bild

des Cynismus, wie die Persönlichkeit Binzen's selber. Die Masse seines Vorraths, in verschiedenen Magazinen ist enorm. Er ist in seinen Preisen billig, und setzt schon deßhalb viel ab, weil er viel hat. Als Käufer aber ist er karg genug; er ist dieß auch in seiner Lebensweise bis zum Original à l'anglaise. Ein großer, starker Mann. Er hat Medicin studirt. Er wurde ziemlich alt.

Da haben wir Anton Doll, zuerst in der Goldschmied-, dann in der Bischofgasse. Ein Mann voll Tact, das Temperament des Publicums kennend, wie kein Anderer. Was er druckte, mußte gehen, und ging. Der verstand die Zeit. Von seinem kleinen, finstern Laden aus leitete er Alles, und mit Leichtigkeit, mit Einfachheit und gewaltigen Resultaten. Aber er beschäftigte auch Talente, that Manches für die Wissenschaft.

Da haben wir den reellen, biedern, durchaus würdigen Schalbacher. Er ist sehr belesen; er ist gelehrt, sprachenbewandert, Orientalist, Bibelkenner. Seine Handlung hatte er Anfangs auf der Freyung im Straußen, in der Flanke, gerade da, wo nachmahls Härter. Ober der Firma-Tafel sieht man Gold auf Schwarz gemahlt, eine offene Bude mit Büchern, in der ein Männlein. Wirklich hielt Schalbacher zur Marktzeit auf der Freyung (wie Trötscher aus Grätz), dann auf dem Hof eine sogenannte Hütte. Er wirft sich mit Energie und Erfolg auf den französischen und englischen Handel, und blühte fort und fort, stattlich, geehrt, geliebt, Alles mit dem vollsten Rechte.

Da haben wir den noch ältern Haselmayer, eine Art Original. Ein kleiner, finsterer, vollgestopfter Laden in der Schulenstraße birgt ihn. Da huckt er, und macht calligraphisch Cataloge, bibliographische Sy-

steme, Auszüge aus Büchern. Er ist Kenner, starker Kenner älterer Autoren und Ausgaben; mit den neueren Autoren will er nichts zu schaffen haben. Handelsmann ist er nicht; kaum mag er etwas verkaufen; er braucht wohl etwas mehr, als nichts. Ein lieber, grundehrlicher Mann. Er hatte einen italienischen Kalender herausgegeben, einige Jahrgänge. Classiker, Patres, Philologen, Alles alt, waren seine Artikel. Selbst Liebhaber, sammelte er auch für sich.

Da haben wir, gerade mit dem ersten Jahre des neuen Jahrhunderts einen neuen Sosier an Geistinger, aus Prag kommend, Calve's Schwager. Geistinger macht auf im Straußgäßchen, im Colloredischen Hause; da verwandelt er in der Geschwindigkeit einen Stall in eine Buchhandlung. Er packt die Sache mit gewaltiger Kraft an, und das Glück begünstigt ihn noch gewaltiger, Jahre lang, im Sortiment, im Verlag, in Allem. Er griff tüchtig um sich; in Baden, bey Wien, später in Agram, Triest, etablirte er Filial-Handlungen. In der abseitigen Stallung gedieh er; auf dem wimmelnden Kohlmarkt versank er. Wo ist seine Spur?

Da haben wir noch: Camesina, untere Bräunerstraße, geleitet von N. N. Beck, bey dem der damahls schon alte Kupffer im Leipziger Buch wühlte bey einer alten Lampe; Sammer (am Kärnthnerthor), Verfasser einer guten englischen Sprachlehre, früher selbst englischer Sprachmeister, englische Classiker druckend, gut den Antiquarhandel treibend, Gründer der Zeitungsbeylagen, aus denen er oft Alles verkauft; Gerold (Vater, Dominikanerplatz), bey dem der umsichtige, fleißige Wimmer waltet; Aloys Doll (Stephansplatz), Medicinisches nachdruckend; Rehm (bald

dort, bald da, zuletzt auf dem Schulhof), Verleger des Toleranzbothen, der Eipeldauerbriefe 2c. von N. N. König geführt; Wallishausser (Vater) auf dem Kohlmarkt, nach der erschöpfenden Landbibliothek Theatralisches druckend; etwas früher Hörling (Bognergasse), allerhand treibend und nicht lange; Öhler, ein wackerer, kenntnißreicher, fleißiger Mann, Buchdrucker und Schriftsteller, ehrenwerth und liebenswürdig, zuletzt in der Spiegelgasse (Casino), wo er den Bruder des Classikers Klopstock zum Gehilfen. Haas unter den Tuchlauben, früher auf dem Schulhof, voller Nachdruck.

Da haben wir sie so gut als Alle; der Buchhandel war damahls noch ein Handel. Will man Näheres über diesen oder jenen dieser sogenannten Hebammen der Literatur wissen, so schlage man ihre Artikel in unserer National-Encyklopädie auf.

Wien wie es nicht ist.

(Neues Alphabet.)

Aufschriften

der Kaufläden und dergleichen. Ihre Correctheit wird durch nichts übertroffen. Seit Menschengedenken weiß man keine so argen Schnitzer, wie die auf den zwey Tafeln beym „Fassel“ auf dem Kohlmarkt, welche aber auch schon verschwunden. Auf der einen stand: Zum Modeband; auf der andern: Bureau musikalischer Angelegenheiten. Statt: Modetand; Ungelegenheiten. „Beyn grin Baberl;“ „nerschiedener Duwag ißt hier;“ „Gude Polageln,“ und dergleichen deliciöse Sachen liest man leider nicht mehr. Denn mit der Calligraphie ist auch die Orthographie eingezogen.

Bibliotheken und Buchhändler.

Eine Bibliothek besitzt fast Jedermann; so unbemittelt er auch wäre. Es gehört zum unerläßlichsten Bedürfniß. Eher würde man sich eine Sammlung von Tabakpfeifen oder Dosen versagen; eher würde man auf eine Speise, auf ein Kleid, auf das Theater rc. verzichten. Es bestehen daher noch immer zu wenig Buchhändler; und diese müssen deßhalb par force reich werden. Zuweilen wird ihnen der ganze Vorrath ihres Ladens von einer und derselben Person auf einmahl abgekauft, und Alles contant. Es herrscht in Wien eine wahre Manie zu lesen und zu studieren. Sehr viele Leute thun den ganzen Tag und die ganze Nacht durchaus gar nichts Anderes als lesen und studieren.

Conversation.

Sie ist fein, versteht sich. Geschichte, Literatur, Kunst, Philosophie, Critik, Welthändel, Wissenschaft überhaupt sind die Objecte. Um diese bewegt sie sich mit Leichtigkeit, und so gut als ausschließlich. Von materielleren Dingen; von Speis und Trank, von Liebessachen, von Musikwesen und Comödiespielen, vom Tanzen, Reiten, Fahren, Putz- und Möbelwesen ist daher fast nie die Rede. Man conversirt so laut und lebhaft, daß von der stets anwesenden Musikbande fast gar nichts zu vernehmen ist, denn deren Töne werden vom Gespräch ganz verschlungen. Eine Eigenheit ist noch die: Sind irgendwo zehn Tische, und finden sich nach und nach zehn Gäste ein, so hucken sie sich richtig alle zehn an einem und demselben Tisch zusammen, denn die Geselligkeit und Plaudersucht sind außerordentlich.

Durchhäuser;

Durchgänge. Deren gibt es seit einigen Jahren mehr als je. Ihre Anzahl steigt fast täglich. In einer langen Straße, die keine Quergasse hat, da denkt man oft verlangend: ach wäre hier ein Durchgang! Aber siehe! da ist ja einer; gestern ist der Durchbruch fertig geworden. Allerliebst. Es lebe der Hauseigenthümer. Daß dabey alle längst bestehenden Durchhäuser unverrammelt bleiben, versteht sich von selbst. Es ist also augenscheinlich, daß der Egoismus von Tag zu Tag abnimmt, indem die Hausbesitzer den kleinen Miethbetrag eines Gassenladens dem Vortheil des Publicums bereitwilligst aufopfern.

Erziehung

Die Kinder sind die Ältern, weil die Ältern sind die Kinder.

Gehen.

Mit dem Gehen geht es gut. Man läuft weder, noch rennt, oder springt man. Man macht es den Pferden nicht nach, die übereinkömmlich ausbiegen. Man läuft einander den Weg nicht ab; man springt einander nicht vor. Man setzt nicht über Ecksteine weg, dreht sich, in schneller Wendung, auf den Ballen oder Absatz nicht herum wie die Soldaten. Man wandelt ruhig, gemessen, bedächtig; und obwohl kein Städter so elastisch wie die Wiener, keine Städterinn so elastisch, wie die Wienerinn, bedürfen sie doch dieser löblichen Eigenschaft nicht, da man auf den Straßen nie und nimmer getreten, gestoßen, gequetscht wird.

Häuser-Construction

gegen Feuergefahr. Darüber hat die kleinste Zeitung Wiens vor Kurzem einen guten Aufsatz geliefert. Der ist aber sehr beunruhigend. Man ersieht daraus, daß die Gebäude Wiens eben so kärglich und feuerfangend construirt, wie jene Hamburgs, wie jene der meisten deutschen, fast aller schweizerischen. Fast Alles von Holz, blutwenig von Steinen oder Ziegeln oder Eisen. Man ersieht daraus, daß wir keinen Augenblick sicher sind, in Flammen aufzugehn mit Allem, was uns das Liebste, z. B. mit unsern alten und jungen Frauen. Man ersieht daraus, warum jede Woche 2—20 Straßen totaliter zusammen brennen à la Constantinopel. Man ersieht daraus, daß jedes Gebäude Wiens nichts ist, als ein höchst bedenklicher Patient; kommt der Brand dazu, so ist er verloren. Man ersieht ferner daraus, daß kein Arzt Brand heißen sollte.

Häuser-Nummerirung.

An der Ecke jeder Gasse, unter dem Nahmen derselben zu beyden Seiten, sind die Nummern angemerkt, wie sie hinab- und herauflaufen, wodurch das bis zur Verzweiflung lästige Aufsuchen der Nummern erspart wird.

Kochbücher.

Mit diesen ist es, wie mit dem Wegweiser durch Wien (siehe den Artikel): es gibt leider keine. Man seufzt nach einem Kochbuche: es ist keines da. Die wirthlichen kochkunstlustigen Schönen verzweifeln, da es keine Anleitung gibt. Denn auch jenes berühmte Gartler-Hickmann'sche Kochbuch ist vergriffen. Man sagt, es seyen davon nicht weniger als 37 Auflagen erschienen; aber das ist Bosheit;

man will den Wienern Eins anhängen. Es sind nähmlich nicht 37, sondern nur 36 Auflagen an's Licht getreten.

Lachanstalt.

Keine Stadt der Welt, also auch keine Weltstadt besitzt eine Lachanstalt, außer dem Städtchen Wien. Von diesem Städtchen ist dieses Institut erfunden worden. Es befindet sich in der üppigsten Blüthe, denn es ist eine Anstalt, in welcher alle nur erdenklichen Dinge vorkommen und getrieben werden, welche Lachen erregen. Sie ist auch Arzney und wird von den Doctoren häufig verschrieben: **Recipe** jede Woche zwey Lachanstalt-Visiten. Mit düstern Blicken, mit hängenden Mäulern, gebücktem Haupt, mit trostlosen Mienen schleichen die Leute in dieses Institut. Mit leuchtenden Augen, vollwangigen Gesichtern, aufrechtem Kopf, von Lust und Heiterkeit strahlend, lächelnd und lachend, lustig lebendig kommen sie wieder heraus.

Plätze, öffentliche.

Plätze viel, und Platz wenig, obschon sie ganz frey, durch Säulen, Springbrunnen rc. nicht unterbrochen. Der größte ist in einer Vorstadt vor dem Burgthor und heißt Platzel. Man hat die fixe Idee, jene sey die schönste Stadt, welche die größten Plätze, also die wenigsten Häuser. Es kann nicht wohl eine schönere Stadt geben, als das Marchfeld.

Plusmacherey,

die Krankheit großer Städte ist hier völlig unbekannt. Jedermann will weniger scheinen als er ist, und befindet sich wohl dabey, denn er lebt wohlfeiler, zufriedener, und länger mit den Eigenschaften seiner Bildung, da er die Erwar-

tung, und Voraussetzung der Leute nur übertreffen kann. Die Minusmacherey ist ein Characterzug der Wiener.

Sanitätswidrigkeit.

Davon findet man an den Häusern nirgend Etwas angeschrieben, vermuthlich weil man einsieht, daß die Beobachtung selbst sanitätswidrig wäre. Du armer Tycho von Brahe!

Schuster.

Eine Eigenheit Wiens. Man hat kein Beyspiel, daß unter allen Einwohnern dieser Stadt je einem einzigen ein Paar Stiefel geliefert worden, die nicht gepaßt, also weder zu eng, noch zu weit, weder zu kurz noch zu lang ꝛc. Die Zeiten sind vorüber, wo man 30 Paar haben mußte, ohne in einem einzigen ordentlich gehen zu können. Wo ist ein Wiener, der sagen könnte, er gehe schlecht in seinen Stiefeln? Der trete auf, der Verläumder, der Unglückliche! Wo ist ein Wiener, der sagen könnte: ich lasse meine Stiefel fortan in Pesth machen, oder in Grätz, oder in Mailand? Der trete auf! Hinwieder: wo ist eine Wienerinn, die sagen könnte, meine Schuhe sind mir zu eng? Diese trete auf, wenn sie auftreten kann. Lassen wir das, und sagen: Schuster bleib' bey deinen Leisten!

Sonntag.

„Immer ist's Sonntag! immer dreht sich am Herde der Spieß“ sagt ein Dichter. Dem ist aber nicht also, bis auf den Spieß, der sich wirklich noch dreht, obschon an dem Gebratenen nichts wahrzunehmen von einem Spieß. Ansonst ist nicht immer Sonntag, am Wenigsten, was

den Anzug betrifft. Weil man eine vernünftige Öconomie beobachtet, trägt man feinere Kleider nur an Sonn- und Feyertagen, was bey Geschäftsleuten ganz in der Ordnung. Man schont die Kleider, obschon sie äußerst wohlfeil sind. Vergleiche Plusmacherey.

Wegweiser

(nicht Weg — Hinweg — Weiser, sondern Wege- oder Wegesweiser) hat jede Stadt im Überfluß; so eine Beschreibung, einen Fremdenführer, einen Cicerone ꝛc. Wien aber hat Noth. Wien hat eine halbe Million Einwohner. Unter diesen ist noch mancher, der keinen Wegweiser hat. Die unzähligen Führer anderer Städte sind wirklich Wegweiser; jeder weiset von den andern weg, und winkt auf sich selber zu. Zu wenig haben, ist auch zu viel; es rächt sich.

Wein.

Da er keine Spur von Verfälschung an sich hat, und überaus wohlfeil ist, so trinkt alle Welt Wein, und baut alle Welt Wein. Man rottet die Äcker und Erdäpfelfelder aus, um Wein zu pflanzen.

Weißenbach.

Du schwungvoller Sänger, Du sturm- und drangerfüllter Kraftgenius: warum ist denn gar keine Rede mehr von Dir! Warum gibt man deinen herrlich duftenden „Brautkranz“ nicht mehr? Du brüllender, flammender Leu, heiligen Zornes voll gegen den, der damahls der einzige Gewaltige war auf Erden! Aber auch Du inniger, süßer Dollmetsch zärtlicher Gefühle! Endlich, Du, Du

gottbegeisterter Barde des „heiligen Augenblicks," der vielleicht selbst Dein höchster: bist Du denn vergessen? Sohn der Berge! warum sammeln Dich nicht Deine Brüder? —

Daß Weißenbach ein leidenschaftlicher Bewunderer Beethoven's war, begreift sich; ihre Naturen waren verwandt, sogar physisch, da der Tyroler eben so schwerhörig war. Beyde waren mannhaft, unumwunden, frey, biederbe Gestalten. 1814, als Weißenbach nach Wien kommt, gibt man „Fidelio." Eine unbeschreibliche Sehnsucht erfüllt ihn, den Meister des unsterblichen Werks persönlich kennen zu lernen. Wie er nach Hause kommt, liegt eine Einladungskarte Beethoven's auf dem Tisch. Beethoven selbst war da gewesen. Welch ein geheimnißvolles, magnetisches Spiel befreundeter Geister! Des andern Morgens ward ihm Kuß und Händedruck. Man konnte dann oft mit ihnen zu Tische seyn, im römischen Kaiser, in den Zimmern zu ebener Erde. Doch flößte es Wehmuth ein, wenn sie Beyde so schrien. Genießen konnte man sie also nicht recht. Sonderbar: in einer kleinen Stube, wie im Gasthaus zur Rose in der Wollzeile, hörte Weißenbach viel besser, sprach er sich frischer und leichter. Sonst der stoffreichste, gemüthlichste, lebhafteste, liebenswürdigste Gesellschafter. Ein blühender alternder Mann, stets reinlich, und recht elegant gekleidet. Welch gelehrter Arzt er war, wird nicht vergessen werden.

Klopstock's Bruder,

(ja hätte Klopstock Weißenbach's Ader gehabt und ein wenig von der Klarheit Denis's), sein leiblicher Bruder, Ernst, war Antiquarbuchhändler in Wien; außer Binz da-

mahls (gegen die neunziger Jahre zu) auch Wallishausser, Weiß, Grund und verschiedene Buchbinder; der krumme, auf Krücken gehende F. Rath, ein ausgedienter Schulmeister, durch Blumauer's Verwendung als Krämer, Anfangs im tiefen Graben. Es ging aber nicht so gut, wie mit seines Bruders Versen, mit denen es ursprünglich auch sehr holperig und unlukrativ gegangen. Der Bücher-Antiquar Klopstock schloß sich sofort an den Buchdrucker und Kleinverleger Öhler an, der ein sehr unterrichteter, fleißiger, kreuzbraver, herzenslieber Mann war; geschickter, thätiger Schriftsteller, Oheim unsres distinguirten Hof- und Gerichts-Advokaten Eltz. Klopstock, einerseits, hätte nichts Besseres thun können, da war er in guten Händen. Allein Öhler hatte kein Glück, und sein Compagnon hatte auch kein Glück. Sie hielten zuletzt einen Laden in der Spiegelgasse, im Casino. Mit dem Antiquarisiren war es so gut als vorbey. Klopstock besorgte Druckcorrecturen und kleine Schreibereyen. Ein Spaß ist dieses: die Federn schnitt er sich nur, wenn es regnete, und stark regnete. Dann stellte er sich mit unbedecktem Kopfe hinaus auf die Straße, über das Rinnsal, spreitzte die Beine auseinander, wie der rhodische Coloß, ließ die Fluthen durchrauschen, die schmutzigen weißen Zwirnstrümpfe bespühlen, und hielt die zu schneidende Feder hoch auf, über den Kopf, und schnitzelte und zwickte daran. Es ist curiös; bey dem andern Klopstock wäre es interessant gewesen, und seltsamiglich, jedenfalls sehr wichtig zu deuten.

Gretzmiller,

Franz v., ist als Autor zwar nur durch eine Geschichte Österreichs bekannt, die keinen sonderlichen Werth hat, durch einige Aufsätze in Hormayr's Archiv ꝛc.! aber sein Andenken sollte man doch aufbewahren, da er manche literarische Vorzüge besaß. Er hatte eine feine Erziehung, war sehr wissenschaftlich, redete und schrieb 5 bis 6 Sprachen; war, was so selten, ungemein belesen, und überhaupt ein Mann von Talent, von schönem Humor, lebhaft, heiter, geistreich. Er verwendete sich aber durchaus nicht, nie und nirgend. Als Beamter, der er war, hätte er es sonst weit, sehr weit bringen können. Sein wirklich gar zu arger Cynismus stand allerdings auch gar sehr im Wege. Wein, Tabak und noch Manches. Eines Abends, ziemlich spät, besucht er einen Freund. Der ist eben mit einem Manuscripte von Janitsch, Kriegsfälle von 1809 beschäftigt. Es muß eine Vorrede dazu gemacht werden, denn Janitsch selbst schrieb jämmerlich. (Unter seinem Porträt nannte er sich: scriptor rerum austriacarum, im Wortsinn, ja: „Schreiber“ österreichischer „Sachen.“) Gretzmiller hört das; entdeckt eine zwey Maß haltige Branntweinflasche auf dem Ofen (die einen besondern Zweck); sagt kein Wort. Man plaudert bey einer Bouteille Wein. Der Freund geht zu Bett. Der Gast bleibt da. Des Morgens, siehe, die Branntweinflasche ist leer; die Vorrede liegt auf dem Tisch, der Verfasser ist fort. Man kann sie noch lesen; sie ist allerliebst. Schade um die edle Natur! Er starb, wie Thümmel, wie Kanne und noch ein Unsriger, buchstäblich mit der Flasche in der Hand. Traurig,

sich durch Getränke begeistern! Die beste Begeisterung ist die Nüchternheit; frisch des Morgens.

Enk.

Würdiger, unvergeßlicher Enk! Ruhe sanft! Deine „Melpomene“ wird machen, daß Du nicht stirbst. Du warst ein tüchtiger Humanist, und verstandest zu schreiben: ruhig, sicher, gediegen, klar, geschmackvoll. Enk war unser St. Evremont. Die französischen Verleger verlangten seiner Zeit unaufhörlich: schreibt Uns St. Evremonts! Enk war wirklich Gelehrter: er füllte sein Fach aus: ein starker Spanier; in der That „critische Autorität,“ und doch die Anspruchlosigkeit selbst. Unter seine Eigenheiten gehört, daß er Uhland's Gedichte nicht gelesen; allerdings ein Bischen erschrecklich für einen Ästhetiker seines Ranges! Jeden September brachte er ein neues Manuscript mit nach Wien, jeden September fouragirte er in Wien Autographe bey seinen Freunden, unter denen der geniale Halm, sein Schüler. Er sammelte mit Leidenschaft Selbstschriften, aber mit dem eisenfesten Grundsatze: nur gratis. Merkwürdige Stärke! Ein passionirter Sammler; Lessing noch nicht haben, um 5 fl. haben können; und nein! In den letzten zwey drey Jahren begann Enk zu verfallen, körperlich und geistig. Seine Briefe erweckten Schmerz und Trauer; Manches, was er drucken ließ, auch. Seine Beurtheilung von Hebenstreit's ästhetischem Lexicon in den Jahrbüchern der Literatur (in die er früher so viel Werthvolles geliefert) ist geknickt, nervenlos, zerrissen; eine Ruine. Wohl ist herausgehoben die factische Erudition des Autors, der Umstand, daß das ganze stattliche, mächtige

Buch von ihm selber ganz allein gedacht, gearbeitet, da er sämmtlicher Zweige Kenner u. s. w.: aber die Bemänglungen: Gott, wie linkisch, krankhaft, geschraubt, kindisch und arm. Enk war untergegangen.

Löschenkohl.

Über diesen unbeschreiblich industriösen und thätigen Kunsthändler ist noch Manches zu sagen. (Man kann sehen: Wiens Kunsthandlungen.) Seine Hauptspeculation ging auf die Benützung des Augenblicks, der Gegenwart. Wie es Gelegenheits-Autoren gab und gibt, so war Löschenkohl der Gelegenheits-Bilderfabricant; oft schon anticipando. Es hieß: der russische Paul werde nach Wien kommen; der Papst, eine Gesandtschaft aus Marocco. Schnell wurde Alles gestochen; am Tage der Ankunft war das Bild schon zu haben. Alle möglichen neuen Vorfallenheiten wurden benützt: die Eröffnung der Josephinischen Academie; der Luftballon; der Emser-Congreß; die Kunstreiter Hyam, Kolter und Wieland auf dem Rennweg ꝛc. Die französische Revolutionsperiode gab natürlich reichhaltigen Stoff. Die Franzosen wurden eben so natürlich als zaundürre, ausgehungerte, zerlumpte Vautriens abgebildet. Ein solcher hält eine große Weltkugel in den magern Händen, sperrt den Rachen auf, sie zu verschlingeu. Zehn bis zwanzig andere, Soldaten, haben nicht die Courage, einen einzelnen österreichischen Uhlan, der auf einen Hügel steht, und **NB.** ein ausgestopfter ist, anzugreifen; zwey andere Kupferstiche in Quer-Folio: Orleans, sterbend auf dem Bett; der Teufel bringt ihm eine Arzneyflasche, worauf steht: „Trink Orleans, es ist Blut;“ ein Reiter, dessen

Kopf an der Stelle des Pferdekopfs, der auf des Reiters Schultern und ohne Zügel, mit der Unterschrift: „Der Franzos, das dumme Roß, ist zügellos.“ (Zeitgeschmack; manche solche Bilder wohl auch von dem Kupferstecher Aßner im tiefen Graben). Zeichnung und Illuminirung waren execrabel, wie fast alle Verlagsartikel Löschenkohls; aber was gäbe man darum, die ganze Sammlung dieser Gelegenheits-Bilder, eigentlich Caricaturen zu besitzen, oder nur betrachten zu können? Eine Schaustellung à la Prater gegen Entrée; reich könnte man werden. Löschenkohl ward es auch; die meisten solcher Bilder wurden verschlungen. Von dem Kupferstich: „Maria Theresias letzte Stunde“ verkaufte er in wenigen Tagen sieben Tausend Exemplare, das Stück zu zwey Gulden!!! Unermüdlich producirte er, wie später der industriöse, rastlose Ehrenmann Eder, wie der respectable Kraftmann Eurich in Linz vielerley Anderes: Silhouetten, Migniatur-Porträte, Kalender; legte eine Dosenfabrik, eine Fächerfabrik, eine Knopffabrik an. Löschenkohl war in dem Bergischen geboren; früher Goldarbeiter. (Kommt unten im Artikel: Kunsthandlungen wieder vor.)

Retzer

hatte wohl ungleich mehr für sich, als man anzunehmen scheint. Er war gelehrt, wenn auch à la française etwas oberflächlich; er war sehr belesen, verstand seine sechs bis sieben Sprachen aus dem Grunde; er war äußerst wohlwollend, dienstfertig, liebenswürdig; ein Biedermann. Schwächen hatte er, wie Jeder, aber verzeihliche Schwächen: z. B. ging er die Schriftsteller sogar an, ihm Et-

was zu dediciren. Eine Menge Bücher wurden ihm gewidmet. Voltaire war sein Abgott. Einen Brief Voltaire's hatte er unter Glas und Rahmen ober seinem Schreibtische hängen. Er besaß sogar alle Editionen der **Oeuvres complètes de Voltaire**, ein eigenes Zimmer voll. Ein Stück Betthimmel Voltaire's, ein Steinchen von Rousseau's Geburtshaus, ihm von dem Mittheiler Dieses verehrt, machte ihn glückselig. Für die vaterländische Literatur wirkte er rechtschaffen und eifrig, wenn auch mehr anregend, und durch ledigliche Herausgabe der Leistungen Anderer (H. Balbi, Denis, Ayrenhoff, **Choice** &c.), als durch eigene Hervorbringungen. Er bahnte und förderte den Verkehr mit auswärtigen Gelehrten, war deren Cicerone, daher sein Nahme im Auslande viel gewichtiger, als bey uns selbst. Dichter kann er nicht heißen. Hoffecretär war er mit Überspringung von nicht weniger als 36 Concipisten geworden, zum Lohne für seine Geschichte der Büchercensur, die er auf des Kaisers Befehl geschrieben. Er war wirklich ein guter Concipist und ein guter Secretär, nähmlich als Beamter schrieb er sehr gut, was besonders dahmahls ein seltener Fall. Ein paar Jahre vor seinem Tode hatte er den guten Einfall, Paris zu besuchen, und den nicht guten, über den Aufenthalt daselbst einen Brief, zwey Quartseiten, drucken zu lassen. Die Stadt Krems, sein Geburtsort, ist auf Retzer so stolz, wie auf ihren (Mahler) Schmidt, auf ihr Weiß und auf ihren Senf.

Bey Casanova dem Mahler.

Wir fuhren hinaus: Frau von P., Freundinn meiner nachmahligen Frau, und ich. Von Mödling an gingen wir zu Fuß.

Auf dem mahlerischen Wege zerfloß Frau von P. in Leid.

„Das herrliche Wetter," sagte sie, „die paradiesische Landschaft betrüben mich noch mehr; der Contrast mit meinen düstern Gefühlen beugt mein Herz nun vollends."

Ich suchte sie zu beruhigen; umsonst. Ein Weib von selbstständigem Character, allerdings eine große, große Seltenheit, lächelt nur zu den Trostgründen der Männer. Von der Elasticität der weiblichen Seele, von der Unerschöpflichkeit ihrer Hilfsquellen haben wir noch keinen Begriff.

„Die Kunst und ich," sagte Frau von P. etwas gefaßter, „wir werden ihn wohl bald verlieren."

„Sein Übel," versetzte ich, „leider, ist nun einmahl unheilbar. Alles läßt sich corrigiren, nur die Lunge nicht. Am Meisten fürchte ich psychische Affecte. Ihr Freund ist heftig."

„Leider oft," seufzte Frau von P., „fast so wie sein berüchtigter Bruder."

„Verzeihen Sie," sagte ich, „das sey Ihr Trost. Seine Kränklichkeit ist seine Arzney, sein Glück. Wäre er gesund, so würde er schon lange todt seyn, möge das noch so auffallend klingen."

„Ja," erwiederte Frau von P., „es ist wahr. Seine Schwäche ist seine Stärke; sie nöthigt ihn, sich zu mäßigen. Er kann nicht stark seyn: und deßwegen lebt er noch."

Ich suchte von diesem elegischen Stoff abzulenken. „Mit was beschäftigt sich jetzt Ihr Franz?“ fragte ich.

„Mit nichts eigentlich,“ entgegnete Frau von P. „Die Lust zu produciren hat ihn verlassen. Entwürfe, ja, die Menge; eine Unzahl von Skizzen. Radiren mag er nicht mehr. Er hat Recht. Die gebogene Stellung schadet der Brust. Er gefällt sich, frühere Arbeiten zu vervollständigen. Denken Sie: er verlangt deren von den Besitzern zurück, sie, wie er sagt, zu ergänzen. Jetzt eben revidirt er ein herrliches Thierstück; es ist eine kleine Kuhheerde, ganz in Paul Potter's Geist, ein allerliebstes Cabinetbild, das er für den Baudirector Cerrini gemahlt hatte.*) Doch... da sind wir schon in der hintern Brühl.“

Noch einige Schritte, und Frau von P. trat zu einem Felsblock und setzte sich. „Dieser Punct ist gewählt,“ bemerkte sie.

Ich verstand die Sinnige, und musterte die vor uns liegenden zerstreuten Gebäude. Alsbald unterschied ich das Wohnhaus des Künstlers, mit dem einfachen Garten und dem kleinen Pavillon. Ich zog den Kupferstich seines Schülers und Freundes Duvivier aus der Tasche; die Ähnlichkeit war überraschend.

Frau von P. seufzte und erhob sich. Ich ehrte ihre Stimmung durch Schweigen.

Wir treten in das Haus, sie voraus. Sie schreitet in den Garten; ich folge.

---

*) Dies schöne Bild, das wohl ein paar Hundert Ducaten gekostet haben mag, ist jetzt Eigenthum des Hofbibliothek-Kunsthändlers Herrn Sigmund Bermann, der es zu billigem Preis abläßt.

Unter dem kleinen Schirmdach des Pavillons, den Rücken gegen uns, gewahre ich einen Mann sitzen, eine blaue Mütze auf dem Kopf, in einer grauen Jacke; das ziemlich lange Zopfhaar nur lose gebunden. Er schien von mehr großer Statur, doch etwas schmalschulterig. Vor ihm ein Leinwandrahmen; er mahlt.

Wer anders als Er?!

Geräusch vernehmend, blickt er um. Ich sehe einen schönen Kopf; das Ensemble der Physiognomie nicht eben hübsch, aber ausdrückend, interessant; forschende dunkle Augen, hohe Stirne, starke Nase, volle Lippen, spitzes Kinn; blasser Teint, Alles mager, die ganze lange Statur. Die Palette weglegend richtete er sich auf.

Mit heiserer Stimme sagt er: „Willkommen, o willkommen!"

In dieser Exclamation: „o willkommen," las ich die ganze Naturgeschichte seines Zustandes.

„Laßt euch grüßen, ihr blühenden Menschen," setzte er hüstelnd hinzu, „und seyd heiter wie ich, seit Ihr da seyd."

Ich hielt es für einen Zug seiner Zartheit, daß er sein Taschentuch nahm und auf das Arzneyglas und die Schale hinbreitete.

Wir setzten uns. Frau von P. redete kein Wort, hatte aber eine energisch heitere Miene. Ach wir begriffen das recht wohl.

„Ihr versüßt mir den Morgen," nahm Casanova, das Wort, „um so mehr, als ein Dämon mich angetrieben, einen eben so geliebten als verruchten Menschen zu mahlen.

Dabey wies er uns das schon halb vollendete Porträt.

„Soll ich ahnen?“ rief Frau von P. aus. „Ja, er ist es. Für wen halten Sie diesen Kopf?“ fragte sie mich.

„Es ist Herr von Seingalt,“ antwortete ich mit Bestimmtheit.

„Ja, der Entsetzliche,“ fügte sie bey. „Ein Roué, der Abgott der Salons, aber der Tyrann, der Henker seines Bruders. Sagen Sie, bethen die Leute ihn noch immer an?“

Unser Wirth lächelte.

„Nichts anders,“ entgegnete ich. „Alles fährt fort, ihm zu huldigen. So allmächtig ist der Geist. Ja wir Alle verfallen seinem Zauber, und der Apfel war der Geist.“

„Ja wir Alle,“ setzte Casanova hinzu, „insonderheit ihr Weiber. Was sind Schönheit, Tugend, Glück, Höhe? Nichts! Ein Wüstling kommt, ein geistreicher Mensch, ein Exaltirter, ein Genie, und sey er Schwächling, Mißgestalt, Maleficant: Ihr seyd seine Beute. Der Geist siegt, gängelt, herrscht.“

„Und wie räthselhaft,“ fiel ich ein, „und doch wie äußerst erklärbar zugleich: nur über Frauen von feiner, höherer Bildung.“

„Das ist ein Fluch!“ zürnte Frau von P. „Ich bitte Dich, thu das Gemählde fort.“

Casanova klingelte. Es geschah. Früchte kamen und Wein. Er goß das funkelnde Gold in zwey Kelchgläschen. Frau von P. trank rasch und behaglich und leerte das Glas.

„Woher glauben Sie?“ fragte Casanova; „daß dieser Tokayer kommt? Glauben Sie direct? Keineswegs. Die österreichischen Weine, will man sie echt, muß man

vom Ausland beziehen. Dieser Wein kommt aus St. Petersburg."

„Ah, von der Kaiserinn," fiel ich ein. „Es ist zart und edel; sie wollte auch Arzt seyn dem gefeyerten Künstler."

Ich war unvorsichtig; ich las es im Gesicht der Freundinn.

„Ja, die Gönnerinn dachte an Alles," sagte Casanova. „Sie hielt allzuviel auf mich. Daß sie meine Schlachten in ihrem Pallast aufstellen lassen, ist gegen meinen Wunsch. Aber sie that noch mehr. Es ist bis jetzt nur wenigen Personen bekannt. Sie wissen, wie Diderot's Critik mich in Paris verfolgte."

Bey diesen Worten flammte Casanova zornig auf und ballte die Faust. Allmählig ruhiger, fuhr er fort: „Ich ward unwillig, ich verließ Frankreich, und seinen allerdings großen Diderot. Catharina aber war noch größer. Sie züchtigte ihn in einem langen, eigenhändigen Schreiben; sie drohte ihm: aus dem Handel mit seiner Bibliothek sollte nichts werden."

Das lange Sprechen hatte den Mann angegriffen; er hielt inne.

„Ich beschwöre dich, sagte Frau von P., schone dich," und reichte ihm zwey frische Feigen.

Er küßte ihr die Hand. Dennoch, kaum als er die eine verzehrt, setzte er bey: „Was sagen Sie dazu."

„Ich sage: Die Siege der Russen sind auch Ihre eigenen Siege, mein Herr. Man konnte leichter die Türken schlagen, als jenen Diderot; Sie waren und bleiben sein Suwarow. Hätte man nur den Brief!"

„O," fiel Frau v. P. heiter in's Wort, „den Brief! Gewiß der existirt nicht mehr. Ich wette, der Adressat

hat ihn gleich beym Empfang vernichtet. Ich verwendete mich, ja, jetzt darf ich es sagen, ich trachtete, daß man ihn aus Diderot's Papieren herausfinde. Der Prinz De Ligne, unseres Freundes Freund, auch seines Bruders Freund, unterstützte meine Bemühungen auf alle mögliche Weise, aber vergebens.“

Casanova küßte der zarten, edlen Freundinn Stirn und beyde Hände. Lieblich lächelte er; zauberisch lächelte sie.

Frau von P. lud uns ein den niedlichen Garten zu betrachten. Wir wandelten einher, sie am Arm des Freundes.

„Nein, nein,“ sagte sie; „wir müssen die Rollen wechseln, deinen Arm in den meinigen. So!“

Dieser Anblick versetzte mich in Trauer. Aber ich dachte: Du wirst nicht sterben. Dein Hannibal allein reicht hin.

Ich ließ die Beyden allein. Frau von P. aber nahm es sogleich wahr. „Nichts da,“ rief sie mir zu; „hier gehören Sie uns; hier gehören wir Ihnen. Hier nichts von derley Discretion. Ich bitte, bleiben Sie!“

Sie führte den Freund wieder zum Tisch, hob das Taschentuch weg, und reichte ihm Arzney.

Eine wehmüthige Pause.

„Aber lassen Sie uns gerecht seyn,“ nahm Casanova das Wort, als wolle er den Faden wieder anknüpfen. „Diderot und die andere Critik, sie haben in vielen Stücken recht. Meinen Schlachten wirft man vor, sie hätten zu viel nackte Wirklichkeit; mein Okzakow soll zu gräßlich seyn, und bey Gott, es ist das.“

„Lieber Himmel,“ fiel ich in's Wort, „eine so echt infernalische Scene! Ich behaupte, Satan selbst nur

könnte milder, menschlicher sie mahlen, denn sie selbst ist ja sein eigen Werk, eines seiner gelungensten.“

„Scharf, aber so,“ bemerkte beyfällig Frau von P. „Das Thema läßt keine andere Ausführung zu. Man muß das Bild ansehen oder nicht.“

„Fein gefühlt,“ versetzte der Künstler, „o wie fein empfunden und gesagt.“

„Ich bin nicht Kenner,“ sagte ich, „aber ich behaupte, in einem andern Sinne, man muß es sehen schon des unbeschreiblich magischen Effectes halber, der gewaltigen entgegengesetzten Massen von Licht und Schatten.“

„Nun, nun,“ sprach Casanova lächelnd. „Dennoch wird man nicht aufhören mir vorzuwerfen, bey meinen Schlachtstücken hätte ich Bourguignon zum Muster genommen, bey meinen Landschaften Wouwermans.“

„Ungefähr so,“ bemerkte die Freundinn, „wie die römischen Classiker Copisten der griechischen waren.“ Bey diesen Worten goß sie unsere Gläschen voll. Augenblicklich waren sie leer.

„Der Tadel,“ sagte Casanova, „ist nicht ohne Grund; aber ich kann nichts dafür.“

„Ich glaube“, fiel ich ein, „in den zeichnenden Künsten ist solch ein Tadel unbillig. Der Mahler kann und darf ja nicht überall Ich seyn, wie allenfalls in der Poesie.“

„Gut gut,“ sagte Casanova nickend. „Und was haben die Dichter Alles voraus! Schon die Vervielfältigung ihrer Werke! Aber so ein armer Mahler! Blutend trennt er sich auf ewig von seinem liebsten, theuersten Kind. Wenn dort und da ein Bild in Kupfer gestochen wird, wie mein

lieber Sturm von dem meisterhaften Bartsch? Dann, von Maria Fischer mein lieber Kosack!“

„Den können Sie noch sehen,“ sagte ich. „Er ist im Besitz eines Herrn Ankerberg, eines geistreichen Mannes, den ich gut kenne.“

„Ey, soll ich nach der Stadt?“ fragte Casanova.

„Ich werde machen,“ sagte ich; „Sie sollen das Bild hier, an diesem Tische wieder sehen.“

„Frau von P. warf mir einen innig dankenden Blick zu. Sie sah nach ihrer Busenuhr.

Casanova klingelte. Einen Abdruck befahl er dem Diener. Der brachte ein scherzhaftes Bildchen von Casanova radirt. Es ist in klein Queroctav. Er selbst steht vor einer Wurstbraterinn und schmaust. Rings um das Weib liegen Gemählde, die zu verkaufen sind; es ist ein Trödel. Unter diesen Bildern ist eines von Casanova selbst. Herrlich.

„Dies zum Andenken,“ sagte der Künstler, mir das Blatt reichend, mit einem Händedruck. „Ich war heute recht wohl, recht froh. Noch oft müssen wir uns sehen; noch oft. Gewiß, du nimmst es auf dich,“ sprach er, auf Frau von P. innig blickend.

Sie erhob sich; es war Zeit. Schon zuvor hatte sie mir zugelispelt: „Fort nun, denn sonst: wir tödten ihn.“

„Aber,“ sagte er noch, „machen Sie bald. Sie verstehen mich.“

Mit unsäglichem Schmerz bemerkte ich, daß er sehr bewegt sey. Tiefe Wehmuth umfloß sein Antlitz. Er wurde weich, sehr weich: es feuchtete sich das matte Auge. „Bald,“ sagte er mit schwacher Stimme, „habe ich ausgelebt, und bin vergessen.“

Frau von P. zog mich fort.

„Nicht das, um Gottes Willen, nicht das," entfuhr mir. „Man wird fort und fort fragen: wie heißt der Baum, von dem diese Früchte sind? Er heißt Casanova, wird man antworten in Ewigkeit. Dies, o Mann, sey und bleibe Ihre Stärke!"

Ich eilte fort. Frau von P. folgte mir bald nach. Ich sah ihn nicht wieder. Den 8. July 1805 starb der Mahler Casanova.

Sein liebes Bildchen bewahre ich noch.

Häuser-Facsimile und noch Etwas.

Mit Freuden erfahre ich, liebe Tante! daß Sie Sich entschlossen, nach so langer Zeit wieder einmahl nach Wien zu kommen. Ich werde einstweilen für eine gute Unterkunft sorgen, da Sie Ihr gewohntes Absteigequartier, das Taschnerhäuschen, nicht mehr finden werden. Das ist ja nun auf ewig von der Erde verschwunden!

Ich war Zeuge davon. Ein unnennbar wehmüthiges Gefühl hatte mich ergriffen, und nagt noch an mir. Auf immer dahin nach jahrhundert langem Bestand! Einem neuen imposanten Gebäude Platz zu machen, das stolz auf den alten Grundfesten dasteht, gleich wie die uralten Geschlechter der Menschen, durch neue Nahmen verdrängt worden und werden, und nichts von ihnen übrig ist, als — das Bildniß.

Ja, theure Tante, da eben liegt es, das ist es, was mein Innerstes peinlich berührt! Das Bildniß! Haben wir denn von all diesen alten, dahingeschiedenen Gebäuden Conterfey's übrig? Besteht denn eine Vorschrift, daß sich kein Mensch unterfangen dürfe, ein Haus einzureißen, bevor

nicht ein daguerreotypisch=genaues Facsimile davon angefertigt? Ich weiß nicht, ob eine solche Verpflichtung besteht; ich halte es aber für sehr möglich, daß keine existirt.

Betrachten wir solch ein uraltes Haus, etwa das steinalte steinerne Kleeblatt! Jahrhunderte lang war es mit dem Geschicke der Stadt selbst, mehr oder weniger innig verflochten, verkittet, verwebt. Jahrhunderte lang barg es das Schicksal zahlreicher Familien; es war gleichsam die stille Geschichte derselben. Wie viele große, merkwürdige, wichtige oder wenigstens liebenswürdige Menschen wohnten nicht darin? Und hinwieder auch, was eben zum Wesen der Geschichte gehört: wie viele, wenigstens wie manche Nichtswürdige, Elende, Schlechte und Schäbige? Dann wir Übriggebliebenen selber: wie nahe gehen so viele dieser Gebäude uns nicht an? Das Ofenloch; in diesem hat man das Licht der Welt erblickt; in den alten drey Laufern hat man im Flügelkleide herum rumort; beym Mohren hat man selber schwarz werden wollen, da durch die dritte Classe ein dreytägiges Fasten hat eintreten müssen; im Schubladkasten hat man die erste werthe Bekanntschaft gemacht; im Eisgrübel war man so viele Jahre lang glücklicher Gatte; im tiefen Graben verlor man seine Liebste, um sich selbst wieder zu gewinnen, und was derley Fata in die Hunderte sind.

All diese Erinnerungen, Empfindungen und Betrachtungen drängen sich mächtig und lebendig uns auf, wenn wir durch die belebten Straßen wandeln und da schauen, wie man solch ein altes Gebäude abträgt. Was ist all der moderne cosmopolitische Weltschmerz, mit dem unsere jungen Leute coquettiren, gegen diesen ehrwürdigen bürgerlichen Stadtschmerz? Eine hohe Pietät liegt in diesem Stadtschmerz,

der das Allerinnerste des Gemüths ergreift und beherrscht und auflöst zu wunderlicher Wehmuth, die denn auch wieder ihr Süßes und Wonniges hat.

Und da kommen nun heran mit trägem, lässigen Schritt die Schaaren gedanken- und gefühlloser Tagwerker mit ihren Hacken, Hämmern, Schaufeln und Brechstangen, und beschauen sich das vielhundertjährige Gebäude, das ihrer Zerstörung ausgewürfelt ist. Sie umschleichen es vorerst, wie der Tieger, dem seine Beute nicht entgehen kann; sie glotzen es an und beaugenscheinigen es, das hohle Haus, in welchem nun keine Menschenseele mehr weilt. Es ist ein ausgedientes Ding, das man nun zusammenschlagen soll. Dann macht sich die Schaar gemächlich darüber her, und haut und stößt, hämmert und bohrt, und schlägt und reißt so lange daran, bis keine Spur mehr übrig. Der neue Herr Hausherr jedoch spaziert tagtäglich zu wiederhohlten Mahlen drinn herum, lorgnirt die Localitäten, belobt lächelnd den raffinirten Architecten, der so viele luftige Räume in dreymahl so viele unluftige Kämmerchen verwandelt, die so und so viel Zins eintragen müssen.

Das alte Haus ist auf immer und ewig vom Erdboden weggetilgt; kein Andenken ist mehr da, nichts, gar nichts. Aber doch wenigstens eine A b b i l d u n g? Das ist es, liebe Tante, was ich frage: oder mindestens ein Bildchen, zum lieben Gedächtniß! Um das frage ich wieder und unaufhörlich, und mit hohem Ernst und mit innigstem Antheil.

Jahrelang haben wie Umgang gehabt mit diesem oder jenem Hause. Wir waren gute Freunde; an einander gewohnt; das Haus und wir waren Du und Du. Ein paar Wochen sind wir abwesend: wir finden es nicht mehr. Bit-

teres Herzleid erfaßt uns. Nun kommt ein neues, mit dem wir erst Bekanntschaft machen müssen. O wie unbeschreiblich gern hätten wir ein gutes, treues Porträt des nun dahin geschiedenen alten Freundes! Ist es nicht zufällig in dem Pfeffel-Kleiner'schen Kupferwerk enthalten, so müssen wir bitter verzichten, denn unsere neuen kunsthändlerischen Bilder zeigen uns in der Regel nur die imposanten n e u e n Bauten.

O eben du, mein werthes, steinernes Kleebatt, in welchem vielleicht Metastasio, oder einer unserer größten Slavisten, erst auch vom neuen Preußenkönig ausgezeichnet, gewohnt: wo bist Du? O ihr Grillenhäuschen des Stephansplatzes: wo seyd ihr? O du alter Schallenberg'scher Kasten, der du so viele Raritäten, Curiosa und Antiquitäten verwahrt, mit deinem bauchigen Erker: wo bist du? O du unermeßlicher und unvergeßlicher Passauerhof mit deiner Menge magerer polnischer Juden und ihren fetten Gänsen; und auch du uraltes Erlt'sches Süßlöchelmethhaus: wo seyd ihr? O du geräumige freundliche Prandau'sche Burg: wo bist du? O du fast tausendjähriges Branntweinhäusel unten am Katzensteig (nur eben so klein in Hormayrs Wien conterfeyt), und du noch älterer treppen- und gothischer mauerwerkschwangerer Zwettelhof: wo seyd ihr? Und du und du: wo seyd Ihr? Wo bist du und du? Wo seyd ihr und ihr? — Ausgetilgt bist du; für immer hinweg gefegt seyd ihr: Alle, Alle für immerdar; auf ewig!!

Wehe, wehe! Und nun suchen wir euer Conterfey, als unsern einzigen Trost. Denn die neuen, auf euren allerletzten Spuren, stolzen, himmelanragenden neuen Häuser! wir mögen sie nicht; sie sind uns, möchte ich sa-

gen, nicht legitim genug; wir können sie nicht leiden; wir mögen sie nicht umsonst! Nie werden wir uns mit ihnen befreunden! Die kahlen, flachen, monotonen Dinger, ohne Höfe, ohne Räume, ohne Licht und Luft; mit ihrer egoistischen Enge, und ihrer filzigen, zinserträgrischen Öconomie. Die ganze gemüthliche Wohnlichkeit, die ganze heimische Magie, die ganze alterliche Romantik sind dahin, dahin! Noch einmahl: Wehe, Wehe, und noch verschiedene Wehe!

Nicht aber Wehe, liebe gute Tante, ob des, über Alles liebreichen Taschnerhäusleins mit seinem wahrhaft himmlischen Raphael'schen Engel, mit den herrlichen beschattenden hohen plastischen Flügeln: nicht wehe! Denn ich habe mir eine sorgfältige, treue Zeichnung angefertigt. Und ich that dies mit dem lebhaften, ja glühenden Wunsch, daß sogar ein förmliches Gesetz den Leuten auferlege, von jedem solchen Haus ein kunstgerechtes Facsimile ämtlich zu hinterlegen. Die Selbstsucht, die Erbsünde, der abscheulichste Makel, das häßlichste Monogramm unserer Zeit, schließt alle edleren, rein menschlichen Gefühle aus. Geschwind nieder mit dem Alten; geschwind empor mit dem Neuen; geschwind Zins, Zins, Zins, so schnell als möglich, und so viel als möglich, so daß es auch nicht denkbar wäre, auch nur um ein Procent noch zu steigern.

Übrigens, meine liebe Tante, begnüge ich mich nicht mit dem Porträtiren des englischen Taschnerhäuschens. Ich weiß so manche alte, zum Theil historische Häuser, an die wohl auch recht bald die Reihe des Abtragens kommen wird, die schon lange auf der Rasirliste stehen. Von diesen will ich denn gleichfalls eine Zeichnung machen. Da ist das kleine Wirthshaus, Anfangs der Fischerstiege, welches

ich so für mich im Verdacht habe, eines der ersten Urhäuser Wien's zu seyn. Da ist ferner der Küßdenpfennig, in welchem, Ja oder Nein, der Hexenmeister Paracelsus gewohnt und das Abenteuer mit dem Münzstück gehabt. Da ist der Lazenhof, so hochwichtig und interessant als die Behausung des berühmten Historikers und Medicus Laz. Da ist das Türkenhaus in der Löwelstraße. Da ist der uralte Federlhof. Da ist das Wirthshaus im Fischhof mit seinen curiosen Stiegeleyen und seltsamem Gefenster — Alles so, wie man es auf alten Holzschnitten sieht*). Das eben verschwundene Nebenhaus mit den wunderschönen verschränkten drey Fischen habe ich schon. So etablire ich mir ein Album, liebe Tante, um es Ihnen zu Füßen zu legen.

Daß ich damit eilen muß, versteht sich, denn nie ist in einer Stadt, oder sonst auf dem Erdenrund so viel und so unbeschreiblich schnell gebaut worden, als seit ein Paar Jahren in Wien, besonders unter dem jetzigen, um die Verschönerung desselben so hochverdienten, energischen, unermüdlichen Bürgermeister. Die eine Seite eines alten Hauses ist noch nicht abgebrochen; auf der andern wird schon gebaut. Es steht der Vordertheil noch: rückwärts sind schon einige neue Zimmer fertig. Noch wird an den Grundfesten, an den Kellern gearbeitet: auf dem Dach springen schon die Spatzen herum. An der Dauer liegt freylich nicht viel. „Die Nachwelt hat auch noch nichts für uns gethan.“ Und es ist nicht mehr der Fall, daß

*) Niedergeschrieben den so und so vielten. Tags darauf geht man aus: man geräth in den Fischhof, und ach! o mein liebes Wirthshaus: wo bist du?

Bauen so viel sey, als die Ewigkeit anticipiren. Genug, man baut, um zu bauen.

Bey all diesen unerhört vielen neuen Bauten aber mangelt, und wird noch lange fehlen ein Gebäude für eine Anstalt, die noch keine Stadt dieses Erdenkreises haben kann und haben wird, als unser Wien. Warum? Weil nirgends anders die bedingenden Elemente sich so überschwänglich reich beysammen finden, als eben in unserem Wien.

Lachen Sie nicht, liebes Tantchen, denn es ist Etwas zum Lachen; die Anstalt, welche ich meine, ist in der That das Lächerlichste von der Welt. Sie ist nichts Anderes als eine Lach-Anstalt selbst. Ja ein Institut, ein großes Gebäude, in welches man sich begibt, um da gar nichts anderes zu thun, als zu lachen, und so lange, und so viel als möglich zu lachen.

Seht Ihr das Gebäude dort? Es ist das Lach-Institut. Schon von fern hört man laut den gemischten Schall der Lachenden. Wenn das alles vorbey ist, da kommen sie heraus, thränend von genossener Lachlust. Sie wischen sich die Augen; hoch und weit und voll athmen sie auf; es ist ihnen unaussprechlich leicht und wohl; sie sind glücklich. Will man mehr seyn als das? „Ey, ey, mag Mancher sagen: das ist zum Lachen.“ Ey, ey, diene ihm zur Antwort: das ist es eben.

„Wohin reisen Sie?“ 103 Meilen weit. „In welcher Angelegenheit?“ Ich will lachen; ich muß lachen.

Lachen heißt glücklich seyn. Während der Periode des Lachens selbst sind alle störenden Elemente weggebannt; der Lachgeist hat alle Sorgen, allen Ärger, allen Schmerz getödtet. Vielleicht ist das Lachen das reinste, vollkom-

menste, höchste Glück. Und dennoch hat Wien keine — Lach-Anstalten. Institute, in denen alle Stoffe und Formen dessen, so Lachen erregt, producirt würden, natürlich sehr verschieden von dem lediglichen Comödiespielen und Pantomimen-Wesen. Der Arzt würde dann sagen: Wissen Sie was, ich verschreibe Ihnen wöchentlich dreymahl die Lach-Anstalt.

Ich weiß, beste Tante, daß Sie meine Vision meiner Lachanstalt recht kindisch finden werden. Alles Kindische ist heiter; alles Heitere ist lustig und macht lustig. Darum höre ich auch nicht auf zu beklagen, daß unser großer Sonnenfels den Hannswurst vertrieben. Schade um den Hannswurst! Schade um Alles, was lachen macht! Herbey mit Allem, was Lachen erregt!

Kommen Sie aber, liebe Tante, noch vor der Errichtung dieser Lachanstalten in die Arme ihres zärtlichen Neffen.

Lambecks Commentare.

Zu den Büchern, die eigentlich noch gar nicht ausgebeutet, gehören **Lambecii commentarii de bibliotheca caes. Vindobonensi.** Ganze Reihen von Perlen für Historie, Literargeschichte, Biographie; für Anecdotik, Curiosität, Amönität ꝛc. Diese acht Folianten sind ein Herculanum. Ich habe die erste Ausgabe vor mir. Hier nur einige Fingerzeige.

Band 1. **Ad historiam Poloniae** (S. 53). Autographische Briefe des Sambucus (55). — Band 2. Über die Benennung Wien (1). **Guidonis decreta hungar.** (68). **Caroli magni epistolae** (320). Fugger Ehrenspiegel (510).

Mellicensi historia (627). Martinus Polonus (860). Elisabetha beata (879). Leopoldi march. generatio (916). Eschenbach (980). Asini testamentum (984). Iter Budensis (Corvini biblioth.) (989). — Band 3. Sambucus Briefe an Blotius (autographisch) (291). Trithemii autographa (342). Lobkowitz (345). Cotta. Zur Genealogie der altrömischen Familie, von welcher die der berühmten Buchhändler abstammt (363). — Band 7. Christi genealogia (341). Basiliscus Vindob. (401). — Band 8. Sambucus Porträt. — An Kupferstichen überhaupt viele merkwürdige Facsimile des Dioscorides-Codex, der mexicanischen Handschrift auf Menschen- oder Hirschhaut, der prächtigen Initialen und Arabesken der Wenzel-Bibel, des Senatus-Consult, der Smaragdschüssel, der August-Apotheose (diese verkehrt), Carl des Kühnen Porträt, Halsband und Hut 2c. — Auch in dem zu Lambecius zu stellenden Catalogus des Nessel steckt Manches, wie in Kollars Analecten, so auch dazu.

Josephsplatz.

Es würde schwerlich auffallen, ja man man könnte es ganz in der Ordnung finden, wenn man annähme, daß der Josephsplatz deßwegen diesen Nahmen trage, weil er die Statue dieses unvergleichlichen Fürsten trägt. Inzwischen verhält es sich damit nicht also. Der Platz hieß schon viel früher Josephsplatz; und deßhalb auch, weil er sich ganz dazu eignete, schmückte man ihn mit dem würdigen Denkmahl. 1769 bedurfte das Bibliothekgebäude neuer Fundamente und Schwibbogen. Diese erhielt es auf Josephs Befehl, wie es aus der nachträglichen Inschrift ersichtlich,

welche lautet: **Josephus II. Rom. Imp. et Maria Theresia Mater Augg. Fundamentorum et Fornicum substructione restaurari juscerunt CIↃIↃCCLXIX.** Der Kaiser ließ auch die Mauer, welche von der Augustinerkirche bis zur Reitschule lief und den schönen Platz absperrte, entfernen. Von dieser Zeit an heißt er der Josephsplatz. Noch früher der Tummelplatz.

Erinnerung an das Aufgebot 1797.

„Es gibt einen Ruhm, unabhängig vom Erfolg“ — Worte, die auf das Wiener Aufgebot von 1797 Anwendung finden.

Mantua war gefallen; Bonaparte über die Piave vorgedrungen, über den Tagliamento; in der Steyermark Herz.

Wien zitterte. Leute des Geburtsranges, Leute des Mammons flohen. Aber Kaiser Franz zitterte nicht und floh nicht. Er kannte die Tugend und die Kraft seiner Wiener-Bürger. Er baute auf sie, und später noch oftmahls: er hat sich nie in ihnen geirrt. Auch die Kaiserinn zitterte nicht und floh nicht. Theresia besaß den Muth eines Mannes.

Die Schulen schloßen sich; es schloßen sich die meisten Cassen. Der Präsident der Regierung, Graf Saurau, redete zu den Bürgern. Ein Hauch; und sie waren Flamme, sich selbst, ihre Söhne, ihre Untergebenen als Krieger zu kleiden, zu bewaffnen, zu verpflegen. Der große Arzt Quarin sprach zu den Studirenden: Sie schloßen sich an. Der Herzog von Würtemberg, Commandirender Innerösterreichs, läßt als Freywilliger sich einschreiben; voll va-

terländischer Glut wirkt, ordnet, opfert er. Das Volk jubelt ihm zu. Der Kaiser kommt dem Wunsch der Wiener zuvor, und ernennt ihn zum Oberbefehlshaber.

Binnen acht Tagen haben sich über achttausend Freywillige gesammelt, darunter tausend Musensöhne. Den 11. April paradiren sie vor dem Monarchen und seiner Gemahlinn auf dem Glacis. Zarte Jünglinge sieht man darunter und morsche Greise, Hunderte ohne soldatisches Kleid; Werkleute von der Arbeit weg, Mittellose in schadhaftem oder geschenktem Anzug; einen alten Mann in krebsrothem Frak, die schlechten Schuhe mit Spagat befestigt. Lauter Helden, lechzend nach Kampf für den heimischen Herd. Tags darauf sind 37,000 Streitlustige aufgezeichnet. Alles wird in Vertheidigungsstand gesetzt, ununterbrochen, wiewohl bereits den 9. die Kunde des Judenburger Waffenstillstandes eingelangt.

Es rückten 32,000 Freywillige den 14. in die Verschanzungen am Wienerberg, des Praters und der Brigittenau ein. Unter Schmutzer gestaltet sich das Corps der akademischen Künstler; es bildet sich das der niederösterreichischen Stände; durch den Fürsten Johann Liechtenstein jenes der Reiterey; das des Handelsstandes steht schnell und zahlreich da; die Tischlerinnung zählt 1500 Mann. Diese entschlossene Zunft, sich durch einen eigenen Eid verbündend, nicht von einander zu weichen; jeden Feigling für immer zu ächten, erhält ein selbstständiges Banner, noch jetzt bey der Frohnleichnahmsfeyer geführt. Alle Classen fahren fort, Mannschaft zu liefern, Kleid, Wehr und Geld.

Die Fahnenweihe auf dem Glacis erfolgt den 17., sofort der Ausmarsch zur Nußdorfer Linie, bestimmt über

Lilienfeld nach Steyermark. Tags darauf aber geschah zu Leoben die Unterzeichnung der Friedens-Präliminarien. Die muthbegeisterte Schaar kehrte den 3. May nach der Heimath zurück, zwischen dem Schotten- und Burgthore drey Treffen bildend. Der Herzog von Würtemberg entließ sie mit einer anerkennenden, ergreifenden Rede. Auf den Versammlungsplätzen wurden die Waffen abgegeben; Jeder kehrte zu den Seinen zurück. Saurau und Würtemberg wurden Ehrenbürger Wiens, wofür Jeder dem Magistrate einen großen, silbernen Pocal verehrte. Ihre Bildnisse wurden im Rathsaale der Universität und im bürgerlichen Zeughause aufgestellt zum wohlverdienten Gedächtniß.

Der Kaiser, in gerührter Würdigung so patriotischen Aufschwungs, beschloß, jedes Mitglied des ganzen Aufgebots mit einem geeigneten Andenken zu betheiligen. Er ließ eine Silber-Medaille prägen; auf der Vorderseite sein Bildniß mit der Umschrift: „Franz II., röm. Kaiser, Erzherzog von Österreich;“ rückwärts ein Kranz von Eichenblättern, darin die Worte: „Den biedern Söhnen Österreichs des Landesvaters Dank.“

Diese Gedächtnißmünzen wurden im July und September im großen Gebäude des Augartens ausgetheilt; mit der Bewilligung, sie an einem schwarz- und gelbseidenen Bande zu tragen. Der Herzog, Graf Saurau, die Kreishauptleute, die Regierungsräthe und die Professoren der Universitäts-Brigade erhielten sie von Gold.

Mehrere Jahre ward der 17. April als förmlicher Feyertag gehalten; die kriegerische Begeisterung von 1797 kann nur mit der von 1809 verglichen werden.

Was von den reichlich zugeströmten Summen erübrigt, wurde verwendet, die offenen Canäle der Jägerzeile in

gedeckte zu verwandeln, und sie in die nahe Donau zu leiten.

Unser Wiener = Bürgersmann vor 40 Jahren.

Trug er etwa einen kurzen, engen, schwarzen Capot und ein langes, weites derley Beinkleid von feinem 12 Gulden Tuch? mit Seide gefüttert? Mit nichten! er trug einen langen lichtgrauen Frack vom ordinärsten Halbtuch mit Leinwandfutter, und ein kurzes, enges Beinkleid von demselben Stoff, die Elle zu 2 fl. 30 kr.; oder von noch ordinärerem dunklen sogenannten Zeug. — Etwa ein kurzes, enges, aber pretiöses Caschmir = Gilet, und ein weites, großes Seidenhalstuch? Mit nichten! Eine lange, weite Weste von Wallis, oder von rothem oder von schwarzem Casimir; eine einfache weiße Halsbinde vorn mit zwey Zipfeln. — Etwa Schmidt'sche Sonnenglanz = Stiefel? Mit nichten! Starke Land = und Wasserschuhe und weißzwirnene Strümpfe. — Etwa eine goldene Repetier oder Cylinder-Uhr? Eine goldene Dose mit Pariser Rapee? Mit nichten! Eine Uhr von Silber, eine Frankfurter Erdäpfel-Dose mit Brünner und Schwarzgebeiztem.

Wie lange dauert der schwarze Capot? Ein halbes Jährchen. Wie lange der graue Frack? fünf bis sechs volle Jahre. Wie lange dauert der fünf oder sechs Guldenhut? Ein halbes Jährchen. Wie lange der zwey, drey Gulden-hut? Mehr Jahre als Gulden. Hatte er, was selten der Fall, einen Mantel; der dauert ein Viertel Jahrhundert. Hatte er, was selten der Fall, ein Paar Stiefel, nähmlich Kappenstiefel: die dauern ein Achtel = Jahrhundert.

Waren seine Meubel etwa von fournirtem Nußbaum, oder gar von Mahagony? Mit nichten! Sie waren von massivem Eichenholz. Die Polsterung etwa mit Damast, oder Seide, oder Maroquin? Mit nichten! Rohrgeflecht, Strohgeflecht, zuweilen Leder; Sessel wenige; mehrere Bänke. — Waren sein flaches, kurzes, schmales Bett, seine Fenster etwa mit Mousselin- oder Seiden-Draperie verziert? Mit nichten! Das lange, breite Bett hoch aufgepolstert; kaum eine Überdecke; Fenstervorhänge von grüner Leinwand, an messingenen Ringelchen laufend. — Hatte er etwa Ankleidespiegel, Spieluhren, Bronce-Leuchter, Gaslampen? Mit nichten! Er hatte einen mittelgroßen Familienspiegel; eine derbe Familien-Gewichtuhr; ein Paar Messingleuchter mit gegossenen Unschlittkerzen, unten mit einem grünen Streifen, zuletzt auf ein Profitchen (Sparerl) gesteckt. — Waren seine fünf, sechs parquettirten Gemächer etwa so mit Arabesken ausgemahlt? Mit nichten! Seine zwey, drey Zimmer waren schneeweiß, von den Dielen auf mit einer schuhhohen gelben oder eisengrauen Bordur angestrichen. Eines dieser Zimmer zuweilen mit grüner oder blauer Mahlerey, zwey, drey Gulden kostend.

Wie lange dauern die fournirten Nußbaum-Meubeln? Wenn sie von der Sonne nicht beschienen werden, was in der Stadt meistens der Fall, so dauern sie wenigstens zwey Jahre. Wie lange die von Eichenholz, von Generationen-Holz, von Jahr zu Jahr schöner, dunkelfarbiger, und spiegelglatt vom Bohnen? Die dauern längstens ein Jahrhundert.

Bestand seine tägliche Mahlzeit vielleicht aus fünf, sieben Speisen, darunter Braten mit Salat, und was

für Braten? dazu etwa abscheuliches Bier oder noch abscheulicheres Wasser; wöchentlich einige Mahle Champagner? zuletzt Caffeh, Liqueure? Keineswegs! Sie bestand aus Suppe, Rindfleisch mit Gemüse, einer ordinären Hausmehlspeise. Dazu eine Halbe Mailänderbier oder weißes, voll Hopfensubstanz, die Maß 6 kr.; oder ein Seitel Österreicher, die Maß 8 kr. oder 12 kr., mit Wasser vermischt. Wöchentlich einmahl, am Donnerstag, wie an Sonn- und Feyertagen, ein tüchtiger Kalbsbraten vom Spieß mit Salat, dazu eine Halbe 16er in geschliffener Flasche; zuletzt ein Täßchen Caffeh. — Schmauchte er, alsogleich nach dem vorletzten Bissen etwa Knaster aus einem Merschaumkopf, oder amerikanische Cigarren das Stück zu 15 kr., so auch zehn bis zwanzig des Tages? — Warum nicht gar! Er rauchte so gut als gar nicht. Er war unschuldig. Er schämte sich, zu rauchen und von Tabak zu riechen, wie man sich jetzt schämt, nicht von Tabak zu riechen aus Mund und Kleidern. Wenn er zuweilen dazu kam, schmauchte er mit verzogenen Mienen aus einer langen cölnischen Thonpfeife, und blies kleine bescheidene Wölkchen, und spülte sich dann recht fleißig den Mund aus, denn er schämte sich.

Ging er etwa gleich nach Tisch in das Caffehhaus, ein paar Stunden Tabak zu dampfen, zu plaudern, zu gaffen, inhaltlose Zeitschriften durchzublättern, Billard oder Whist zu spielen? **Point du tout!** Was hätte er denn da machen sollen? Er verweilte noch ein Stündchen bey seiner werthen Familie und ging dann an seine andern werthen Geschäfte.

Des Abends? ging er in die Comödie, oder ging er, oder fuhr er zum Sperl, oder ritt er zu Dommayer, um

da wieder zu dampfen, zu zechen, zu champagnisiren, Kurzweil, Koserey, Tänzerey zu treiben bis gegen Mitternacht? — Mit nichten! Des Abends, gemessenen Spazierschrittes, wandelte er um die Bastey, oder ein wenig auf die Bastey zu Milano, oder auf das Glacis, häufig mit der werthen Familie, der kleinen detto etwelches Obst, auch ein Kipfel spendirend, mit der größeren, der Liebsten, über Geschäfts-, Hauswirthschafts-, Kinder- und Schulsachen, vom Herrn Lehrer, von der dritten Classe verkehrend, so allerhand über Gegenwart und Zukunft. Wie es 8 oder halb 9 schlug, nach Hause zum frugalen Souper, und Punct 10 zu Bette. Zum Casperl oder in's National-Theater, so alle 4 bis 6 Wochen. — Machte er keine Ausnahme? O ja! Gingen nähmlich die Geschäfte passabel, so ging man auch passabel am Donnerstag entweder zum Derfus oder zu den sieben Churfürsten, zum grünen Thor, oder zur Schlange, oder zu den fünf Lerchen, auf eine Portion Kalbsbraten à 6 kr., auf eine Halbe 12r, und war vor 10 Uhr wieder zu Hause.

An Sonntagen? Verfloß da einer ohne Landparthie in die Brühl, nach Baden, nach Weidlingau? An Sonntagen — ja, ohne Landparthie verflossen nur wenige. Denn ging es nicht in den lebens- und lustwimmelnden Prater, so ging es, aber im Wortsinn zu Fuße, nach Schönbrunn, nach Weinhaus, nach Gersthof, nach Dornbach. Die Sommer, selbst die Frühlinge waren damahls noch warm. Es wurden ein paar Maß Bier getrunken; den Rettig, die Butter, das Hausbrot ließ man sich recht wohlfeil und recht gut schmecken; man schob Kegel, wobey die Frau Liebste zwey Kegel vorhatte, und das Recht, anzuwanden. Da fängt es an zu dunkeln, und man bricht auf, nach

Hause; zur Ruhe, zu Bett, „Kinder, zu Bett; liebe Marie, zu Bett!“

War etwa jeder Tag der ganzen Woche ein Sonntag? Mit nichten! Es gab damahls noch Wochentage.

Kostete etwa ein solcher Sonntag 20, 30 Gulden? Warum nicht gar! Er kostete 47, 49 kr., oft 49½ kr., denn man führte bey sich Exemplare von ¼ und ⅛ kr. oder Heller, als Current-Münze, die man jeden Augenblick brauchte, und noch nicht wegwarf, wie die ganzen Kreuzer jetzt. Deßhalb führte man auch kleine viereckige Brieftaschen von rothem Maroquin zum Zusammenstecken bey sich, in denen die Ducaten.

War er denn, ad vocem Ducaten, alle Augenblick in Geldverlegenheit? Mit nichten! Ja, in seinem grauen Rock, in seinen Geschäfts- und Hauscassen steckte allerhand Geld; ganze Ochsenblasen voll Groschen und Fünfer. Er war seine eigene Sparbank, und sein Herd war ein natürlicher und reeller Sparherd, weil die Sparherde noch nicht erfunden waren.

Spielte etwa der Wohlhabende den Reichen, der Reiche den sehr Reichen, der sehr Reiche den Millionär? Jeder wollte vielleicht dreymahl mehr scheinen als er wirklich war? Mit nichten! es war umgekehrt.

War etwa der Bürgerstand hundertmahl luxuriöser, als 40 Jahre zuvor der Adel! Mit nichten! Es gab nur Herren „von,“ die es wirklich waren.

War es vielleicht vor 40 Jahren so wie jetzt? Mit nichten! — Wird es etwa wieder nach 40 Jahren so seyn, wie jetzt? — Mit nichten. — Wird es vielleicht so seyn, wie vor 40, respective 80 Jahren? Wer weiß! haben wir Geduld! warten wir ab! Denn noch 40 Jahre lang wird

doch Jeder von Uns noch einen kurzen, schwarzen Capot tragen?! Wie??

Wiens Caffehhäuser vor etwa vierzig Jahren.

Gar so weit denke ich nicht zurück, um als Augenzeuge zu wissen, wie es in dem Erstlings-Caffehhause Wiens auf dem Stockimeisenplatze, das Koltschitzky so anno 1683 — 84 errichtet, ausgesehen. Darüber vermag ich wahrlich keine genaue Auskunft mehr zu geben, obschon es erst seit der zweiten und vermuthlich letzten türkischen Belagerung her ist, und der Marquis St. Germain ein guter Freund von mir war.

Aber wie die Wiener-Caffehhäuser vor circa 40 Jahren beschaffen, schwebt mir noch ziemlich lebhaft vor.

Die kündigten sich durch ihr Äußeres schon von ferne an. Einige großmächtige Türken, oder ein servirender Marqueur oder Mohr, oder einige im Act des Caffehgenießens oder Billardspiels begriffene Gäste, auf den mächtigen Ladenbalken mit grellen Farben abgebildet, invitiren uns; noch mehr aber winkt uns eine ungeheure, blinkend gescheuerte Caffehkanne von Messing heran, die wohl einen halben Eimer halten kann. Sie ist an einem freyen Fenster angebracht, mit einer Kette befestiget, oder von einem kleinen Mohren gehalten, denn so große Mohren als die Kanne selbst, hat es nie gegeben.

Es riecht gar aromatisch aus diesem Locale heraus. Treten wir ein!

Das ganze Ameublement nicht von Marmor, nicht von fournirtem Nußbaum, nein, sondern von gediegenem

Eichenholz, glatt und spiegelhell gebohnt. Breite, hochgepolsterte Bänke und derley geräumige Sessel, mit Roßhaar gepolstert, mit schwarzem Leder überzogen; das ist ein commodes Sitzen! Nehmen wir Platz!

He Marqueur! Ein betagter Mensch. Es waren damahls noch keine jungen Marqueurs auf der Welt, noch keine solchen incroyablen Garçons. Unser Marqueur ist ein sehr gesetzter Mensch, 50 und wohl darüber. Er ist natürlich frisirt. Ober jedem Ohre ein Würstchen, die Haare rückwärts als stattlicher Zopf, die Haare gepudert. Eine erge weiße Halsbinde rückwärts mit einer weißmetallenen großen Schnalle. Ein enges langes Gilet von rothem Tuche mit zwey Reihen grober Metallknöpfe; eine grüntuchene Jacke; enganliegende, kurze, schwarze Beinkleider mit Schnallen; gestreifte Strümpfe, Schuhe mit großen Schnallen, eine grüntuchene Schürze; rückwärts mit einer messingenen Kette oder Schließe!

So ist der liebenswürdige Junge beschaffen, der uns bedient. Marqueur: einen Weißen! Damahls gab es noch keine „Melange.“ Der Weiße kommt. Auf einer großen Messingtasse stehen zwey Kannen von demselben Metall: Milch und schwarz zu beliebiger Mischung, daneben eine ungeheure Zuckerschachtel auch von Messing in Gestalt einer Charnier-Dose, so voll gestoßenen Zuckers, daß er zu zwölf Portionen hinreicht. Man kann nehmen, so viel man will, es liegt gar nichts an diesem weißen Pulver; es wird aufgesetzt, wie das Salz in der ganzen Welt, wie der Käse in der ganzen Schweitz, wie die kleinen Gurken in dem ganzen Mähren rc. Es kostet nichts! Nehme wer da will! Und man nahm aus dieser großen Dose mit messingenen Löffeln so viel man wollte, und eben

deßhalb viel weniger als jetzt. Auf der Tasse liegen zur Auswahl ein gewöhnliches Kipfel und ein sogenanntes eyernes; aber mit dem verdammten Glase Wasser auf der Tasse sind wir verschont.

Wir legen für den Caffeh drey Kreuzer hin, so wenig Geld gab es damahls; drey Kreuzer. Ein Paar Jahre darauf hieß es, er werde bald vier Kreuzer kosten. Richtig! Aber die Caffehsieder-Innung hielt den Fall für so erheblich, daß sie ihn durch die Zeitung bekannt machte, und sich darin höflich entschuldigte, um einen Kreuzer steigen zu müssen. Wie gewissenhaft!

Neben uns sitzt ein Herr, der schlürft ein großes Glas Aqua d'oro, in dem man die Goldplättchen umherschwimmen sieht. Die Triester Bastflasche bleibt auf der Tasse stehen. — Der Herr kann unbeobachtet eingießen so viel er will; er begnügt sich mit einem Glase, und legt einen Groschen hin.

In einem dunkeln Winkel huckt ein anderer Gast, im allerletzten Zimmer, wohl 40 Schritte fern. Welch aromatischer Duft bis zu uns her: die Citrone, der Rhum, der echte Thee! Der Gast schlürft ein Glas Punsch. Damahls gab es noch keine Essenz. Alles war frisch aus den Original-Ingredienzien selbst. Ein großes Seitelglas, Preis ein Siebzehner. Sehr natürlich, denn es gab damahls viel weniger Geld und viel weniger Gäste in den Caffehhäusern. Alles sehr natürlich.

Unter diesen nicht vielen Gästen spielen mehrere Damenbrett, viele aber Schach, so à la Allgayer und à la Ankerberg. Wenige lesen in den Zeitungen, deren es fast gar keine gibt. Da ist die Wiener-Zeitung, in klein Quart auf abscheulichem Papier, die nur Mittwoch und

Samstag erscheint; da ist die Augsburger **NB.** Moll'sche politische Zeitung; da ist die Neuwieder: Gespräche aus dem Reiche der Todten; Punctum mit den Zeitungen! Noch keine Spur eines literarischen oder belletristischen Journals. Man kümmerte sich blutwenig um die Comödie, um schönwissenschaftliche Literatur; man hatte noch kein Glas Wasser auf der Caffehtasse stehen.

Man hatte aber auch noch keine Fidibus. Kein Mensch rauchte Tabak, so gut als Niemand. Man hielt gar keine Pfeifen, höchstens ein Paar cölnische, für außerordentliche Fälle. Damahls rauchten gerade so viele Leute, als jetzt nicht rauchen, während es sich mit dem Tabakschnupfen vielleicht gerade umgekehrt verhielt. Hätte sich einer unterstanden, Tabak zu rauchen: „Der ungeschliffene Mensch; er stinkt vom Rauchtabak wie ein Kutscher; ich verbiethe ihm das Haus. Pfui! auf zwanzig Schritte schon riecht man ihn. Seine Kleider sind durchräuchert; er riecht aus dem Munde; es ist nicht auszuhalten! Marie mit dem Menschen darfst Du keinen Umgang haben!“

Aber ein Paar Dutzend Jahrr darauf lautet es ganz anders: „Das ist ein curioser Mensch; er raucht nicht einmahl Tabak; das ist ein wahrer Sonderling, das! Marie, laß den Menschen!“

Was stinkt denn da so unausstehlich? Ja, dort in der Fenstervertiefung da steckt ein alter Herr, der raucht aus einer langen cölnischen Pfeife. Er genirt sich; er bläst nur kleine Wölkchen vor sich hin; aber es ist doch nicht auszuhalten. Gehen wir da hinüber; sehen wir ein wenig Billardspielen zu.

Billard! Ha welch ein Elephant! Diese massiven Füße mit dicken Querbalken verbunden; die ganze unge-

heure Maschine am Boden angeschraubt, daß sie ja nicht entwische. — Billard! Es ist ja eine Kegelbahn! Wie schmal und lang! 3, 4 Quadrate in der Länge. Da stößt man mit ungeraden Stöcken aus einem Stück kleine Kügelchen herum. Fällt ein solches in ein Loch, so läutet ein unter diesem Loch hängendes Glöckchen gar lieblich und hell, damit man doch höre, daß das Kügelchen hineingefallen, wenn man es nicht gesehen haben sollte. Man spielt die langweilige spanische Parthie oder Pyramide, sehr selten die italienische, noch seltener à la guerre; à la guerre spielt man mit so und so viel Bällchen als Spieler, dabey immer auf den entferntesten Ball. Die dazwischen stehenden müssen also weggenommen und ihre Stelle muß bezeichnet werden. Das ist aber gar nicht umständlich: man macht den bezeichnenden Punct mit Haarpuder. Alle Spieler haben ja noch schneeweiße Haare.

Man spielte besser als jetzt, aber nicht so leicht und frey als jetzt; der Wendepunct der ganzen Spielpraxis war noch nicht eingetreten: Der epochenmachende trockene Stoß, coup sec (so häufig Cosett, ja sogar Corsett benahmset). Der coup sec machte Anfangs erstaunliches Aufsehen; es war wie Hexerey. Er war die Reformationszeit des Billardspiels.

Das Spiel war theuer; vier gute Kreuzer die Parthie, und man spielte mit Eifer und gut. Jetzt ist es wohlfeil, und man spielt nachlässig und schlecht.

Vor ein paar Dutzend Jahren gab ein Caffehhaus im Zustande der Beleuchtung einen vollständigen Scandal, An einigen Wandleuchtern von Zinn einige tropfende Unschlittkerzen; und dann erst die Illumination der Billards! Ebenfalls mit solchen Kerzen, 4—6 auf jeder Seite; ein

Tragschämel dazu; der Marqueur hatte nichts zu thun, als auf und ab zu klettern, und zu schnäuzen. Die Herren Billardspieler warteten indeß ein wenig, bis es aufhörte stockfinster zu seyn. Man war in puncto des Lichtes überhaupt sehr genügsam. —

Denkt man noch an die Caffehhäuser in specie nach, so fallen Einem einige besonders interessante ein.

Da ist das Milano'sche in dem Locale des jetzigen Daum'schen. Vollgepfropft zum Ersticken, von lauter Leuten, die nichts verzehrten; lauter Gaffer, meist aus der Vorstadt im Hin- und Hergehen. Wirklich so vollgepreßt, daß man nicht schliefen konnte. Wie der alte Milano mit seinem originellen Nationalgesicht, mit seinem weißtuchenen weiten Frack, den abgetragenen dreyeckigen Hut auf dem Kopfe, sich kriechend herum drängt, vergebens bittend, flehend, drohend corpo di Dio maledetto, Alles umsonst; kein Mensch geht fort. Im letzten Zimmer, die zahlreiche à la guerre jeden Abend: guter uralter Banchieri, wie schwitztest Du bey Deinen zitternden Stößen, wie fluchtest Du in leisem Gemurmel, wenn Du gemacht wardst?

Bey Milano auf dem Kohlmarkt, wie bey ihm in seinem großen Zelte auf der Burgbastey, jenseits des grünen Wallbrückchens, das durch Georgels Memoiren historisch geworden (sein Abenteuer dort in Rohans Dienst —), bey Milano war Alles gut und billig wie bey seinem Übernehmer Corti. Seine Milch, sein Caffeh, seine Limonade, sein Punsch, sein Gefrornes waren einzig!

Corti's Zeit (Ecke der Nagler- und Bognergasse) fiel in die Periode der Continental-Sperre. Das war das

Caffeh=Interregnum: „Die caffehlose, die schreckliche Zeit!“ Wie köstlich schmeckte der Caffeh, weil er verbothen war! Der industriöse Corti ersann allerhand Surrogate; unter Andern rothen Würzwein; der war delicat, aber doch kein Caffeh!

Etwas früher imponirte eine Zeitlang ein silbernes Caffehhaus im Schabdenrüssel im ersten Stock. Da war wirklich Alles von Silber, war nur immer von Silber seyn kann, und Alles von Mahagony, was nur immer von Mahagony seyn kann. Der Caffeh selbst, nicht von Silber und nicht von Mahagony, wie billig nur Nebensache: nu, ganz passabel. Einige Zeit darauf dislocirte der Inhaber seinen Schank auf das Rothethurmthor. Da war ein artiges kleines Haus. Neu war da ein Pianoforte, aber nicht neu die Nebensache: der Caffeh.

Bey Hugelmann, Anfangs der Leopoldstadt, fand man die besten Billardspieler, wie in der Krone die besten Schachspieler. Man reiste zu Hugelmann, um zuzuschauen. Da war ein gewisser Reich, ein gewisser N. N.; ungarische Marqueurs spielten vortrefflich, machten drey Parthien auf einen Stoß aus mit den ersten enormen Bällen. Das war Alles noch in der antediluvianischen Periode, in der Zeit der lieben Unschuld, der glücklichen Unwissenheit, noch vor der Buchdruckerkunst, noch vor der Erfindung des welterleuchtenden coup sec, dieses entscheidenden Compasses. Bey Hugelmann war die Universität des Billardspieles. Jetzt geht die Universität zu Adami. —

Die Madame Lechner auf dem Hohenmarkt machte auch etwas Epoche. Dann wurde ein deutsches Frühstück erfunden, eine Art Weinsuppe, und Santé=Chocolade, in der Kärnthnerstraße zu den drey Löwen; wirklich recht

substantiös. Das kleine Kramer'sche Caffehhäuschen im Schlossergassel, in welches viele Schöngeister kamen, ist nicht zu übersehen; der vorige „Papagey" und die „Wiener-Zeitschrift" 1843 haben davon geschwätzt. Ein rundes Billard, Ecke der Rauhensteingasse und Himmelpfortgasse, wurde selbst bald wieder eckig; ein rothes, bald wieder vernünftig grün.

Eine Abnormität anderer Art war bey Werschmied (oder Wirschmitt, ich weiß nicht) auf dem Neuenmarkt. Bey Werschmied, wo der Caffeh immer vortrefflich, ganz vortrefflich (und fort bis auf seinen jetzigen braven Nachfolger inclusive), war es Jahrhunderte lang Tag und Nacht ewig Nacht. Wie vor der Schöpfung das Chaos, verschlang ewig dichter und dicker Nebel den wackern Werschmied sammt seinen Gästen und Getränken und Lichtern zu ebener Erde wie über der Erde. Hier auf diesem einzigen Punct wurde mehr und ärger Tabak geraucht, als in ganz Wien zusammen; in seiner Art gewiß nicht unmerkwürdig, denn hier athmeten Menschen 60 — 80 Jahre lang &c. Es wurde damahls bey Werschmied so erschrecklich stark geraucht, als jetzt in allen Caffehhäusern und überall geraucht wird; wo irgend eine lebendige Seele Athem aushaucht, ist dieser Athem, diese Luft nichts Anderes als eine Tabakwolke.

O würdiger steinalter Stein, wie recht hast Du mit Deinem amor capnophilus!

Dieß sind so ziemlich alle meine Reminiscenzen, der ich nie ein eigentlicher Caffehhaus-Frequentant gewesen. Ein solcher wird Interessanteres, Richtigeres und mehr wissen. Möge er es auch ausplaudern!

Und schreibt irgend einmahl Einer etwas Durchge-

führtes über das Caffehunwesen, so möge er ja nicht versäumen, unsers großen, preiswürdigen Hammer-Purgstall köstliche Worte anzubringen:

„Der Caffeh ist wie das Mädchen, das braune
Das bey Tag uns erheitert, und bey Nacht uns den Schlaf raubt.“

Guten Tag! Gute Nacht!!

Billet an mich selbst.

Wie konntest Du auf den marmornen Jüngling vergessen? Wenn Du nicht irrst, so hast Du geirrt. Aber waren denn jene niedern Marmorhallen nicht das Morgenroth des caffehhäusischen Gusto? Wie ist es möglich, Jünglings Caffehhaus nicht zu nennen?! Kannst Du das verantworten, Du leichtfertiger Tavernen-Topograph? Und vermagst Du Dich nicht zu besinnen, damahls vielleicht selber ein marmorner Jüngling, so laß Dir sagen, daß jene Hallen, als sie sich zuerst aufgethan, in ganz Europa staunende Bewunderung erregten. Der helle Glanz des schimmernden gelben und grünen Marmors der zwey Gemächer blendete Aller Augen; die plastischen Verzierungen, die Arabesken, die vergoldeten Lichterstangen, das geschmackvolle Ameublement fesselten den Blick. Europa und die über den Donauspiegel neidisch heraufblinzelnde Türkey riefen Bravo.

Und von allem dem sagst Du kein Wort? Wo warst Du denn damahls? He? Gewiß allzuoft darneben auf der hohen Schule des Billards, bey Hugelmann, oder wenigstens hinter dessen grünem Holzgitter unter den dritthalb Bäumen, auf die Equipagen zu gaffen? So vergißt

man oft das Nächste, bis es zu spät, wie jetzt, wo der marmorne Jüngling sich mit seiner Nachbarschaft verheirathet, und aufgehört hat, Jüngling zu seyn und Jüngling zu heißen.

Das ist Eins, mein luftiger Historiker. Das Zweyte ist das „National-Caffehhaus!“ Warum sagst Du kein Wort von dem National-Caffehhaus? Weißt Du nichts davon, der Du immer in nationalen Dingen travaillirst? Höre denn: Die National-Taverne war allerdings eine ganz gewöhnliche und zwar an der rechten Ecke der Schotten-Teinfaltstraße (wo jetzt der ehrenwerthe Kloger Caffeh und Zucker in etwas größern Portionen consumiren läßt); aber an den Läden stand mit großen Lettern gemahlt: „National-Caffehhaus.“ Wie kann man solche Sachen übergehen?

Gleich setze Dich hin und schreibe mir folgendes Billet:

Mit dem marmornen Jüngling und mit dem Eckcaffehhause hast Du ganz recht, aber Du mußt wissen, ich schrieb aus dem Stegreif, und betitelte mein Aufsätzlein: „Wiens Caffehhäuser,“ nicht „die Wiener-Caffehhäuser.“

Schließen wir das Geplauder mit einem Marqueur! Von Kolschitzky hat man noch mehr als Eine treue Abbildung (das treffliche Caffehhaus der Himmelpfortgasse hat auf dem Balken eine der besten). Wie aber vor etwa vierzig Jahren ein Marqueur ausgesehen: davon existirt meines Wissens nur Ein Conterfey, und zwar auf einem Fensterladen im Hof des Schlegel'schen Caffehhauses. Weder auf der Straße noch in einem Hofe schämten sich damahls die Caffehwirthe, aller Welt, also auch denen, die nicht lesen können, auf den ersten Blick sehen zu

lassen, daß da ein Caffehhaus sey, daß ihr werther Nahme einem Mann angehöre; der ein öffentliches Gewerbe hat.

Für die Erzgebirger.

„Wer schnell, gibt doppelt.“

Herr von Pst that nichts als blättern.

Des Morgens, nachdem er sich aus seinen Kissen und Decken herausgeblättert, schlürfte er seine Theeblätter. Dann verdampfte er seinen feinen Blättertabak. Dann blätterte er sich in seine Kleider hinein. Dann ging er aus, die Zeitungen durchzublättern. Dann blätterte er sich ein paar Stunden auf den Promenaden, unter den Leuten herum. Dann gab es in dem Speisebuch des Casino genug zu blättern, und endlich, aber etwas weniger an den langen und langweiligen Orten der langen Comödie. So und ähnlich blätterte, verblätterte und zerblätterte Herr von Pst das Buch des Tages, ohne daß es deßhalb ein Tagebuch gewesen. Mitunter und das ist das Natürlichste, blätterte er auch in seiner Brieftasche, in der kleinen eisernen Casse, unter den Geldpapieren und Banknoten so herum. Manchmahl blätterte er auch in seinem Gedächtniß. Und so thut Herr von Pst nichts als blättern.

Aber lieber Himmel, das thun ja alle Leute! Alle Leute sind solche Pst. Das ist ja nichts Besonderes.

Freylich, freylich. Wir kommen ja schon zur Sache. Nur Geduld. Herr von Pst war ein ordnungsliebender, methodischer, regelrechter Mann. Er hatte für jeden Tag seine Eintheilung, seine bestimmte Zeitausfüllung. Aber sie bestand durchaus nur im Blättern. Er thut nichts Anderes. Sehen wir ihm zu; Tag für Tag; die ganze Woche durch.

Herr von Pst ist ein passionirter Botaniker und Dendrolog. Er bringt fast den ganzen Tag damit zu, in seinem Herbarium zu blättern, seine Baumschule, sein Glashaus zu besuchen. Da kommt er, da mustert er jedes Blatt. Er vergleicht die natürlichen mit den prächtig illuminirten Blättern des Dühamel. Er blättert die Stunden des Tages aus. Dieser Tag ist der Montag. Der Montag ist dem Botanisiren und Dendrologisiren gewidmet. Wir fangen nun an, den blätternden Herrn Pst kennen zu lernen. Fahren wir damit fort.

Da es schon Tag ist, so ist Dinstag. Heute hat es Herr von Pst mit interessanteren Blättern zu thun, als die gestrigen. Herr von Pst nimmt von einem großen Repositorium große, schwere Portefeuilles herab. Er öffnet sie. Eine Welt von Blättern enthüllt sich. Herr von Pst besitzt eine reiche, kostbare Kupferstichsammlung; viele Tausende von kleinen und großen Blättern. In dieser Welt verblättert er sich so ziemlich den ganzen lieben Tag, den Dinstag.

Heute soll es nicht so ruhig hergehen, als gestern und vorgestern; das leise, bescheidene Geräusch der Baum- und Kupferstichblätter soll hoch überbothen werden. Heute wird Musik gemacht; heute ist Musikmacherey, Herr von Pst ist ein Musikmacher. Es kommt eine Menge lärmender Leute, Künstler par excellence, musikmachende Künstler. Man macht Musik den ganzen Tag, die Notenblätter fliegen. So verblättert sich der unschuldige Mittwoch, und der ist dem Herrn von Pst sehr interessant.

Noch interessanter jedoch ist ihm der Donnerstag, denn Herr von Pst ist nicht so ordinär und sinnlich, daß ihm das Musikmachen und Musikhören und Musikaus-

halten eine so wichtige Sache seyn könnte. Also, da heute Donnerstag, langte von Pst aus mehreren Schubladen einige Päcke einzelner Blätter heraus, und blätterte in ihnen liebäugelnd und respectvoll, lesend, sinnend, mannigfach angeregt, mitunter meditirend so gut als den ganzen Tag. Es ist seine unschätzbare Sammlung von Autographen der brillantesten und merkwürdigsten Menschen, unter denen sich auch viele Musikmacher und Comödiespieler befinden. Dieses schöne Blättern füllt den Donnerstag aus, dieses ernsthafte Blättern, um Tags darauf wieder ernsthafteren Blättern Platz zu machen.

Denn heute Freytags hat Herr von Pst es mit Kartenblättern zu thun. Es ist Spiel; Tarrok, Whist, und wie diese Spiele alle heißen mögen. Wir verweilen aber nicht so lange dabey, als der blätternde Herr von Pst. Wir verlassen ihn; stören wir ihn nicht. Nun thun wir dies noch weniger

Samstags, an welchem Tage er in dem Herzen seiner Geliebten zu blättern pflegt.

Die Woche ist nun durchgeblättert. Wir haben gesehen, wie? Herr von Pst hat nichts gethan als Blättern. Die Blätter der Pflanzen und Bäume, die Blätter der Kupferstiche und Musikalien, die Blätter der Selbstschriften und Spielkarten, die Herzensblätter Lauras haben die Woche ausgefüllt, von Montag bis Samstag.

Von den wenig duftenden Erinnerungen der Samstagsfolien noch halb träumend blättert sich von Pst Sonntag früh ziemlich nicht früh aus seinem einsamen Lager heraus. Er schreitet zu den Spätstücktischchen. Er setzt sich. Aber was ist das? Das sieht so aus wie eine Zeitschrift. Es müssen Nummern seyn; fast banddick. Richtig es ist

ein Journal. Es sind die Sonntagsblätter, eine Überraschung vom Buchhändler.

„Sonntagsblätter.“ Das gefällt Herrn von Pst. An Sonntagen denkt er, haben die meisten Leute kein bestimmtes Geschäft. Also Blätter für den Sonntag? Sonntagsblätter; da ist mein leerer Sonntag besetzt. Der Gedanke ist practisch, ist gut. Herr von Pst klatscht Beyfall.

Herr von Pst blättert und blättert in den Sonntagsblättern. Er liest und liest. Er nimmt die Nummer 9 zur Hand. Groß gedruckt springen ihm fünfzig Exemplare in die Augen, und diese Augen werden etwas feucht. Das Herz des Herrn von Pst ist auch nichts weniger als trocken; es ist warm und weich, denn Herr von Pst ist ein Österreicher. Er liest das von den 50 Exemplaren für die Erzgebirger, und die Epistel an den Bergfürsten.

Herr von Pst springt auf. Er langt nach seiner Brieftasche, und blättert nicht lange in seiner Brieftasche. Fünf Blätter nimmt er heraus, fünf feine Blätter mit feinen Zeichnungen dem füllhornumkränzten Kopf der goldigen Austria. Jean, Jean! Augenblicklich abonirst du auf fünf Exemplare. Vier davon trägst du zu Freunden, zu welchen du willst, gibst den Schein dazu und sagst: ein Präsent von Rübezahl. —

Jean fliegt.

„Pst! Pst!“

Kein Mensch hörte.

1843.

Klemm.

Kein Mensch denkt mehr an ihn. Klemm war Lehrer (damahls sagte man noch nicht „Professor" wie jetzt von jedem Lehrer der Fidel oder Maultrommel) der deutschen Sprache in Wien. In den Neunzigern war er ein Achtziger, noch voll Kraft und Feuer. Der kleine dicke, lebhafte Ausländer machte uns viel zu schaffen. Er hatte eine gute Methode. Wie im Conversationston erzählt er, auf- und abgehend, eine kleine Geschichte, das Räuber-Abenteuer Tottlebens. Nun Freunde, sagt er, sogleich schreiben Sie die Geschichte nieder, jetzt auf der Stelle. Das geschah. So lernte er seine Leutchen kennen, corrigirte sie individuell. 1769 hatte er in Wien eine Zeitschrift herausgegeben: Der österreichische Patriot, moralisch, belletristisch. Am Schlusse des zweyten Jahrganges nimmt er Abschied, sich dem Theater zu widmen. Er schrieb: Der auf den Parnaß erhobene grüne Hut, (Satyre auf Sonnenfels) Lustspiel 1767; Beyträge zum deutschen Theater 1. Theil 1776; Kunst auf Kosten anderer Leute zu leben, Lustspiel 1776 und Anderes, das man in Kaysers Bücher-Lexicon findet wo aber der Patriot fehlt. Klemm hatte eine Tochter, die eine renommirte Schauspielerin war, von der er selbst in der Schule (noch nicht Collegium) schwärmte. Klemm war ganz Vater. Ruhe sanft, Du würdiger Lehrer!

Wähner

hätte wohl einen förmlichen Necrolog verdient. Als Hellenist und Bibelkenner hatte er nicht Viele seines Gleichen. Sein Character war mammuthisch wie seine Person. Er war

Prediger in Dessau gewesen, kam nach Wien, philologische Unterrichtsstunden zu geben. Mit tüchiger Kenntniß und guten Empfehlungen fand er bald Eingang. Aber sein absprechendes, brüskes, unleidliches Wesen konnte ihn nicht gedeihen lassen. Dazu seine bacchanalischen Excesse. Nun gab er die Zeitschrift Janus heraus. Sie war der Schauplatz der brutalsten Klopffechterey, ein feiles Organ der Animosität Anderer. So lange man nöthig hat, auf die Welt zu kommen, genau so lange brauchte der Janus, um zu Grabe zu gehen. „Noch einen Pränumeranten“ her, hieß es im Lamm. Das Janus-Abonnement kostete 6 fl. wie die Maß Mordianer. Wähner verließ Österreich, kam aber, wie Dieser und Jener, wie so mancher Andere bald wieder. Es ging ihm, abermahls durch eigene Schuld, noch schlechter; und er starb armselig. Gegen die Ahnfrau war er zuerst in der Hallenser Literaturzeitung aufgetreten; den Vorwand gab das Princip des Fatums. Die Recension war brutal, indignirte um so mehr, als Jedermann Grillparzers Höhe in diesem Product voll Mark und lirischer Schönheit schon ahnen mußte. Dessen ungeachtet druckte man den Aufsatz Wort für Wort im Sammler nach. In die Jahrbücher der Literatur lieferte Wähner gediegene Berichte; den schärfsten über Hormayrs Supplement zu Millot, im ersten Jahrgang des Hermes. Schade um Wähners Wissen und Kraft! Seine Tinte war Scheidewasser.

Keppler,

armer Keppler: warum warst Du arm, und starbst Du arm? Weil Wallenstein Dir Deine so und so viele 1000 Gulden nicht auszahlte. Warum zahlte er sie Dir nicht aus?

Etwa, weil sein Herr und Kaiser es ihm aufgetragen? Armer Keppler, mit diesem Geld wärst Du reich gewesen. Und dieses Geld war Deine rückständige Besoldung. Was nützte es Dir, nach Brahe's Tod kais. Mathematiker zu heißen mit der Zusage eines Gehaltes? Es ist wahr, der Herzog nahm Dich recht gut auf. Aber Du warst kein Soldat; warst zwar Astronom aber nicht Astrolog. Armer Keppler! Freylich, jetzt bist Du selbst ein großer Stern, hast auch ein artiges Denkmahl, das die Regensburger sehen wenn sie zu Biere gehen.

Pezzl,

ist der österreichische Voltaire. Frappirt das? Nun man lerne ihn kennen; man wird dann sagen: es ist wahr. Sein Faustin, sein Unkenbach, sein Gabriel sind Schriften von Voltaire. Sie haben aber noch mehr Substanz, Gehalt und Kern. Faustin ist die geistvollste Satyre auf das philosophische Jahrhundert, wie Unkenbach auf die Phrenologie. Pezzl in Geist, Anmuth, Zauber, Schärfe und Leichtigkeit steht über dem Mann von Ferney. Montesquieu's persische Briefe haben mehr philosophische Tiefe, aber weniger schneidendes Leben als Pezzl's maroccanischen. Gegen seine ältere Skizze von Wien ist Merciers Gemählde von Paris oberflächliches Gewäsch. Ist es nöthig, sich gegen den Verdacht vaterländischen Optimismus oder des Outrirens überhaupt festiglich zu verwahren?

Berghofer

war ein überspannter Philanthrop. Er hatte wohl redlichen Willen; aber ohne alle Besonnenheit und Prudenz. Naturmensch, Natursohn, wie er sich immer selbst fatirte, war er allerdings. Das ist jedoch nicht ausreichend, um auch philosophischer Schriftsteller zu seyn. An wissenschaftlicher Grundlage fehlte es ihm durchaus. Er war Denker, aber stets malcontent, sich selbst zu einer gewissen enragirten Humanität hinaufwirbelnd. Natursöhne, wenn sie ihre Sprößlinge spartanisiren wollen, pflegen wohl auch sie nackt herumlaufen zu lassen, nicht aber sie zu zwingen, auf einem Dache zu schlafen. Wieland hatte den Einfall, Berghofern den österreichischen Rousseau zu nennen (vielleicht im Merkur). Das entzückte ihn noch im 80. Jahre; sein letztes. Die zweyte Auflage seiner „Schriften" kürzte er ab, auf dem Titel sagend: verminderte, verbesserte Auflage. Das vulgo war gut. Um seine Quiescirung schritt er ungefähr mit den Worten ein: „Ich bitte nicht mehr seyn zu dürfen Dero ergebenster Diener." In Straubing erschien 1810 ein Buch in 2 Theilen, betitelt: Verbothene Schriften. Diese sind von Berghofer, was in den Catalogen nicht angemerkt ist. Sie enthalten das, was man Raisonniren nennt. Sonst war Berghofer ein Ehrenmann.

Doctor Barth,

der berühmte Augenarzt, hatte viele Eigenheiten, besonders in seinen letzten Jahren. Da sah man ihn als Sansculotte umher gehen, bloß in einem schwarzen weiten Überrock, einer Art Kutte; den Hut ohne Boden. Von unten und von

oben freye Luft. In seinem Hause in der Heugasse unterhielt er eine künstliche Hühnerausbrütungs-Anstalt auf egyptische Manier. Da spazierte er mutternackt einher. Um Anatomie und Physiologie hatte er große Verdienste. Er ist es, dem wir das große anatomische Theater verdanken. Seine anatomisch-pathologische Präparaten-Sammlung kaufte Kaiser Joseph für 2000 Ducaten, und schenkte sie der medicinischen Facultät. Den Niobe Torso, welchen der damahlige Kronprinz von Bayern 1815 ihm für so und so viele Tausend Ducaten abkaufte, hatte er in Prag auf einem Steinmetzplatz bemerkt, erkannt und um einen Spottpreis an sich gebracht. Unser großer Statuar Fischer machte die Arme dazu.

Stoll der Sohn.

Unser großer Arzt Stoll (globischer Nahme) hinterließ einen sehr talentreichen Sohn, Ludwig. Der war Dichter voll Beruf. Er war mit Schiller persönlich bekannt, machte mit ihm kleine Reisen. Schiller ehrte ihn. Stoll wies gern zwey recht freundschaftliche, achtende Briefe vor, des großen Dichters an ihn. 1808 lebte der junge Stoll in Wien, ein hübscher, schlanker Mann, blond und blaß. Sein Schnecken-Almanach ist genial, besonders der Chor der Schnecken. Goethe sandte ihm Beyträge für seine Zeitschrift Prometheus. 1809 kommt der Feind nach Wien. Napoleon hört den Nahmen Stoll. Ein hoher Verehrer des classischen Arztes, setzte er dem Sohne eine Pension von 500 Franken aus. Der junge Stoll stirbt 1815. Was er gedichtet, geschrieben, ist auch noch nicht gesammelt.

Wiens Kunsthandlungen vor einigen Decennien.

Wollen wir sie besuchen?..... Gut!

Wir sind auf dem Kohlmarkt. Welche Firma! Schon die erste Sylbe, wie die drey andern spricht „Kunst.“ Artaria: welcher Klang, welch globischer Klang! Das Local nichts weniger als günstig; dunkel, seicht, ungeräumig. Doch der Posten! Nun ja. Aber den Schätzen des Inhalts würde man zupilgern, und steckten sie am äußersten Ende des Bandwurms Sievering. Alte und neue Kupferstiche; ein reiches, reiches Lager. Du frägst um irgend ein Oeuvre (wie richtig bezeichnet man artistisch die Gesammtleistung gegen das literarische Oeuvres; multum multa): es ist da; ganz und einzeln, in mehrfachen Abdruck-Schattirungen. Du willst kostbare Handzeichnungen? Hier hast du sie in so und so vielen Portefeuilles. Geographische Charten verlangst du? Nenne welche immer; des In- oder des Auslandes, da sind sie. Musicalien, alle die du willst. In all diesen Zweigen findest du mächtigen, eigenen Verlag. Hast du Lust eine Auction zu geben? Das ist die globische Firma, denn selbst aus Peking mag dir Bestellung werden. Artaria ist ein hübscher Mann, mit ausgeprägter National-Physiognomie; höflich, gefällig, bescheiden. Gegenwärtig ersetzt, wie schon lange, durch einen Sohn von Kenntnissen, distinguirter Bildung, feinen, liebenswürdigen Sitten. Artaria und Comp. ist das, was man ein „Haus“ nennt. Gehorsamer Diener!

Ein paar Schritte, und wir sind bey dem gehorsamsten Diener des schlechten Geschmacks, der da selbst wieder der gehorsamste Diener des Firmaträgers ist: bey Löschen-

kohl, im vorigen Local des würdigen Müller. Löschenkohl ist der unermüdliche sixfingerige Fabrikant des Tages, der Stunde, des Augenblicks. Seine bemahlten Zeitbilder sind execrabel; aber der Nahme des Gegenstandes steht darunter, und sie werden gekauft. Man balgt sich um sie. Löschenkohl ist der iconographische Zeitungsmann. Die Neunziger und die neuen tumultuarischen Jahre sind überreicher Stoff. Heute langt die Nachricht einer Schlacht an; morgen liefert Löschenkohl sie gestochen. Er improvisirt, er anticipirt Scenen der Tagesgeschichte. Robespierre dictirt noch; auf dem Kohlmarkt ist er schon guillotinirt. Der Mann, nähmlich Löschenkohl, als Kaufmann hat die rechte Industrie; er macht den Leuten Unterhaltung und sich Geld. Er ist sonst brav, bey ordinärem Äußern sehr verständig und lustig, wenn er zufällig nicht krank ist.

Empfehlen wir uns diesem Speculanten, um in einigen Minuten bey Sauer zu seyn. Wir sind in der Naglergasse, eines der Urgäßchen der City, wie das Rothgäßchen und die Goldschmiedgasse von pestelementschwangerer Exhalation. Hier gewahren wir den Ladenschild: „Zu den sieben Schwestern." Der Vater ein Coloß mit einer Rohrdommelstimme, wenig und langsam sprechend, aber viel und geschwind schnupfend, ist ein Mann von vielerley Kenntnissen. Er hat das Frohnleichnams-Waisenkinderlied componirt: er hat eine Baumschule angelegt; er hat eine Schrift verfaßt: „Monographie des Perlhuhns."

Wir verlassen mit Vergnügen die sieben Schwestern und die übrigen Perlhühner. Zehn Schritte, im Rücken der mephytischen Gasse und wir sind auf dem Hofe. Wir stehen vor der Kunsthandlung Tranquillo Mollo. Ah, allen Respect! Mollo unvergeßlich als Mensch, wie als Kauf-

mann! Anmuthiger, freundlicher, herzlicher Mann! Mollo du trefflicher Kopf, mit dem richtig durchschauenden Blick: Du begreifst den Pulsschlag der Zeit. Deine Charten, deine Prospecte, deine militärischen Bilder, deine Globen sind dein ehrenwerthes „Oeuvre." Mollo war der Anton Doll des Kunsthandels. Mollo schwang sich und glänzte. Das Haus Mollo ruhte auf einem Fundament von Granit. Aber.... wo ist sein Aufbau?

Glückwünschend und Glückgönnend nehmen wir Abschied von dem liebens- und achtenswerthen kleinen dicken Mann. Wir schreiten durch das Kriegsgebäude gegenüber und sind in der Seizergasse. Eine Höhle gähnt uns an, in Gestalt eines Kaufladens, seicht, dunkel, im Wortsinn ein Gewölb. In dieser Casematte gewahren wir einen rüstigen Mann mit frischem Antlitz. Er ist in Rembrandt'sche Schatten gehüllt; allein wir unterscheiden ihn hinlänglich. Von Protefeuilles ist er umlagert, von Päcken umthürmt. Es ist Stöckl. Inmitten dieser Massen, hinter einem kleinen vollbelegten Ladentisch wurzelt der Mann, die ganze Außenwelt vergessend. Er unterwühlt und durchwühlt ein Portefeuille. Er scheidet aus; er theilt ein; er wählt; er prüft, die Augengläser über der Stirne; er taxirt; er sichtet und ordnet und sinnt. Wir besehen; wir kaufen; Alles recht billig. Von gar Manchem trennt sich der Crösus nicht gerne. Es ist eine vermischte Waarenhandlung von Kupferstichen. Der Vorrath ist unermeßlich, ein Miscellen-Ocean. Viel Altes, Seltenes, Wichtiges. Seine Speicher sind überfüllt. Stöckl ist der kunsthändlerische Haselmayer. Er wird so alt wie dieser, auf daß seine Magazine einst übergehen auf den unterrichteten, gebildeten, gründlichen Kenner Sigm. Bermann.

Wir rollen unsere Porträts (in welchem Zweige Stöckl außerordentlich stark ist) zusammen; 20 Schritte, und wir sind in der chemischen Druckerey. Chemische Druckerey? Was ist das, hier im Paternostergäßchen? Sie heißt so par excellence. Sigm. Steiner hat hier mit Senefelder, dem lithographischen Gutenberg, diese Kunst zuerst auf den Musiknotendruck angewandt. Die ersten Versuche sind abscheulich. Man kommt bald davon ab. Steiner im Bunde mit dem tüchtigen Tob. Haslinger, cultivirt die Sache auf anderen Wegen. Sie nimmt und behauptet den schwunghaftesten Flug. Wir ahnen diese leuchtenden Erfolge; aber für den Augenblick schreiten wir den Graben entlang, wo schon von ferne her Eders Kunsthandlung blinkt und winkt.

Für Jugend und Volk ist hier ein wahres Dorado, wohl auch viel Ernsteres, Kunsthältiges und Bedeutsames. Bilderbogen, Farbengeräthe, Zeichnungsrequisiten, Kupferbücher, Spielwaaren, feineres Technisches: Alles gut, schön und wohlfeil. Eigenthümlich aber sind die Visite-Billets und Neujahrsgeschenke, mit denen Eder ein so außerordentlich lebhaftes Geschäft macht, daß es sich unmöglich schildern läßt. An gewissen Nahmens-, besonders aber an den Neujahrstagen wogen viele Hunderte von Käufern da aus und ein; der Laden im Zustand der Bestürmung. Wachen müssen Ordnung halten, Tausende solcher Billets mit Flittern gestickt, mit einem gedruckten Verschen, in farbigem Couvert, 1 bis 2 fl. im Preise, werden für hier und die Ferne verkauft. Eder erntet und verdient es, zu ernten. Sein einfaches unscheinbares Äußere birgt das reellste, herzlichste Wesen; das Prototyp österreichischer Biederkeit. Sehr gealtert, thut er wohl Recht, sich mit einem so wackeren Gesellschafter wie J. Bermann zu versippen.

Der dienstfertige Mann weiset uns mit einer geographischen Anfrage empfehlend an das Kunst- und Industrie-Comptoir auf dem hohen Markt. Wohlan, jedenfalls gehen wir dahin. Schon der eine der Chefs interessirt uns: Schreyvogel (literarisch West), Österreichs Lessing. Seine Characteristik gehört einer andern Sphäre an, wie seines Compagnons Riedl, eines guten Mathematikers. Wir erinnern uns an Schreyvogels siegreiche Wiener-Zeitungskämpfe, mit dem unermüdlichen unglücklichen Liechtenstern, und verlassen das imposante Local, voll Verlag von geographischen Charten, um noch Frister und Reilly zu besuchen.

Frister, obwohl ein Tausendkünstler, ist auf allen Märkten, ohne je selbst einen erklecklichen zu machen. Zuerst auf dem Kohl- dann auf dem Bauernmarkte, ist er jetzt auf dem neuen Markt. Er selbst verfertigt allerhand Quincaillerie-Sachen; er ist der Erfinder der mechanischen Visitbillets (durch einen Fingerdruck fliegt eine Taube, den Wunsch im Schnabel, aus einer Baumgruppe hervor) die Furore machen. Aber des geschickten, fleißigen Mannes eigene Wünsche bleiben meist unerfüllt. Noch sieht man ihn, den hageren Mann, mit dem scharf geschnittenen Ovalgesicht, frisirt, Frack, Weste und Beinkleid von schwerem Gold-Brocat, in seiner Vorstadtwohnung physikalische Experimente machen, gratis für Freunde; alles charmant. Er ist ein Zauberer, muß aber zuletzt kärglich Papparbeiten auf Bestellung machen.

Den unterrichteten, gelehrten Reilly finden wir nicht in seinem Laden in der Rauhensteingasse. Er ist ein ewiger Patient und liegt zu Bette. Man kennt seinen Atlas; sein Schema der Armee (Letzteres à la Löschenkohl). Reilly ist

ein guter Kopf. Was er geschrieben, verdient Würdigung. Seine Bibliothek der Scherze, mit fleißiger, ehrlicher Nennung der Quellen, ist noch jetzt selber eine Quelle; sein Norradin ist gut; seine Epigramme sind besser als die Sinngedichte Kästners und Lessings, welch beyde Classiker, mathematische Köpfe, Alles in der Welt waren, nur nicht witzig. Auf unserer kleinen Wanderung übersahen wir wohl nicht die Handlungen Hohenleithner (Kohlmarkt), Weigl (Graben), Maisch (Bauernmarkt), Otto (Seilergasse) und Mechetti (Lobkowitzplatz); doch weder persönliches noch sächliches Interesse reizte uns, einzusprechen.

In der Hofbibliothek zu Wien vor 170 Jahren.

Leopold I. war in seinem musicalischen Arbeitszimmer beschäftigt. Er hatte so eben einige italienische Arien componirt, und blätterte jetzt in der deutschen Übersetzung eines festlichen Opernstückes mit dem Titel: „Das westalische ewige Feuer, zur Geburtsfrohlockung deren römischen kaiserlichen Majestäten Leopold's und Claudia, durch Prinzessinn Anna Maria, auf der großen Schaubühne gesungener vorgestellt, aus dem Wälschen in das Deutsche übersetzt. Gedruckt zu Wiena 1674.“

Dies Festspiel war bestimmt, an demselben Abend aufgeführt zu werden, nähmlich in dem Theater, das sich auf dem jetzigen Josephsplatz befand, und in welchem zur Faschingszeit verschiedene lustige Stücke, sonst aber auch, bey feyerlichen Gelegenheiten, anderweitige theatralische Stücke gegeben wurden. So z. B. erst in der letztern Zeit „Eidippa, gesungener vorgestellt an dem Geburtstag Ihrer

Majestät Frauen Eleonora, verwittibten römischen Kaiserinn, auf gnädigsten Befehle Ihrer Erzfürstlichen Durchlaucht Erzherzoginn Maria Anna. Gedruckt zu Wien, in Österreich bey Math. Cosmerovio."

Der Kaiser stand jetzt auf, und sah nach der ungeheuren Pendeluhr, als ein Kammerdiener eintrat, anzumelden, daß der Bibliothek-Vorsteher Herr Lambeck so glücklich zu seyn wünsche, Seine Majestät zu sprechen. Leopold winkte, und Jener trat sogleich wieder ab.

Ein mit dem Costum Unbekannter hätte die beyden Männer wahrscheinlich mit einander verwechselt. Der Anzug des Monarchen war äußerst einfach, durchaus schwarz; das kurze Wamms, die Weste und das Beinkleid von Sammt ohne alle Verzierung; eine kurze Perrücke. Der Kammerdiener hingegen, in Seidenstoff, war überladen mit Spitzen, Schleifen und Schnüren (ebenfalls Alles schwarz); er trug eine lange Perrücke und einen stattlichen Degen.

Alsbald nachdem dieser sich entfernt hatte, erschien der Angemeldete. Er war ein schöner Mann von kaum fünfzig Jahren, einfach in schwarzes Tuch gekleidet; trug ein schwarzseidenes Mäntelchen und an einer Goldkette eine große goldene Medaille. Sein eigenes dunkles langes Haar fiel glatt über die Schultern herab. Er war etwas fettleibig, und sein obschon ziemlich fleischiges Gesicht ließ den Denker und geistigen Arbeiter wohl erkennen.

Der Monarch winkte ihm huldvoll zu, und sagte in lateinischer Sprache: Nun mein lieber Lambecius! Ihr seht so zufrieden und heiter aus, als hättet Ihr Uns angenehme bibliothecarische Neuigkeiten zu vermelden?

Lambecius, nachdem er sich von seinem eben nicht gar zu tiefen Bückling erhoben hatte, entgegnete: So ist es

auch mein allergnädigster Gebiether. Die spanische Sammlung des Marchese Gabrega in Madrid, ist gestern glücklich hier angekommen; es sind sämmtliche 2498 Bände bereits ausgepackt, und zurecht gestellt, um von Eurer Majestät in Augenschein genommen werden zu können.

Der Kaiser war angenehm überrascht. Er sprach, beyfällig das Haupt neigend: Wir geben Euch Unsre Zufriedenheit zu erkennen; Ihr sorgt recht väterlich und eifrig für Unsre Bücherey, die Wir, wie Euch wohl bekannt, lieben, wie Unsern Augapfel. Wir werden auch nie aufhören, es Euch Dank zu wissen, daß Ihr Uns Eure eigene Sammlung für den wirklich recht bescheidenen Preis von 23,000 Gulden abgetreten habt. Eben so freuen Uns die 21 griechischen Manuscripte aus Venedig, die Eure Thäthigkeit Uns zugebracht hat. Fahret immer so fort.

Bey diesen Worten klingelte Leopold, und der Kammerdiener trat ein. Während dieser seinem Herrn eine Allonge-Perrücke aufsetzte, den Mantel umlegte, und den kleinen dreygestülpten Hut bereit hielt, nahm Lambecius Gelegenheit, sich weiterhin auszusprechen.

In der That, sagte er, ist meine Wenigkeit auch so glücklich, Allerhöchstdenselben ankündigen zu können, daß die Unterhandlung um die Polyglotten-Bibel des Ximenes so gut als beendigt ist, und das seltene Werk, mit welchem Eure Majestät sofort alle vier berühmten Polyglotten besitzen werden, in wenigen Monathen sicherlich hier eingelangt seyn werde. Nicht minder ist, in Folge meiner Einleitung, die gegründetste Aussicht vorhanden, die sieben persischen Codices in Constantinopel zu erwerben; und möchte ich unterthänigst bitten, daß Eure Majestät geruhen wollen,

mein Tagebuch über alle diese und mehrere andere Acquisitions-Geschäfte einzusehen.

Wir werden dieses bey nächster Gelegenheit thun, bemerkte der Kaiser in fröhlicher Stimmung, um schon zum Voraus die edlen Merkwürdigkeiten zu genießen, um die Ihr für Unsere geliebte Bibliothek fort und fort werbet. Für jetzt aber wollen wir, die Spanier zu betrachten, in Unsere Bücherey hinuntersteigen.

Die Hofbibliothek war damahls in jenem Theile der Burg selbst, in welchem sich gegenwärtig die k. k. Schatzkammer befindet; dahin war sie wegen Mangel an Raum aus ihrem vorigen Locale im Minoriten-Kloster, 1663 übersetzt worden. Auch jetzt wurde sie durch die ununterbrochen anschwellenden Vermehrungen schon zu enge; man hatte Mühe, sich zu behelfen und eine klare Anordnung zu beobachten. In der Mitte des Saales waren für die Besuchenden zwey lange derb gezimmerte Tische, an der Seite mit Kreuzfalzen versehen, und mit Fußtrittleisten, aufgestellt; an jedem zwey eben so lange gleichfalls äußerst einfache Bänke ohne Lehne. Gewöhnlich waren, da die Bibliothek noch keine öffentliche war, nur zwey bis drey Gelehrte oder Literaturfreunde anwesend, den Mantel um, den Degen an der Hüfte, die Hüte auf dem Kopf; oder wandelten auch, das Buch in der Hand, im Saale umher, oder setzten sich beliebig auf irgend einen der hohen ledernen Lehnsessel; sie machten es sich bequem, saßen da mit übereinander geschlagenen Beinen, das Buch auf einem Knie, und nahmen sogar ihre Windhunde mit.

An dem einen Ende dieser Tische saß ein Mann, der sehr vertieft in einem Quartanten las, häufig in einem daneben liegenden Wörterbuch nachschlug, und dann auf ei-

nen Fascikel in Folio schrieb; es war augenscheinlich, daß er mit einer Übersetzung sich beschäftige. Der Mann war corpulent, hatte ein markiges, frisches, stark backenknochiges, aber angenehmes, bedeutsames Gesicht, in welchem sich der würdigste Ernst mit der launigsten Schalkhaftigkeit ausprägte; er trug einen kurzen Schnurr- und Knebelbart, sein geistlicher Habit war schwarz. Das war der berühmte Pater Abraham a Sancta Clara. Das Buch, aus welchem er übersetzte, war Prynnes »**Histriomastix**« ein sehr seltenes Werk, dessen vollständiger Titel dieser ist: »**Histriomastix, the players scourge or actors tragedy, wherein it is largely evindenced by divers arguments, that popular stage plays are sinful, heathenis, lewde, ungodly spectacles. London, 1633.**

Die Arbeit fiel dem Manne sehr schwer; er zeigte sich oft ungeduldig, und schien die Sache aufgeben zu wollen, ohne Zweifel, weil er der englischen Sprache nicht genugsam kundig war. Allein, der Gegenstand, für den er begeistert seyn mochte, zog ihn stets wieder an, und so nahm sich bey der Lebhaftigkeit seines Temperamentes, die Arbeit, wie ein immerwährender Kampf aus.

Eben wollte der mit überschwänglicher Einbildungskraft begabte Autor, nicht gewohnt, eines einzelnen Wortes wegen erst ein Auskunftsbuch zu befragen, schier unwillig werden, da öffneten sich plötzlich beyde Flügel der Eingangspforte und herein trat der Kaiser. Pater Abraham erhob sich schnell, sein Käppchen abnehmend; die drey andern Gäste sprangen hastig von ihren Sitzen auf, rissen augenblicklich die mächtig breitkrämpigen Hüte von den Allonge-Perrücken, und zogen sich in tiefgebückter Haltung, so daß die Perrücken in Gefahr geriethen vom Kopf zu fal-

len, und mit verschobenem Degengehäng in den Hintergrund zurück.

Leopold, von den Anwesenden keine Kenntniß nehmend, schritt, gefolgt von Lambecius und zwey Dienern, zwischen mehreren Kisten und großen Bücherpäcken, die auf dem Estrich lagen, hindurch zu der großen Tafel, auf welcher die spanischen Werke aufgestellt, oder aufgelegt waren. Er betrachtete sowohl die Autoren an und für sich, als auch die Beschaffenheit der Exemplare mit Kennerblick, und machte mancherley Bemerkungen hierüber.

Gut, sagte er unter Anderm: auch die erste Edition des „Don Quixote;" schön! Aber wo ist der viel später erschienene zweyte Band?

Lambecius reichte ihn sogleich dar; er war anders gebunden. Dann sagte er: Und hier, Euere Majestät, alle im „Don Quixote" citirten Ritterbücher und Romane.

Der Kaiser fuhr fort, die spanischen Bücher eifrig zu mustern. Ah, rief er plötzlich aus, allerliebst: endlich auch Lope de Vega.

Obschon nicht vollständig, bemerkte Lambecius, wie denn wohl überhaupt nicht leicht irgend ein completes Exemplar zu finden seyn dürfte, das heißt, auf ein und derselben Stelle.

Gut gesagt, setzte Leopold hinzu! Gewiß habt Ihr schon vor, Euch mit andern Eigenthümern in Verkehr zu setzen, da mehrere Dupplicatbände vorhanden sind.

Nicht anders, erwiederte Lambecius, und brachte schnell ein Einschreibbuch in Folio herbey. Hier ist meine Agenda. Geruhen Euere Majestät, wahrzunehmen, daß dieser Gegenstand hier schon notirt ist.

Ich lobe Euch deß! Ihr seyd die Umsicht und Thä-

tigkeit selbst. Versäumet darob aber ja nicht allzusehr die Fortsetzung Eurer schon so berühmt gewordenen Commentarien. Über den historischen Artikel der Benennung „Wien“ im ersten Bande, zerbrechen sich die Geschichtsforscher schier die Köpfe.

Nachdem die Musterung zu Ende war, und der Kaiser seine volle Zufriedenheit geäußert hatte, sah er sich weiter hin um, und gewahrte zuerst den Pater Abraham, der während der ganzen Zeit an seinem Arbeitplatze ruhig geblieben war. Als dieser sah, daß Leopold ihn bemerke, wollte er auf ihn zuschreiten. Der Kaiser aber gab ihm ein Zeichen mit der Hand zu bleiben, und näherte sich ihm.

Siehe da, sagte er im Tone der angenehmen Überraschung: Unser lieber Hofprediger, willkommen; Wir werden Euch Euren Besuch bald zurück geben. Wir wollen auch die Augustiner-Bibliothek ein wenig inspiciren, um dort einige Lücken aus Unserem eigenen Überfluße auszufüllen.

Pater Abraham verneigte sich dankend.

Wie ich sehe, sagte der Kaiser, einen Blick auf das Lexicon werfend, so hat es Unser Hofprediger mit einer Übersetzung zu thun. Wie aber kann sich ein so fruchtbares Genie mit einer so mechanischen Function befassen? Welchem Werk diese wohl gelten mag?

Pater Abraham ergriff sogleich den Quartanten des Prynne, schlug den Titel auf, und wies ihn dem Kaiser vor.

Leopold stutzte. Wie? sagte er, sogar Englisch, und Prynne, den Prynne? Bey diesen Worten sah er Lambecius wie fragend an. Dann fuhr er fort: Was sicht Euch denn an, mein verehrter Pater? Ein so verrufenes Buch? Wißt Ihr wohl, daß selbes durch des Henkers Hand verbrannt wurde?

Pater Abraham erstaunte. Er zuckte die Achseln und sagte, einigermaßen in Verlegenheit: Das ist mir nicht bekannt, Eure Majestät. Ich bin auch bis jetzt noch auf Nichts gestoßen, was zu einer so schreyenden Verfahrungsweise hätte Anlaß geben können. Das Werk ist gegen das Comödienwesen gerichtet.

Uns sehr wohl bekannt, fiel Leopold ein; aber mit einer solch fanatischen Heftigkeit und ausschweifenden Übertreibung, daß man die Unterdrückung nicht tadeln kann.

Der Kaiser wendete sich zu Lambecius und sprach: Solch ein Buch, als große Seltenheit, soll sich in einer Bibliothek wie die Unsrige wohl allerdings befinden; es sollte aber eigentlich Niemanden zur Benützung mitgetheilt werden.

Nach einer kleinen Pause setzte Leopold rasch und mit einer freundlichen Kopfneigung zu Pater Abraham hinzu: Niemanden, als einem Manne, wie unser werther Hofprediger. Ihr habt also vor, fuhr er fort, die Übersetzung in Druck ausgehen zu lassen?

Nicht anders, Eure Majestät, erwiederte der Gefragte. Und ich glaubte dadurch den guten Sitten einen wesentlichen Dienst zu erweisen, da nach meiner Überzeugung der Moralität, besonders der Jugend, Nichts so nachtheilig und zerstörend seyn kann, als das profane Comödienzeuch. Denn wenn schon die jungen Kinder alle die Liebeshändel und Löffeleyen, dann auf der andern Seite die Schlechtigkeiten der Menschen so anschaulich kennen lernen: was soll aus ihnen werden? Die Comödie ist eine Schule des leidigen Satans. Ich will von der Kanzel dagegen donnern, und hernach den Prynne im Auszuge mit Anmerkungen und

Nutzanwendung, auch mit unterschiedlichen Kupferstichen herausgeben.

Pater Abraham holte jetzt Athem. Der Kaiser aber sagte: Mein lieber Hofprediger, Ihr gerathet da in eine wahrhaft mönchische Ereiferung. Wir sind weder mit dem Prynne, noch mit dem Pater Abraham einverstanden, wenn von der Comödie die Rede ist. Wisset, daß es Uns lieb seyn werde, wenn Ihr von diesen Euren Donnerkeilen absteht. Ihr würdet ja selbst Uns Unschuldige versengen, die Wir die Comödie, die auch sehr viele Gründe für sich hat, nun einmahl protegiren. Was saget Ihr dazu?

Pater Abraham machte einen Bückling, schlug den Prynne und das Lexicon zu, nahm von dem Papierfascikel die zwey halbbrüchig beschriebenen Bogen ab, und zerriß sie zweyfach, aber mit der größten Ruhe und Anständigkeit. Dann legte er diese Fragmente dem Kaiser zu Füßen. Alles das ohne ein Wort zu sprechen.

Der Kaiser hierauf erhob sich, und wendete sich mit einem sehr huldvollen Blick zu Pater Abraham mit den Worten: Ich sehe mein verehrter Hofprediger: Wir verstehn Uns in All und Jedem. Lebet wohl!

Des Herzogs von Reichstadt Anlage im Schönbrunner-Parke.

(An Ort und Stelle niedergeschrieben 1820.)

Wenn man durch das majestätische Schloß in den Garten tritt, und die sanfte Anhöhe rechter Hand hinanwandelt, so gelangt man alsbald zu einer schönen Anlage, welche dem Herrn Erzherzog Johann gehört. Hier hatte dieser um Wissenschaft, Humanität und Kunst gleich hoch-

verdiente Prinz, dessen Tugenden ganz Europa bewundert, ein Haus im Tyrolerstyl erbaut, um daselbst manch einsames Stündlein hinzubringen. Ungefähr 200 Schritte von dem Hause entfernt, stößt man auf eine kleine, nur wenige Klafter betragende, schlichte Umzäunung. Diese enthält zwar nichts; als einige Eichen, und ein kleines von rohen Bretern ganz einfach gezimmertes, nicht einmahl angestrichenes Tischchen und Bänkchen; aber dieses Wenige ist ein Besitzthum des jungen Herzogs von Reichstadt. Er hatte sich diese kleine Scholle, wie mir der Führer erzählte, von seinem Großvater, dem Kaiser Franz erbethen, der ihm zwar bemerkt haben soll, daß dieser ganze Theil des Schönbrunnergartens ja seinem Bruder, dem Erzherzog Johann gehöre, ihm aber dann den kleinen Fleck gleichsam auf eigene Verantwortung überließ. Dieses winzige Fleckchen Erde besucht der kleine Prinz zur Sommerszeit, wo er im Schönbrunner-Lustschlosse wohnt, täglich um die eilfte Stunde, nicht aber um sich einem müssigen Beschauen der mahlerischen Umgebungen zu überlassen, sondern sich mit Gartenarbeit zu beschäftigen.

Er hat dazu seinen eigens für ihn angefertigten Apparat von Spaten, Rechen, Sägen u. dgl., versteht sich Alles im verkleinerten, für sein zehnjähriges Alter passenden Maßstab. Die Werkzeuge sind aus dem gewöhnlichen Material verfertigt, bloß das Holzwerk ist bey einigen schwarz gefärbt, etwas zierlicher und bequemer gearbeitet. Diese Sachen befinden sich in einer kleinen Requisitenkammer, welche im Rücken der Umzäunung in dem Bauche eines künstlichen Hügels, angebracht ist. Der Prinz arbeitet da mit vieler Lust und Gewandtheit; er gräbt um, pflanzt, begießt rc., wobey seine natürliche Wißbegierde ihn unaufhörlich an-

treibt, sich nach der Beschaffenheit, Behandlungsart und Bestimmung dieser vegetabilischen Gegenstände zu erkundigen.

Ist diese Arbeit vorüber, so begibt er sich nach dem Sommerhäuschen, welches ihm kürzlich erbaut wurde. Es liegt ein paar hundert Schritte entfernt, auf der Spitze dieser Anhöhe, und gewährt eine vortreffliche Aussicht in die Gegend von St. Veit. Das Häuschen ist bloß von Holz, aber sehr geschmackvoll und compendiös. Es ist eigentlich nur ein einziges sehr kleines Cabinet mit einem Dache, etwa eine Klafter raumhältig. Mehr bedarf es auch nicht, um vor Sonne und Regen geschützt, auszuruhen. Die Einrichtung besteht auch bloß aus einem einfachen Sopha und zwey Stühlen. Die Wände sind mit allerley Kupferstichen und Zeichnungen bunt durch einander à la quodlibet beklebt! Es hatte ein ganz eigenes Interesse, diese vielleicht aus tausend Stücken bestehende Wandbekleidung fast Stück für Stück zu mustern. Hätte ich nicht gewußt, für wen dieses Ruheplätzchen bestimmt sey, so würde ich es bey einer genauern Durchforschung dieser Bilder vielleicht haben herausbringen können, so characteristisch ist die Wahl derselben. Der Geschmack, solch ein kleines Cabinett eben mit Quodlibetbildern auszustatten, verdient wohl Billigung, weil sie den Sinnen das bewegliche Spiel einer reichen Mannigfaltigkeit gewähren, was bey einer andern Decorirung nicht wohl möglich wäre. Man ist also hier entweder ein Einsiedler, oder kann seine Phantasie eben so lebhaft beschäftigen, als in der größten und kostbarsten Bildergallerie, wie man will und gestimmt ist.

Was mich betrifft, so war ich durch den Anblick all dieser kleinen Dinge sehr angeregt, und in meinem Inner-

sten ergriffen. Da diese meine Gedanken aber kein Gegenstand dieser Zeilen seyn können, so wird es genug seyn, wenn ich sage, daß jenes paar Eichen, jenes Tischlein und Bänkchen, jene kleine Rumpelkammer, und dieses eben so kleine Sommerhäuschen, mir als hohe Merkwürdigkeiten erschienen. Ich machte den nähmlichen Weg zurück, und verließ in ernster Stimmung einen Aufenthalt, der mich mit so vielen Eindrücken erfüllt hatte.

An der Tafel des großen Eugen.

Eugen. Ich bin mit dem Gemählde zufrieden. Ein feiner Pinsel, weich wie Pastell, und doch kräftig und warm wie Titian. Wäre es nur nicht wieder der Liebesgott! Das verbrauchteste, abgedroschenste Thema von der Welt, diese ewige Geschlechtsliebe! Was sagen Sie, mein guter Hofpoet?

Rousseau. Und doch ewig neu, und ewig hinreißend. Lassen Sie Uns darunter die Dichterworte setzen:

Qui que tu sois: voici ton maître!
Il l'est, le fut, ou le doit être!

Eugen. Aus Voltaires Papierkorb, im Stillen gewidmet dem Grafen Tarouca. Nun Graf, ich gratulire zur Eroberung!

Tarouca. Ey mein Prinz! Die Lady ist keine türkische Festung, und ich bin kein Eugen. Nie werde ich den 1. Jänner 1717 verwinden.

Eugen. Als Sie gestern mit ihr so unter meinen Quartanten und Folianten herum musterten, hielt ich Sie für glücklich.

Rousseau. Ich hatte schon ein Liedchen fertig, aber gegen diese Lady Montague. Eine Reisende, die den Erd=

ball durchzieht; und Graf Tarouca anerkannt der schönste Mann dieses Erdballs.

Tarouca. Ich erlaubte mir, dieser Engländerinn meine Glut zu mahlen. Ich schlug die schönsten Capitel des Longus auf. Ihre Antwort war: Mein Herz verpfändet sich nicht; und ich bin nicht Willens, es hindan zu geben. Dann wurde sie sogar boshaft. Sie gab mir ihr Ehrenwort, daß sie unsre Unterredung Wort für Wort Tags darauf ihrem Freund Pope berichten werde, daß diese ihre Briefe eines Tags sogar gedruckt werden sollen.

Eugen. Nun das hätte eben nichts zu bedeuten. Die Lady liefert dann zugleich ihr eigenes Porträt, das wohl der seltsamen Eigenheiten genug hat. Sie vereinigt die Kälte der Engländerinn mit der Coquetterie der Französinn und dem Feuer der Spanierinn.

Tarouca. Und der Verschmitztheit der Italienerinn.

Eugen. Aber sie hat Geist; deßhalb ist sie gefährlich. Indeß Tarouca hat auch Geist, und was so selten, auch Ruhe.

Tarouca. Ach wo ist die! Und wo wird die Lady selbst seyn? In ein paar Tagen geht sie nach Constantinopel, und sieht Wien in ihrem Leben nicht wieder.

Rosseau. Darauf geht Graf Tarouca nach London und Rousseau zieht mit ihm. Es ist der Probirstein Ihrer Flamme Herr Graf. Gehn Sie nicht nach London, so sind Sie geheilt. Was mich betrifft, so muß ich dorthin; nirgend als dort kann ich meine Poesien ediren. In Frankreich würde man mich ein zweytes Mahl verweisen; in Deutschland versteht kein Mensch französisch und in Deutschland gibt es Censur.

Eugen. Wir haben hier einen Drucker Kaliwoda, und

Sie setzen Amsterdam auf den Titel. Aber was fangen wir mit unsrem blutenden Portugiesen an? Wie gern ertheilte ich ihm das **Imprimatur.**

Tarouca. Es kommt dem Patienten vor, daß die Wunde schon anfange zu heilen. Rousseau ist ein guter Chirurg.

Eugen. Siehe da unser Bonneval!

Bonneval. Unser Bonneval kommt als Bothschafter.

Eugen. Dazu hat der geniale Etourdi verdammt wenig Geschick.

Bonneval. Aber aus Amors Reich. Graf Tarouca: man hat Sie gestern verletzt, beleidigt.

Tarouca. Verstehe ich den General Bonneval?

Bonneval. Als Ihr Feind bey jenen Büchern stand, von denen ich erzählte, daß sie in Häuten von Spahis gebunden seyen.

Tarouca. Ich verstehe Sie vollkommen.

Bonneval. Genug also. Ich komme von der Lady. Sie las mir einen eben beendigten Brief an ihre Gräfin vor. Des Briefes Gegenstand ist der Graf Tarouca. Und dieser Glückliche ist zum Thee gebethen durch mich.

Tarouca. Wie?

Bonneval. Aber in der Gesellschaft des Grafen Bonneval.

Rousseau. Triumph. Ich werde meine schönste Ode darauf machen.

Eugen. Und ich gebe meinen väterlichen Segen dazu.

Kein Redacteur da?

Einer der zwey Spazierenden aus einer Porzellanpfeife unaufhörlich rauchend, wurde schon etwas ungeduldig: Doctor Schultes. Mit Lebhaftigkeit und scharfem Tone rief er aus: Ich sage Ihnen, der Mann wird sich noch aufreiben mit lauter mechanischem Zeug. Geht um halb fünf des Morgens in den Prater, um Correcturen zu lesen. Paßt das für einen ingeniösen Verleger? Huckt bis 8 Uhr in der Handlung mitten im Gewühl des Plebs, statt sich ein abgesondertes Comtoir zu halten. Bestellt die Autoren auf das Glacis, und läßt sie warten.

Nu, nu, entgegnete der Andere mit seiner weichen, vollmundigen, fast elegischen Stimme, der Prediger Glatz, wie begütigend: seyen Sie wohlwollend Doctor; beruhigen Sie Sich. Unser Freund wird gleich hier seyn. Es bleibt Uns noch immer Zeit genug.

Donner auch versetzte Schultes unwillig. Ich bin schon so gut, als auf der Reise nach Krakau. Und was kann ich ihm für Redactionsgeheimnisse sagen? Ich? Und Geheimnisse? Ha ha! Diese Annalen der Literatur habe ich mit der größten Einfachheit und Unumwundenheit redigirt. Das Publicum war zufrieden; Degen war es nicht. Das geht mich nichts an. Er hätte ordentlich Honorar zahlen, die rechten Nova beytreiben sollen. Was habe ich mich da geplagt, und mein Dank ist, daß man mich derb und bissig nennt, daß die Schwarzröcke mich verketzern.

Glatz stutzt und lächelt. Ja, sagt er, mit einer Literatur-Zeitung ist es kein Spaß, besonders wenn das Publicum noch nicht reif ist.

Was fällt Ihnen ein, Würdiger, ruft Schultes aufge-

regt aus: ich sage Ihnen, das Publicum ist reif genug; aber die Autoren haben noch nicht gelernt, den Tadel zu vertragen.

Ja wohl, ja wohl, werther Doctor. Nu, wie es scheinen muß, soll man milde seyn, soll man freylich mit einer Discretion auftreten...

Schultes stampft, und will eben antworten, als sein großer Hund aufspringt, bellt, wedelt, und zwey eilfertig heranschreitenden Männern entgegen galoppirt. Anton Doll voraus, keuchend; der schöne blühende Schwaldopler in gemessener Haltung nach.

Als Doll sich entschuldigen will, sagt Schultes rauh aber freundschaftlich: Sie sollen nicht schnell gehen, das habe ich Ihnen schon Hundertmahl eingeschärft; Ihre Lunge bedarf sehr der Schonung; glauben Sie mir.

Schwaldopler nickt beyfällig, und scheint zu seufzen.

Ich glaube und danke, entgegnet Doll. Nun aber was glauben Sie meine Herren und Freunde: was soll ich mit meinen Annalen anfangen, damit sie so kernhältig werden, wie die bey Degen. Sartori gibt sich freylich alle Mühe!

Schultes lächelt; Glatz ist stumm; Schwaldopler sieht den Doctor Schultes fragend an. Niemand spricht. Endlich sagt Schultes: Sartori und ich sind gute Freunde und Literatur-Collegen; ich aber bin stets gerade heraus. Ich sage Ihnen, mit Sartori haben Sie den Annalen keinen Gefallen erwiesen. Er sitzt zwar an den Quellen; aber er hat meine eigenen Fehler: er ist einseitig. Solch ein Redacteur muß etwas Universalist seyn, eine Art Polyhistor.

Glatz fällt in die Rede: Sie verlangen ja gar einen Leibnitz; ich erlaube mir, anzunehmen, man müsse billiger, bescheidener seyn; entschuldigen Sie!

Nichts da! Warum nicht gar, fährt Schultes fort! Von Gründlichkeit in allen Fächern kann und darf dabey keine Rede seyn; aber von einer leichten, rapiden Sachkenntniß, von generellem Beurtheilungstact, erworben durch befreundete Kunde der Literargeschichte und ausgebreitete Belesenheit. Sartori, wie ich, klebt zu sehr am Naturwissenschaftlichen. Ich muß sagen, für die Annalen gefällt mir dieser Herr besser.

Bey diesen Worten deutet er auf Schwaldopler. Glatz sagt: Ich theile des Herrn Doctors Meinung. Wer solch ein historisches Taschenbuch geschrieben; wer den Haupttext der Schützschen Weltgeschichte bearbeitet, vornehmlich aber der kenntniß- und geistvolle Verfasser des Handbuchs der Dicht- und Redekunst mit diesem leichten und doch so gediegenen Styl ....

Schwaldopler wird verlegen und macht eine Verbeugung. Mein Gott, entgegnet er, das ist Alles nichts weiter als Gesundheit; und die ist's, die unserm Sartori mangelt; sein Nervensystem muß gelitten haben.

Als Doll das hört, schüttelt er den Kopf. Seine Reise sagt er, soll günstiger für ihn zeugen.

Lassen Sie mich nur mit der Reise, versetzt Schwaldopler. Die ist das Krankhafteste von Allem. Der dritte Theil, Inneröstterreich behandelnd, ist gesünder, nur für Sartoris Feder zu gesund; und wie ich höre schreibt der Gouverneur Enzenberg selbst gegen die Invectiven. Ich wünsche Ihnen Freund Doll, den besten Erfolg, da Sie auch die Kosten des Reisens selbst mäcenisch tragen. Übrigens meine Herren, so schmeichelhaft mir Ihre Beurtheilung ist, so würde ich mich doch nimmermehr entschließen, die Annalen zu redigiren. Ich gebe Ihnen mein Wort.

Ich komme also, sagt Doll, auf meinen alten Satz zurück. Ich wünsche von dem werthen Doctor Schultes, bevor Er uns leider verläßt, einen kurzen Leitfaden aus seiner mehrjährigen Erfahrung; dann, daß Sie meine beyden Herrn die Annalen mit Rath und That unterstützen. Das Institut ist noch jung; ich will also zuwarten, und pränumerire im Fall einer Änderung auf die gütige Übernahme des Herrn Predigers Glatz.

Glatz lächelt höflich und sehr sanft. Schultes aber sagt: Nichts von einer Theorie, Freund Doll; nichts von etwas Schriftlichem. Ich beschränke meinen Rath auf ein paar Worte, und das sind diese: Außer den bemerkten Eigenschaften, und jener, leicht und schnell und fleißig zu arbeiten, ist noch nöthig: von Innen heraus anregen; encyklopädisches Augenmerk; concentrische Haltung; und der Grundsatz: Durch Loben wird mehr Gutes verdorben, als durch Tadeln Schlechtes gebessert.

In diesem Augenblick erhebt des Doctors großer Cerberus ein Gebell. Man wird aufmerksam und nimmt bey dieser Gelegenheit auf seinem metallenen Halsband eine eingegrabene Schrift wahr. Man liest: „Ich bin des Doctor Schultes Hund; und wessen Hund bist Du?“

Man lacht, sieht nach der Uhr, und bricht auf.

Schultes reist fort. Die Annalen gehn fort. Schwaldopler stirbt fort.

Wien wie es nicht ist.

Die Umgebungen.

Wir bestiegen eine der unzähligen Miethkutschen, die auf der schmalen Chaussée unmittelbar vor dem Burgthore stationiren. Binnen wenigen Minuten hatten wir die Mariahilferstraße zurückgelegt, wie das Dach einer Calesche. Der Weg ist unausstehlich holprig; die Straße schmal. Die Häuser, mit Schindeln gedeckt, haben meist nur Erdgeschoß. Ein hervorragendes gothisches Schloß rechter Hand war die Wohnung eines gewissen Kaunitz, der uns Preußen einst so viel Verdruß gemacht.

Wir fuhren nun zur Linie hinaus, hierorts Barriere genannt. Die Straße führt durch herrliche Weingärten. Zur Linken imponirte uns die Stadt und Festung Ottakrin mit ihrer wolkengetränkten Citadelle, ihren vielen Thürmen und 73 Kanonen. Bald befanden wir uns an dem Ufer des Wienflusses, eines der breitesten, tiefsten, reißendsten und großartigsten Ströme Europa's. Sein tobendes, brandendes Rauschen hatten wir schon von Ferne vernommen. Von diesem Riesenstrome hat die Stadt Wien den Nahmen geborgt, was er mit Vergnügen bewilligt. Sein Wasser ist krystallhell; Fische führt es nicht, sondern kleine bräunliche vierfüßige Thiere, die sich nicht leicht fangen lassen. Die lange Brücke ist von Holz, um die zahlreichen Schiffe mit ihren Masten und Segeln hindurch zu lassen. Eine volle Stunde mußten wir warten, da eben mehrere Dreymaster, nebst verschiedenen Kauffahrteyschiffen und Tartanen vorüberzogen.

Der Brücke gerade gegenüber gewahrten wir ein artiges Schlößchen mit einem niedlichen Gärtlein. Das ist

Schönbrunn, ein gewöhnlicher Landsitz, auch ohne irgend ein historisches Interesse. Wir fuhren längs des Wienstromes weiter, um das geschichtlich äußerst merkwürdige Hietzing zu erreichen, woselbst wir frühstücken wollten. Spät genug für unsere nordischen Mägen langten wir an. Hier ist ein Dom, den bey einer türkischen Invasion ein in sich gegangener Muselmann erbaut hat. Früher war hier nichts vorhanden als dieser Dom und gegenüber eine Meyerey, daher denn auch der Nahme Dommayer, in dessen Casino wir nun eilten. Wir durchschritten den ansehnlichen Park dieser Restauration. Die zwey Cabinete derselben kamen uns vor wie der Handschuh eines Kindes neben dem eines Riesen. Das Ameublement erschien uns sehr ordinär, hingegen die Livrée der höchst aufmerksamen und prompten Garçons überaus elegant; die Garderobeanstalt grandiös. Wir fourchettirten außerordentlich gut und wohlfeil heraußen im Parke, der dem Schönbrunner Schlößlein und Gärtlein gerade gegenüber liegt.

Befriedigt und vergnügt verließen wir Hietzing, das eine Krankheit der Wiener seyn soll. Rechts auf unserm Wege bemerkten wir aus einem Thale einen Kirchthurm aufragen. In diesem Thale liegt St. Veit, berüchtigt durch seine mephitische Luft. Wessen Lunge nicht von Eisen, der wird hin. Wir verhielten Mund und Nase und bogen schnell seitwärts ab. „An den Busen schlug das Männerherz," an zahllosen Stangen aber in geringer Ferne sahen wir eine Menge Wäschzeug zum Trocknen aufgesteckt. Näher kommend, gewahrten wir jedoch unsern Irrthum. Es waren die Segel einer Flotte, mit exotischen Victualien für Dommayer befrachtet. Stolz zog sie dahin, Tag für Tag von einer andern gefolgt.

Nahe am Ufer ist eine Kneipe, wo man Bier macht,

das sehr substanziös und sehr wohlfeil seyn soll. Dieß ist Hütteldorf. Da sahen wir auch das Palais Castelli. In der Nähe wies man uns die Stelle, wo so eben eine Forstlehranstalt gegründet wird. Dann passirten wir den Strom, gelangten nach Weidlingau, das am Rande einer Schlucht liegt. Das Gasthaus, welches den Schild irgend eines Corporalen trägt, fanden wir jämmerlich und stiegen sogleich in das waldige Thal hinunter, um baldmöglichst nach Dornbach zu kommen, wo wir unser „Spätstück“ einnehmen wollten. Diese Stadt aber gefiel uns nicht, einen zierlichen Garten ausgenommen, der dem k. k. Oberlieutenant Lacy gehört, welcher uns mit Kaffeh bedienen ließ.

Währenddeß war unser Wagen eingetroffen. Wir nahmen Platz und fuhren durch allerhand Felsenparthien an mehreren Seen vorüber, als wir plötzlich auf einem hohen Berge die wohlbefestigte Stadt Grinzing erblickten. Wir besuchten die Reste der hadrianischen Bäder, dinirten sehr mittelmäßig, und da die ganze Gegend von mahlerischen Reizen völlig entblößt ist, machten wir uns so schnell als möglich über die flachen unabsehbaren Haiden davon, bis uns ein Bach aufhielt, nämlich die Donau. Einige Hügelchen, darunter einer sehr kahl, auch so genannt von einem schnackischen alten Major, der einst da gehaust haben soll, Nahmens Pfaff; ein unausgebautes Kloster, in welchem man eine Hollunderstaude aufbewahrt; gegenüber dem Bach einiges Gebüsch, das ist die ganze Landschaft. Mißmuthig ob solcher Täuschung kehrten wir in dem Kahlenbergerdörfchen ein, dessen Benennung aber ironisch ist, denn dieses Dörfchen ist das größte aller Dörfer dieses Herzogthums, weil es zwischen 4 und 500 Häuser zählt.

Nach einem vortrefflichen Imbiß sahen wir nach der

Uhr des Stephansthurmes, und brachen auf, Willens in dem Weiler Döbling den Caffeh zu nehmen. Am Rande des Donaubaches dahin rollend langten wir binnen fünf Minuten an, mußten aber vorerst noch den Nußwald passiren, in welchem auf einer Anhöhe das gleichnahmige Wirthshaus liegt. Bey Negerzitz tranken wir schlechten Caffeh; amüsirten uns aber an der Elite der eleganten Welt, die hier zusammen strömt. Wir sahen wieder nach der Uhr, und fanden, daß wir die Umgebungen Wiens bereits vollkommen durchwandert und gründlich kennen gelernt, denn es war Zeit ins Theater zu gehen. Wir kutschirten also wieder nach der Stadt zurück. Unterweges erfuhren wir zufällig, daß auf der Ost- und Nordseite sich auch noch einige Umgebungen befinden sollen. Allein heute mußten wir in der Burg noch Hanns Dollinger sehen, und morgen mit dem Frühesten abreisen. Wir nahmen also mit diesen so ziemlich acceptablen Environs vorlieb, und dachten so in unserm bescheidenen vaterländischen Selbstgefühle: Nu nu! Unser gutes Berlin hat ja doch wohl auch seine Umgebungen!

Der Fremde in Wien's Vorstädten.

Ich wohnte auf dem Stephansplätzchen. Ich hätte nie geglaubt, daß eine so niedliche Kirche sich in der Vorstadt befinden könne, wie es meine historischen Beschreibungen Wiens besagen.

Nun wollte ich vor allen Dingen meinen Empfehlungsbrief an Herrn C*** abgeben. Der nächste Weg war durch die Schlosserstraße. Bald befand ich mich neben dem artigen Hause, welches Herrn Trattnern gehört. Herr C*** ist klein und sehr dick, ein junger Mann von 26 Jahren; düster,

mürrisch, schroff. Er saß, obwohl es erst 8 Uhr, unter seinen Büchern. Herodot von Wesseling im griechischen Original; Du Cange Glossarium medii aevi; Bacos von Verulam Werke, dann mehrere Incunabeln lagen aufgeschlagen. Einen lebenslustigen Dichter hätte ich mir so nicht vorgestellt. Da ich sah, daß der Mann in abstracte Dinge vertieft sey, voller Metaphysik, so ging ich bald fort, um zu frühstücken.

Über einen kleinen Platz, den Graben, gelangte ich zu einer breiten Straße, zur Naglerstraße, und durch eine noch breitere die Glockenstraße, auf einen heitern, niedlichen Platz, der Hof genannt. Ich ging quer über ihn weg, des Hoffriedens Gebäude und eine große Zeug-Niederlage vorüber in die Färberstraße, die mit dem Corso in Rom viele Ähnlichkeit hat. In dieser Straße liegt das Café de mille colonnes. Hier trank ich Chocolade, die ich um zwey Drittel zu gut und zu wohlfeil fand, ich wühlte in den Zeitschriften herum.

Nachdem es nun bereits halb 9 Uhr, brach ich auf, meine Tour durch diese weitläuftigen Vorstädte fortzusetzen. Zuerst fiel mir das grandiöse Municipalitäts-Gebäude auf, welches mir für einen Ort wie Wien viel zu geräumig vorkam. Gegenüber ist eine Kanzley für Böhmen, mir für ein Königreich wieder zu klein erscheinend.

Nachdem ich dieß in meine Schreibtafel notirt, schritt ich durch das Wipplingergäßchen rüstig fort, und kam bald auf einen öffentlichen Platz. Hier soll noch vor 3 — 4 Jahren stark geköpft und gerädert worden seyn.

Von Ferne erblickte ich eine stattliche Burg. Ich war der Meinung, der Weg führe hier durch das Burgthor in die Stadt hinein. Ich hatte mich aber geirrt, was man einem Fremden wohl verzeihen kann. Diese Burg ist das

Lugeck, einst dem Erasmus Lueger gehörend, der hier gefangen, und auf dem benachbarten hohen Markt gleich abgethan wurde. Diese historischen Erinnerungen beschäftigten meine ganze Seele. Ich setzte mich in einen dortigen Fiaker, und schrieb in mein Taschenbuch die ganze Geschichte nieder. Ich mahlte sie recht novellistisch aus, brühwarm, wie ich sie empfangen. Nur so soll man Geschichte schreiben. Die Erzählung wird einen halben Druckbogen geben, und mir wenigstens 1 Thaler Courant Honorar eintragen.

Meine geschichtlich topographischen Forschungen in diesen nicht so ganz uninteressanten Vorstädten zu continuiren, stieg ich aus dem stehen gebliebenen Miethwagen, und wandelte rechts das Gäßchen hinunter, in eine der 3 oder 4 Bäckerstraßen. Es regnete. Ich trat in ein Haus. Es war eine Halle. Ich fragte, ob dieß vielleicht die Getreidehalle sey. Man sagte mir, sie solle wohl zu dem führen, was man aus dem Getreide macht. Es war die Universität. Da ich nun, wie der selige Conring, welcher es seiner Braut überließ, in welcher Facultät sie ihn graduirt haben wolle, in sämmtlichen Hauptwissenschaften stark bewandert bin, so beschloß ich, die guten Leutchen hier selbst ein wenig auf die Probe zu stellen. Ich fand aber zu meinem Erstaunen, daß sie gar nichts wußten, und ging, weil es eben aufgehört zu regnen, triumphirend davon, beschleunigte meine Schritte, und kam durch allerhand Gegässel zu einem imposanten Pallast, der orientalischen Akademie. Das ganze Lexicon des Meninski und jenes des Freytag wußte ich nun wohl allerdings auswendig. Ich wollte aber die ebenfalls guten Leutchen nicht in Verlegenheit setzen, und wandelte fürbaß.

Ich legte diesen orientalischen Palast bald zurück, stieß aber sogleich auf einen andern. Ich befand mich nähmlich auf der Seilerstätte, und betrachtete lange dieses artige, niedliche Bauwerk, das übrigens noch nicht vollendet. Wäre ich nicht schon in der Färberstraße gewesen, so würde ich glauben müssen, dieses Haus sey das Café de mille colonnes. Nicht gewohnt, so ununterbrochen herum zu steigen, sprach ich in der gegenüber befindlichen Bierschenke ein, stopfte meine Pfeife und trank ein Glas Bier, welches ich äußerst kräftig und wohlfeil fand. Die ungemein elegante Stube war voll von Gästen des schönen Geschlechts. Es waren meist Frauen in reiferem Alter, welche in einem genialen Dialect conversirten. Auf meine Frage erfuhr ich von dem Aufwärter, daß es Kaufleute seyen, welche besonders mit Hühnern starken Handel trieben. Zu meiner Verwunderung sprachen sie über Literatur. Ihre Controversen waren sehr lebhaft. Das Werk, über dessen Inhalt sie debattirten, ging von Hand zu Hand. Es war ein kleiner Octav-Band, in rosenrothem Umschlag, mit einem illuminirten Titelbilde. Soviel ich in der Entfernung unterscheiden konnte, waren es Briefe eines gewissen Gumpoldskirchen. Diese literarischen Frauenzimmer erfüllten mich mit Achtung. Ich sah ein, wie irrig die Urtheile des Auslandes über die Wiener seyen, verbeugte mich vor den Schönen; wünschte ihnen Glück zu ihrer höhern Bildung, und verließ das Hotel, dessen Gäste nun, ich weiß nicht warum, in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Ich ließ mich gehen, und stand bald vor einem Stadtthore; man kommt durch dasselbe in das Kärnthnergäßchen. Ich ging die Comödienstraße vorüber, sah viele Leute heraus und hinein ein Hausthor passiren, schritt ebenfalls hinein

und hörte, daß es das Bürgerspital sey. Ich hatte schon davon vernommen, machte mich aber bey meiner Scheu vor allen Kranken und Spitälern schnell von dannen; und da ich Hunger verspürte, beschloß ich in der Schwanenburg zu speisen. Die Schwanenburg ist die Beherrscherinn zweyer Straßen und eines öffentlichen Platzes. Ihre Ecken sind Erker. Sie soll aus der Vor-Jasomirgottischen Zeit stammen; der Schwanenritter mächtiges Eigen. Ihr Wassergraben ist von außen nicht mehr sichtbar. Durch ein Chaos von Wohlgerüchen trat ich ebenerdig in den blendend lichten großen Spiegelsaal. Ich schmauste fein à la Parisienne, zahlte wenig und verweilte lang genug. Gegenüber trank ich den herrlichsten Caffeh von der Welt; da man daselbst aber nicht Tabak rauchen darf, so entwich ich und kam bald auf einen großen Platz mit einer zierlichen kleinen Reiter-Statue; sie stellt Joseph den Ersten vor.

Alsbald gelangte ich durch die Neuburg auf einen Platz, der die Kanzley dieses Reiches trägt und kam in ein enges Gäßlein, welches der Kohlmarkt genannt wird. Drey Mahl wurde ich nicht überfahren, schritt auf's Geradewohl zu, und gerieth in einen Graben, in welchem ich höfliche Frauenzimmer, polnische Juden und eine Menge Fische antraf. Ich schlug mich entschlossen und glücklich durch.

Von meiner Wanderung durch diese verschiedenen Vorstädte ermüdet, sehnte ich mich nach Hause. Ich befand mich zum Glück in der Nähe des Stephansplätzchens und brachte nun die Resultate der Erfahrungen dieses Tages zu Papiere

Unter Anderm hatte ich gefunden, daß die Stadt Wien von übel unterrichteten Reisenden, oberflächlichen Topographen arg verläumdet worden, indem man ihren Umfang

als sehr klein angegeben. Ich hatte das Gegentheil wahrgenommen. Denn so oft ich bey den vielen Stadtthoren in die innere Stadt hineingesehen, hatten sich mir nur sehr ausgedehnte Häuser, Straßen-Parthien und Alleen gezeigt. Mit eigenen Augen und ernsthafter Wißbegierde muß ein Reisender schauen und beobachten, sonst verwechselt man die Dinge mit einander und läuft Gefahr, sich lächerlich zu machen.

Bey de Ligne.

Was, bey de Ligne im Regiment?

Bey Leibe nicht. Bey de Ligne und einer Dame in Wien.

* * *

„Und nun endlich einmahl das Räthsel, Prinz, das Räthsel.“

„Ey! Eine Staël, und so neugierig!“

„Eigenschaft des Weibes, Lieber, und ich bin vielleicht ein doppeltes Weib.“

„Aber die Ungeduld! Geduld ist ja der Schönen Vorzug.“

„Vergessen Sie nicht, daß es ohne Ungeduld keine Neugierde gibt. Und auf Schönheit mache ich keinen Anspruch.“

„Sehr eitel!“

„Was ist der Gegenstaud des Räthsels?“

„Ein Buch.“

„Vielleicht Sie selbst, Prinz, Sie sind Buch genug.“

„Nicht so beredt, wie ein anderes Buch, welches Staël Holstein heißt.“

„Schade dann, daß diese zwey Bücher nicht in ei=nen Band gebunden.“

„Leicht zu machen. Das eine Buch wäre bereit. Bedarf es da eines Buchbinders, eines zünftigen Menschen?“

„Ihre **Oeuvres mélées**, mein lieber Fürst!“

„Ihre **Delphine**, meine liebe Baronne!“

„Das Räthsel zuerst, dann die Lösung. Das Object also ist ein Buch —“

„Von vier und zwanzig Blättern.“

„Auf jedem Blatte ein Buchstabe. Ein A=B=C=Büchlein, liebes, rosiges Kind! He?“

„Nichts da! Auf jedem Blatte sehr viele Buchstaben, das heißt, auf zwölf Blättern, und auf den zwölf andern sehr viele Figuren.“

„Was für Figuren? Ein Buchstabe ist auch eine Figur.“

„Leute, Menschen, Personen, kurz, geschichtliche Scenen; und auch Götter, was wollen Sie mehr?“

„Sie sind auch darunter? Wie alt ist das Buch?“

„Man fragt mir das Räthsel ab. Das Alter jedoch darf ich sagen. Es ist gar zu ehrwürdig: ungefähr drey Mahl so alt, als wir Beyde zusammen.“

„Welche Sündfluth von Jahren! Und dabey dennoch ein Kind, so ein Incunabel, **vulgo** Wiegenstück der Druckerey?“

„Mit nichten, und da eben liegt das Räthsel mit seiner ganzen Pointe. Das Buch also, Madame.“

„Gott sey Dank!“

„Das Buch also, von vier und zwanzig Blättern hat Text und Bilder.“

„Gott gebe.“

„Aber dieser Text und diese Bilder: was glauben Sie? Weder gedruckt sind sie, noch in Kupfer gestochen, noch in Holz geschnitten, noch mit der Feder gemacht oder mit dem Pinsel, noch mit irgend einem Stifte; kurz, sie sind keineswegs aus einer soliden, greifbaren Materie: eigentlich körperlos, eigentlich nichts. Nun: was ist das für ein Buch?“

„Aus Luft.“

„Sie überraschen mich. Verstehe ich Sie recht?“

„Ich habe Sie recht verstanden. Alles ist ausgeschnitten! Haha!“

„Alles aber präsentirt sich blau abgedruckt.“

„Thut nichts. Ein Stück italienischer Himmel ist untergelegt, oder blaues Papier. Das Format, wenn ich bitten darf?“

Nicht größer, als das kleinste Gebethbuch einer Dame. Im Vergleich zu der Gestalt eines Incunabels ein Nachbar der Unsichtbarkeit.“

„Deshalb muß Ihr Räthsel aus Pergament bestehen.“

„Wie fein!“

„Die Linien könnten sich sonst nicht halten. Die Blätter selbst ausgenommen: ein Buch aus Nichts.“

„Und doch zügleich ein Alles.“

„Schon wieder ein Räthsel! Das ist gegen die Billigkeit, mein Prinz.“

„Sie haben Recht; Entschuldigung. Hier ist das Buch.“

* * *

Es war das „Liber passionis,“ das Wunderbuch, für welches Kaiser Rudolph **II.** der Familie De Ligne vergebens die Summe von eilftausend Ducaten angebothen.

Schreit das? Gut! So erinnere man sich an den kleinen Stein der Apotheose des August im kaiserlichen Antiken-Cabinett. Zwölftausend Ducaten hat der nähmliche Rudolph dafür bezahlt.

Unica haben keinen Preis. Man kann für eine Stecknadel eine Million verlangen.

Und — eine Stecknadel kann auch eine Million werth seyn.

Eine Stecknadel z. B. aus dem Nachlaß eines weiblichen Wesens, das vor 1843 Jahren geblüht. Jede Nadel ist eine Stecknadel.

Heutzutage, ja, da ist man sehr flink, und sehr wohlfeil mit dem, was man macht, und mit sich selber. Man taxirt sich billig, man gibt sich billig, à la Ausverkauf. Man nimmt die Zeichnung, ein Stück Pergament; eine kleine Schneidemaschinerie von Stahl, einen Hammer, eine kleine Faust: man klopft, und das „Liber passionis“ ist fertig und kostet 2 fl. 45 kr., aber W. W.

Freylich, jenes Passionsbuch ist uralt, ehrwürdig. „Uralt? Ehrwürdig? Was liegt daran? Pietät? Wie kindisch?“

Dann: Es ist das Original; ein Unicum! „Ey, darüber sind wir hinaus.“

Ferner: seit Jahrhunderten sind die Ältesten der De. Ligne eingeschrieben, daß es stets bey der Familie bleibe; auch ein König, Heinrich VII., steht da; gute Autographe, merkwürdige Reliquien. „Was Autographe? Welche Possen! Wie albern das. Ein Facsimile thut dieselben Dienste.“

Endlich: die zwölf französischen Verse jenes De Ligne vom Jahre 1609, die Verfügung bestätigend. „Französische

Verse und Lesen? Ha, wir hören derley lieber commod und schön deutsch in der Comödie.

Wie konnte man denn also Eclat machen, daß dieses Buch ein erstaunlicher Schatz, in Bel-oeil? Das fiel mir auf. Der Phönix mußte also in den Händen der Familie seyn? Wieder? Oder wie sonst? Vor 25 Jahren war dies wohl nicht der Fall. Wie ich im „Humoristen“ sage, hatte ich das Buch aus den Händen des fremden Eigenthümers, wie es scheinen mußte, eine volle Woche in den meinigen. Hr. von F**** legte es bey mir zur Verwahrung nieder. Da schwelgte ich denn im Anschauen der wundervollen Details. Wenn der Kopf eines römischen Lanzenknechts nicht größer ist, als ein Stecknadelkopf und 10 — 20 Linien dessen Gesicht durchkreuzen! Wenn.... aber reden läßt sich nichts.

Nichts Anderes bleibt übrig, als dies: Man muß zuerst die Beschreibung lesen, die der französische Denis-Debeure, in seiner Bibliographie instructive gibt, und dann einspannen lassen, nach Bel-oeil im Niederland zu reisen.

Zuerst bewundert man den Park, den unser eigener De Ligne zugleich mit den andern schönsten Gärten Europa's so voll Geist geschildert; dann steigt man die Schloßtreppe hinauf, und fragt nach der Schatzkammer.

Doch ist daselbst kein Liesinger, und überhaupt kein rechtes Bier, denn sie machen es dort aus Hopfen.

Laß Dir Glück wünschen, uraltes, ehrwürdiges, echt ritterliches Haus De Ligne, wenn Du Dein Familien-Kleinod wieder besitzest.

Wiener-Zeitung aus der Zukunft.

„Vergangnes biethet nimmer uns Genüge;
Wer bürget, daß nicht auch die Zukunft trüge?
Die Gegenwart ist eine große Lüge.“

Witthauer.

Die Zeitungen pflegen sich nur mit der Gegenwart und der Vergangenheit zu beschäftigen. Aber an die Zukunft denkt überhaupt leider kein Mensch.

Machen wir diese Ungebühr gut! Denken wir an die Zukunft! Schreiben wir von der Zukunft! Geben wir eine Zeitung aus der Zukunft heraus! Wohlan!

Publicum, das Du leider mehr an dem Unwahren hängst: wisse zu unterscheiden! Publicum sey unserem Vorhaben günstig!

Das Anticipations-Bureau.

Österreich.

Wien. So wie vor 50 Jahren, also genau wie im Frühjahre 1843, erschien gestern das Carlgestirn am Himmel wieder, doch viel deutlicher und leuchtender. Es war eine großartige und schöne Idee der damahligen Zeitgenossen, diesem Anfangs so geheimnißvollen Cometen den Nahmen jenes erhabenen Helden zu verleihen, dessen Jubelfeyer merkwürdig genug, mit diesem Gestirn zusammengetroffen. Die Idee lag auch sehr nahe: Der Himmel selbst sprach sich aus; das Firmamentzeichen war die Ankündigung des Festes. Die Astronomie hat berechnet, daß das Carlgestirn regelmäßig in jedem halben Jahrhundert sichtbar seyn werde; aber fort und fort stets klarer und schärfer, glänzender und strahlender; fort und fort im Laufe der Jahrtausende, durch alle Strömungen der Zeiten. So

läßt die Begeisterung der Menschen den Himmel selber in seinem eigenen unermeßlichen Raum ein Monument stiften zu unvergänglicher Verherrlichung der wahren und echten Heroengröße. Und wenn vielleicht dereinst im unerforschlichen Gang der Weltgeschicke die Aufbewahrungen der Schrift, des Buchdruckes, des Marmors, der Münzkunst, der Plastik untergegangen in ewige Nacht, dann wird die ungleich dauerhaftere mündliche Überlieferung jubelnd ausrufen: Sehet, sehet da das Carlgestirn!!

— In der Mitte unseres Jahrhunderts war die Stadt Wien im Verhältniß zu ihrem Bevölkerungsstand noch viel zu enge; sie war gleichsam noch nicht fertig. Es fehlte ihr noch das ergänzende Fünftel, also nicht eigentlich ein neues Viertel, da ein ganzes nicht fünf Viertheile haben kann. Nun aber ist die Stadt Wien completirt. Das neue Fünftel, gerade von da an, wo früher das neue Thor, im Angesichte der Roßau, zieht sich am Donaucanale hin. Von einem der cetischen Berge, oder vom Stephansthurme aus, gewährt dieser Neubau einen höchst interessanten Anblick. Diese Wiener-Neustadt hat drey große Plätze mit imposanten Statuen geschmückt. In gerader heller Richtung ziehen sich die Hauptstraßen hin. Die Kolowrat-, die Kübeckstraße, die Hammer-Purgstallstraße, die Grillparzer- und Amerlingstraße, die Czapkastraße rc. Viele Bauten sind schon bewohnt. Die Beschreibung dieses neuen Fünftels wird in einem illustrirten Prachtwerke, bei dem verdienten Jubelgreise Sollinger erscheinen.

— Der zweyte Stephansthurm schreitet seiner Vollendung entgegen. Diese wird den letzten December 1899 Statt finden; pünctlich in dem gemessensten Augenblicke der Mitternacht; in der Neujahrs- und Neuhundertjahrs-

nacht zugleich wird das Kreuz auf seine Spitze gesetzt. Mit welch eigenthümlich, wahrhaft romantischer Feyerlichkeit dies geschehen werde, kann man sich nicht vorstellen. Das Material, aus welchem dieser Thurm erbaut, ist nichts weniger als Stein. Es ist Holz, und zwar, zu Ehren jenes Architecten, der 1433 den alten Thurm vollendet, von dem Holze, dessen Nahmen er geführt: von Buchsbaum. Dieses neue Bauwerk kostet eine Kleinigkeit, und wird lange genug dauern.

— Die seit zehn Jahren bestehende Kleiderordnung hat bereits vielfach die segensreichste Wirkung bewährt. Man findet sich mit Behaglichkeit darein. Die unglaublichen Ersparnisse machen, daß Niemand Geldmangel hat. Vom Bürger an aufwärts ist staubgrau die Farbe der Trachten. Die von einem gewissen Fadenschein ausgebotenen Frühlingspelze finden allgemeinen Beyfall.

— Die Literatur fährt fort, sich zu veredeln. Von dem unbegreiflichen, vor einigen Decennien wieder aufgetauchten Spuk der Geister-, Ritter-, Zauber-, Räuber- und Schauer-Romane ist keine Spur mehr vorhanden. Die historische Novelle hingegen ist fruchtbringend angebaut; ihr Boden größtentheils die vaterländische, insonderheit die Geschichte Wiens. Characteristisch und bemerkenswerth ist die Veränderung in der Schreibweise. Nichts mehr von gesponnenen, gedehnten Constructionen, von pyramidalischen Perioden, von kunstmäßig gerundeten, geschraubten Formen; nichts mehr von jenem gewissen schwerfälligen Ton der Abhandlung: Alles athmet Natürlichkeit, Leichtigkeit; kurze Säße, fast nur Skizze, aber scharf, kernig, lebensvoll; der Styl ist epigrammatisch geworden, ohne die Deutlichkeit oder den Geschmack zu verletzen.

— Die große Wiener-Lach-Anstalt ist auf dem Gipfel des Gedeihens. Vor so und so vielen Jahren, da sie gegründet worden, lachte man über das Project, was aber eben selbst zum Lachen war. Und nun strömt man täglich des Morgens scharenweise hinein, sich recht herzlich zu zerlachen, frischen Blutumlauf, erneuerte Gesundheit zu holen. Hunderte von Patienten aus den entferntesten Himmelsstrichen kehren geheilt, dem neuen frisch freudigen Leben wieder geschenkt, voll jubelnden Dankes in die Heimath zurück. Die Unternehmer befinden sich so wohl dabey, wie das Publicum. Vergebens haben andere Länder versucht, diese Anstalt nachzuahmen; nur in Wien sind die Elemente dazu vorhanden.

— Der Rollschuhe bedient sich nun fast Jedermann, besonders, wer entfernte Gänge zu verrichten hat. Die Roll- oder Schnellschuhe sind bekanntlich eine Sohle, die auf fünf sehr kleinen Metallrädern ruht, und an den Stiefel geschnallt wird. Man kann, wenn man will, so schnell damit fahren, als mit Schlittschuhen auf dem Eise. Ist man am Ziel, schnallt man sie ab, rollt sie zusammen, und schiebt sie in die Tasche. Das Volumen ist sehr klein.

— Bücheranzeigen. Grillparzers sämmtliche Werke, 24. Auflage, 5 Bände, 8.

Abhandlungen der ungarischen Gelehrtengesellschaft (in ungarischer Sprache), 36. Bd., 4.

Sonnenberg's dichterische Werke, 4. Aufl., 3 Thle., 8.

Triumph der Judenschaft, erklärt aus ihrem Gemeingeist, oder Darstellung ihres neuen syrischen Reiches, 3 Bände mit Kupfern und Karten, 8.

Pezzl's sämmtliche Werke, 12 Theile, 8.

Geist aus Sonnenfels's Schriften, 3 Bände, 8.

Maria Theresia, ihre Zeit und ihre Helden, Prachtwerk mit 1000 Kupfern, 4 Bände, 8.

Polyglotten-Lexicon sämmtlicher slavischer Sprachen, 6 Bände, 4.

National-Encyklopädie, österreichische, 9. Auflage in 50 Bänden, 8. Mit herald. Atlas.

Denis gesammelte kleine Schriften und Gedichte, 5 Theile, 8.

— Unser Glacis, wie wir es seit Joseph II. haben (vor ihm war es ein baumloser, schutt- und kehrichtbeworfener, staub- oder kothbedeckter abscheulicher Anger, auf welchem man beliebig die kreuz und quer bunt durcheinander ging, rannte, fuhr und ritt), war etwas Rechtes, aber nichts Schönes. Seit aber die innere wie die äußere Stadt allmählig den Gipfelpunct der Verschönerung erreicht, ist auch der Zwischenraum, die Esplanade übereinstimmend umgewandelt. Das Glacis ist jetzt ein Garten, ein Park, ein kunstgerechter Park, ein ästhetischer Aufenthalt; eine ideale englische Anlage, voll der schönsten Baum- und Blumen-Parthien, Pavillons, lustigen Tempeln, Fontainen ꝛc. Der Wächter, die hier aufgestellt, bedarf es kaum; die Gesittung und das Gefühl des Anstandes, wie der dankbaren Anerkennung würden es sogar überflüssig machen, wie in der nächsten Umgebung einer norddeutschen Großstadt Täfelchen anzubringen mit der Aufschrift: diese Anlagen sind der Schonung des Publicums empfohlen. Die gefühl- und tactvollen Wiener bedürfen solcher Ermahnungen nicht mehr. — Frau von Staël sagte einst: „Wien ist ein unschätzbarer Diamant, in Smaragde gefaßt.“ Mit den Smaragden war es Schmeicheley. Jetzt wäre es keine mehr.

— Der Character der Wiener hat sich wieder so schä-

ßenswerth und liebenswürdig gestaltet, wie er am Ende des vorigen und zu Anfang des nun ablaufenden Jahrhunderts gewesen. Daß er manche seiner Vorzüge eingebüßt, viele andre sich arg modificirten, wird kein Freund der Wahrheit in Abrede stellen. Insbesondere war der Dämon des Egoismus eine grelle, unheilvolle Erscheinung. Wie ganz anders, wie segenbringend ist nun in so kurzer Zeit Alles wieder geworden. So wahr ist es, daß echte, tüchtige Grundanlagen nur vorübergehend abirren können. Da auch diese reizende, preiswürdige Regenerirung erst durch geschichtliche Gegensätze ihre helle Beleuchtung und richtige Würdigung gewinnen kann, so erweckt eine so eben herausgekommene Schrift über die Zustände in der Mitte dieses Jahrhunderts zweyfaches Interesse. Sie ist betitelt: „Memoiren eines Sperl-Phäaken. Verfaßt von einem 23jährigen Greise; vervollständigt von einer 20jährigen Greisin, seiner Frau. Ein hinterlassenes Manuscript. Erst nach 40 Jahren in Druck zu legen. Mit vielen Kupfern und Porträten."

Zur Naturgeschichte der Domestiken.

Niemand noch hat das Domestikenvolk so treffend geschildert, wie Lichtenberg; Niemand noch es so treffend in Kupfer gestochen wie Chodowiecki. Jener war der Chodowiecki mit der Feder; dieser der Lichtenberg mit dem Stichel.

Wie man die kleinen Figuren da sieht, ist kein großer Unterschied zwischen den großen Figuren in den 90er Jahren, wohl aber ein sehr großer, verglichen mit den jetzigen.

Die, welche man so überhaupt Bediente nennt, mußten sich von jeher am geschmacklosesten kleiden lassen, am

meisten die in vornehmen Häusern. Man überlud und überladet diese unterworfenen Geschöpfe mit Sammtstreifen, mit Achselschnüren, mit Tressen und solchem Plunder. Man verunstaltete sie zu Lastträgern, zu Caricaturen. Alle Nähte des Rocks z. B. mit Gallonen besetzt: wie abgeschmackt. Das Costum derer in minder großen Häusern war und ist noch am Erträglichsten: ein einfacher Rock mit farbigem Kragen, derley Aufschlägen oder Vorstößen. Die schlotternden Camaschen vollends, lieber Himmel, welche echt englische Plumpheit und Lächerlichkeit.

Läufer gibt es jetzt eben so wenige, als damahls viele. Fast Jeder, der 2 Pferde hatte, hielt sich einen Läufer, einen Vorläufer. Diese Dinger wurden meist zum Herumtragen verschiedener Geschäftsachen, von Briefen, Meldungen rc. verwendet; sie waren eigentlich Au släufer, wie man jetzt Laufbursche hält, Ausgeher, Ausgeherinnen. Magnaten, nun die hielten deren wenigstens 2, mit einem langen schweren Stock vor dem Viergespann hertrippelnd, des Nachts mit Fackeln, die sie keck und leichtsinnig an die Straßenecken schlugen, die Flamme aufzufrischen, mit denen sie selbst beym stärksten Wind (Windlichter) an offnen Läden, Kellerlöchern, an Holzbuden rc. einher trabten, wohl auch in den ersten und zweyten Stock leuchteten, wie man denn in vielen Häusern noch derley Löchersteine zum Auslöschen sieht. Dieser dumme Unfug ist so ziemlich vorüber. Die Läufer sind nur noch sehr unstrappazirte Paradepuppen; und wenn der Ultraphilanthrop Berghofer in seinen „Verbothenen Schriften;“ wenn der Nichtultraphilanthrop Hanns Jörgel in seinen allerliebsten gut gewürzt und gesalzenen lustigen Briefen gegen das Läuferwesen eifert, so erlauben wir uns hinwieder, gar nicht einzusehen: warum?

Ob Reiten oder Fahren, ob Sitzen oder Marschiren, ob Gehen oder Laufen: gleichviel. Thier bleibt Thier; Säugethier bleibt Säugethier.

Eine eigene Bewandtniß hat es mit den Jägern. In reichen Häusern, bey Herrschaften, die Herrschaften haben: gut! Sonst aber: eitle, prätiose Paradestücke diese Jäger mit ihren Gold- oder Silberverbrämungen; die wohl einen Hirschfänger umhängen haben, aber alles Mögliche in der Welt zu thun, nur keinen Schuß. Wenn sie so auf einem Fiaker aufstehen, oder hinter einem Dämchen, einen Shawl oder Frauenhut, oder ein Körbchen Obst, oder einen kleinen Nickel nachtragen! Freylich kostet solch ein Decorationsmensch viel Geld; aber er macht auch viel Aufsehn; er verschafft Credit. Was kostet dieses Buch? „24 Kreuzer.“ Hier sind 20; es ist genug. Ich werde es durch meinen Jäger holen lassen. Adieu!

Dann die Leibhusaren! Was ist ein Leibhusar? Gerade das, was ein Jäger, ein Leibjäger. Er ist abgethan.

Ein Heiduck war ein Ding, ein Instrument, dessen sich sonst die alten Damen bedienten, ihnen die 2 — 3 großen französischen Gebethbücher und den Kniepolster in die Kirche nachzutragen. Das ist vorbey. Es gibt jetzt keine alten Damen mehr, keine Heiducken und keine Kniepölster.

Ferner die Jokeys, feine zarte Zuckerwaare, viel seltner als jetzt wo es noch keine Pferderennen gab, wo man überhaupt nicht rannte, außer bey Gelegenheiten, die jetzt Gott und der Vernunft sey Dank, so gut als nicht mehr existiren: bey Parforce-Jagden. Aber — das Pferderennen, ist ja auch eine Parforce-Jagd, wo der Jäger, der Jagende zugleich selber das Wild ist. Ach, lassen wir das Capitel, und schauen wir uns lieber um, ob es unter den

Domestiken keine Mohren mehr gibt? Auch Gott und der Vernunft sey Dank, so gut als keine mehr. Wie gut müßte es sich ausnehmen, wenn ein mohrischer Häuptling oder Magnat, auch so zum curiosen Schaugepränge einen Weißen in Liverey hätte, einen Weißen als Mohren? He?!

Zuletzt, anstatt zuerst kommen wir zum Portier. Nun da können wir uns freylich nicht aufhalten, wenn er selber sich aufhält und grob wird, und impertinent, wie es seine Rolle mit sich bringt. Was? mit sich bringt? Man sollte vielmehr glauben, der Pförtner eines großen Herrn, der Pförtner, an den sich leider Jedermann wenden muß, sollte gehalten, verpflichtet, es sollte seine unerläßlichste Schuldigkeit, sein erstes Gesetz, und Bedingung seyn sine qua non; ja es sollte sich von selbst verstehen: die Höflichkeit, die Artigkeit, die Zuvorkommenheit, die Dienstbeflissenheit selbst. Sehe man hingegen diese Bengel an mit ihren vergoldeten Knittel und Bandelier; nein sehen wir sie nicht an; ignoriren wir sie, denn über die Achsel können wir die Colosse leider nicht ansehn: kurz, sie seyen für uns gar nicht da, und das so lange, als sie Flegel sind. Ha, welch ein Spaß beym Friesischen Palais vor ziemlich vielen Jahren. So oft ich vorbey gehe, mache ich ein Compliment. Der Mensch natürlich deutet das auf seine betreßte Personnage, und thut stets dergleichen, als mache er Miene, das höfliche Compliment einiger Maßen in Gnaden zu erwiedern. Eines Tages aber nehme ich Rache; ich reiße den Popanz aus seinem Traum: ich deute auf einen unbeweglichen Reiter gegenüber, der gar nicht betreßt ist: Diesem Herrn da sage ich, galt stets mein Compliment. Wahnsinnig roth vor Zorn ward der Kerl.

Wenn man selten oder gar nie fährt, so vergißt man

auf die Kutscher. O wäre das nur möglich! Die Wienerischen sind geschickt, das ist wahr; die geschicktesten in der ganzen Welt; aber ihre größte Geschicklichkeit besteht darin, die Fußgeher zu überfahren. Das kann man täglich sehen, ja fast stündlich. Es ist menschenfreundliche Sitte, nur so etwa einen Fuß, oder einen Arm zu überrädern; selten die Brust, oder den Hals, oder Kopf, obschon über Hals und Kopf gefahren wird. Die Eile ist es, ja, die Eile! Was thut man in der Geschwindigkeit nicht, in der Übereilung. Und wenn es aber pressirt? Wenn es sich beym Fahren um sehr wichtige Zwecke handelt, die keinen Aufschub leiden: zu einer Schönen; zu einem Gouter, zu einem Spielchen? Sey man doch ja nur gerecht! In den 90er Jahren, da mochte sich ein so elender Fußgeher alle erdenkliche Mühe geben, überfahren zu werden: es war nicht möglich; es gelang ihm nicht. So unvernünftig und ignobel ward damahls gefahren. Es ist wirklich eine Schande!

Und nun: geben wir uns auch mit den weiblichen Domestiken ab? O recht gern; mit dem größten Vergnügen; aber nicht gar lange.

Nehmen wir zuerst eine Köchinn, eine Köchinn aus den 90er Jahren. Wie gesetzt und ehrbar die Person aussieht, wenn sie auch noch so jung; es ist frappant. Sie macht fast eine Amtsmiene; es spricht sich ein gewisses Gefühl von Berufswürde in selber aus. Welche Solidität der Haltung, welche Gemessenheit der Bewegungen, welch ernste Aufmerksamkeit in allen Verrichtungen. Nicht leicht läßt sie sich mit einem „Amanten“ ein; es muß Aussicht da seyn. In der „Fleischbank,“ nun, da muß sie freylich ein wenig tolerant seyn; sie würde sonst Alles riskiren. Betrachten wir ihren Anzug: wie einfach, wie solid! Der Stoff Leinwand

oder Wollzeug oder „Gradel;“ eine blaue linnene Schürze; ein Busentuch von Cattun; die Arme bloß; selbstgestrickte blauliche oder schwarze Strümpfe; eine schwarze gegupfte Drahthaube; die Haare als Chignon; um den Hals ein Schnürlein mit einem goldnen Kreuzchen. An Festtagen derselbe Schnitt; der Stoff aber hie und da etwas von Seide, z. B. das Busentuch, und die Haube, vom ersparten Lohn, von Goldstoff: eine „reiche Haube.“ So geht die „Jungfer“ Köchinn mit ihrem Amanten in den Augarten, und im Rückweg in ein „Methhaus“ auf ein Seitel Zwölfer, dazu 2 Kipfel. Sie hat noch keinen Einkaufkorb; sie hat bloß einen grobleinwandenen Sack: das „Marktsackel;“ unten das Fleisch, oben auf das Gemüse, das Grünzeug, so vorn herausgucken muß; das ist Regel. Den Brodlaib trägt sie meist auf dem Arm; sie setzt das Groschenlaibel noch nicht 4 kr. an; deßhalb begrüßt sie auch noch häufig mit einem, jetzt selbst schon beym Landvolk ganz aus der Mode gekommenen. „Globt seys Christus,“ worauf entgegnet wurde: „In Ewigkeit.“

In Ewigkeit werden wir aber nicht mehr jene allerliebsten Geschöpfe zu sehn bekommen, die unter dem Nahmen Stubenmädchen ganz Wien begeisterten, und die Federn aller Broschuristen in Bewegung setzten. Gehn wir also jetzt von der Köchinn ein wenig zum Stubenmädchen hinein! Wie nett es aussieht, das niedliche Ding! Wie köstlich ihm die böhmische Haube, das enge Corsettchen, das kleine, kleine Halstuch lassen? Und diese Munterkeit, diese Gewandtheit, dieses schalkhafte, schelmische naive Wesen gepaart mit dem feinen neckischen Ernst? Ach diese eigenthümliche Race ist ausgestorben. Die jetzigen Stubenmädchen überladen sich mit Putzstücken, wollen par force so

aussehen, wie ihre Gebietherinnen, während die an der Seine, selbst gebildet wie sie sind, die größte Einfachheit beobachten. Keine Parallelen!

Noch könnten wir von den Kammermädchen plaudern; aber wir geniren uns eben so wie bey den Kammerdienern, sie in die Classe der Domestiken zu werfen.

Lassen wir das, und schließen wir mit dem wahren practischen Wort eines Gebiethers, der zu seinem Bedienten sagte: „Ich bin so schlecht bedient, als wenn ich 6 Domestiken hätte."

Das Bedientenwesen war stets ein Unwesen, aus dessen Fermentation sich ein Wesen entwickelt hat, das weder ein Wesen, noch ein Unwesen ist, ein Zwitter, ein mestitzisches, amphibioses je ne sais quoi. Daher vielleicht auch der corrupte Ausdruck „Bedienter," wie denn eigentlich die Frau der Herr, der Herr der Dienende, der Dienende der Herr; der Hund der Herr; der Herr der Hund. Doch — verstricken wir uns nicht weiter, und fahren wir fort, dergleichen zu thun, als würden wir für unser gutes Geld auch nichts weniger als sehr schlecht bedient.

Paracelsus in Wien.

In der Schönlaterngasse zu Wien steht ein uraltes Haus. Es ist jetzt ein Bäcker darin. Zwischen den Fenstern des zweyten Stockwerks sieht man eine aus Stein gehauene, verwitterte Figur, den Basilisk vorstellend, welcher, der Sage nach, vor einigen hundert Jahren, in des Hauses Brunnen vieler Menschen und Thiere Verderben gewesen.

In diesem Hause hatte in der Mitte des 16. Jahrhunderts der Buchhändler Spannring seinen Kaufladen.

An einem Herbstmorgen um acht Uhr verzehrte er, seiner Gewohnheit nach, im dunklen Hintergrunde des Ladens sein Frühstück, welches aus einer Schale kalter Milch und einem Wecken bestand. Von diesem Letztern erhielt sein Laufbursche, Caspar, die gewissenhafte Hälfte. Gierig davon verschlingend, sagte dieser zu seinem Prinzipal: „Ey, seht doch, Herr Spannring, was für eine absonderliche Menschengestalt es sich da drüben so bequem macht?“

Spannring, ohne von seinem hölzernen Drehsitz aufzustehen, lugte hinaus. Gegenüber an der Wand, lehnte ein Mensch, nicht viel über vier Schuh hoch, gehüllt in eine Art Kutte von lichtgrauem Tuch; das Gesicht war das eines Kindes. Er hatte runde Wangen, ein vorstehendes, rundes Kinn, einen kleinen Mund, eine, wie noch unentwickelte Nase, mehr kleine lichte, wenig sagende Augen; keine Spur von Bart, auch fast gar keine Kopfhaare, was man bemerken konnte, da er eben das rothe, schmierige Barrett abnahm, mit dem Ärmel sich die feuchte, stark gewölbte Stirn abwischend. Das Männchen trug plumpe, schwere Schuhe, ein Reisebündel, in Wachsleinwand gewickelt, der Länge nach auf dem Rücken, und einen langen Knotenstock.

Diesen setzte er jetzt an, und schritt auf den Buchladen zu. Er trat ein, eben als Spannring mit dem Frühstück zu Ende war. Hatte diesem die wunderliche Gestalt schon überhaupt auffallen müssen, so war solches noch mehr der Fall, als der Fremde zu sprechen begann, denn seine Stimme war so fein, und schwach, wie die eines Kindes, während sich doch kund gab, daß sie einem Manne von wenigstens 30 Jahren angehöre.

Der Fremde sagte, ohne das Barrett abzunehmen:

„Seyd gegrüßt, Herr. Ich frage Euch, ob Ihr von Eurem Collegen, dem achtbaren Herrn Frobenius in Basel, ein Packet eingesendet erhalten habt mit der Adresse: „An den weltberühmten Philosophen, Naturforscher und Medicus Professor Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim.“

„„Allerdings,““ antwortete Spannring, „„ist hier ein solches Packet; es ist in Quarto; und so Ihr mir, mein Freund, von Eurem Gebieter eine Anweisung oder Empfangsbestätigung vorweiset, soll es Euch unverweigerlich und portofrey ausgefolgt werden.““

„Nun gebt Papier und Feder her,“ erwiederte das Männlein, „ich will Euch diese schreiben, denn wisset, Derjenige, mit dem Ihr in diesem Augenblicke redet, ist Paracelsus selbst; ich bin Paracelsus.

Spannring ward blaß vor Überraschung. „„Wie?““ stotterte er, „„Ihr Selbst wäret dieses Weltwunder von einem Gelehrten! Das wäre Segen meinem kleinen Kram! Gestattet, Weisester unter den Weisesten, daß ich, als Euer erbärmlichster und jämmerlichster Knecht, Euch huldige!““

Der Mann geberdete sich wie ein Verrückter. Endlich sprach Paracelsus: „Möge mein Erscheinen Euer bürgerliches Gemüth erfreuen und erquicken. Für jetzt aber stellet mir mein Packet zu. Es ist ein Buch darin für den preiswürdigen Doctor Lazius, und ich ersuche Euch, mir durch diesen Euern Diener dessen Wohnhaus weisen zu lassen.

Spannring that, wie ihm geheißen, und Caspar ging mit dem Packet vor Paracelsus her. Die Mütze zwischen

den Händen stumm und starr blickte der Buchhändler ihm nach.

Der Lazenhof war damahls ein wahres Museum von Alterthümern und curiosen Sammlungen jeglicher Art, besonders vieler römischer Denkmähler, die des Doctors Laz Oheim Schallautzer, in und um Wien durch Nachforschungen und Ausgrabungen angehäuft hatte. Durch mehrere damit angefüllte Gänge gelangte Paracelsus zu dem Studirgemach des Doctors.

Lange pochte er vergebens. Endlich öffnete ein Diener die Thür, und Paracelsus trat ein. Lazius war nicht sichtbar; so sehr war er inmitten von Folianten, mathematischen und physikalischen Instrumenten, auch naturhistorischen Gegenständen an seinem Arbeitstische vergraben. Paracelsus hatte sich indeß auf einem alten Stein voll hebräischer Inschriften niedergelassen, und das Packet geöffnet; auch in dem darin befindlichen Briefe gelesen.

Nach wiederhohlter Meldung des Dieners stand Lazius auf. Er war ein schöner Mann von mehr großer als kleiner Gestalt, schlank; hatte ein gebräuntes Gesicht, dunkle, lebhafte Augen, schwarzes Haar. Er trug ein dunkelgrünes Wamms, eine derley hohe Mütze, eine schmale Halskrause, schwarze Beinkleider und schwarze Strümpfe. Lazius zählte noch nicht viel über 20 Jahre; aber seine Reisen, seine unablässigen Studien in allen Fächern des Wissens, und seine Anstrengungen als Feldarzt in Ungarn hatten seinem ganzen Äußern den Stempel eines viel höhern Alters aufgedrückt.

Paracelsus trat ihm entgegen; Lazius aber that einen Schritt zurück. „Wie?“ rief er erstaunt aus, „Bombastus in Wien? Wollt Ihr auch hier, wie in Ingolstadt

unter meinen Augen, und wie überall in der Welt, die echte Gelehrsamkeit mit Euren mystischen Träumereyen bekämpfen? Was sucht Ihr in Wien?“

Paracelsus wurde durch diesen grellen Empfang nicht im Mindesten beirrt. Er setzte sich uneingeladen auf einen Stuhl, und sagte mit voller Gelassenheit: „„Herr Doctor Lazius, ein Einschluß für Euch aus Basel. Ferner, leset diese Zeilen.““

Bey diesen Worten zog er aus seinem Gürtel ein beschriebenes Quartblatt hervor, und reichte es Lazius.

Dieser war auf das äußerste überrascht, ja, im hohen Grade betroffen, so, daß das Blatt seinen Händen entfiel. Schnell raffte er es wieder auf, und durchlas es neuerdings. Er rief aus: „Von Luther! Ha, von Luther ein Empfehlungsschreiben an Groß und Klein! Wodurch, Bombastus, habt Ihr Euch solch ein Kleinod verdient? Aber verzeiht, verzeiht; und redet, redet!“

Paracelsus nahm das Blatt wieder an sich, und sagte ganz kalt: „„Ich rettete dem Reformator mit meiner Kunst das Leben, was Ihr Andern alle mit euren gepriesenen Schulkenntnissen nicht vermocht hättet. Es war in Schmalkalden; da lag er hart darnieder an dem kläglichsten und ekelhaftesten Übel von der Welt. Durch zwey Häringe und zwey Maß Wasser curirte ich ihn. Und jetzt will ich Euch sagen, was ich in Wien beabsichtige. Durch dieses Blatt will ich Euren Kaiser und Herrn bewegen, daß er die Druckkosten einiger meiner Werke auf sich nehme.“

Lazius lächelte und sagte: „„Ihr seyd schlau, Paracelsus. Ihr berechnet wohl, und nicht ohne Grund, daß der aufgeklärte, menschenfreundliche Ferdinand **I.** nicht so unduldsam sey, als man es glaubt, und eine gewisse Par-

they es wünscht. Ihr rechnet auf seine Großmuth. Aber es sind eigene Gründe vorhanden, die Euren Zweck vereiteln werden.""

Paracelsus entgegnete: „Vorerst hatte ich auf Eure Verwendung gehofft."

„„Auf diese dürft Ihr schlechterdings nicht zählen,"" erwiederte Lazius mit Festigkeit. „„Ich gebe Euch mein Wort darauf.""

„Wenn dem so ist," sagte Paracelsus," so lebt wohl! Ich verzeihe Euch. Und zum Beweise divinire und verkünde ich Euch eine ruhmvolle Laufbahn. Ihr werdet zu hohen Würden steigen an diesem Hofe, geadelt werden, und in Eurem Wapen die kaiserlichen Lerchen führen. Lebt wohl! Ich grolle Euch nicht, finde mich aber auch nicht verpflichtet, Euch eine neue Arzneikraft, zugleich ein köstliches Nahrungsmittel kennen zu lehren, das für Leute, die viel studieren, von besonderer Wichtigkeit ist. Ich habe es in Arabien kennen gelernt; ihm verdankt mein Geist seine Heiterkeit nach den anstrengendsten Studien."

Lazius ward aufmerksam.

Paracelsus öffnete seinen Ranzen, nahm Etwas aus einem Papiere, und fuhr fort: „Seht hier diese kleine, grüne Bohne. Wenn die Lämmer und Böcke sie von ihrem Strauche abpflücken und einige Stücke davon verzehren, so werden sie alsbald munter und hüpfen fröhlich umher. Geröstet, zerrieben, auch mit Milch vermischt, genossen, bringt sie Licht in das Dunkel des Menschengehirns, erheitert und beflügelt sein ganzes Seelenvermögen. Es ist die Caffehbohne. Hier nehmt drey Stücke davon zum Andenken; mehr verschaffen könnt Ihr Euch leichtlich; erkennet, daß ich großmüthiger seyn könne, als Ihr, und lebt wohl."

Paracelsus entfernte sich schnell.

Bey dem uralten Hausthore angekommen, verwunderte er sich sehr, den Jungen des Buchhändlers Spannring zu finden. Dieser hatte von seinem Herrn den Auftrag erhalten, dem Fremden bei seinen fernern Gängen zum Wegweiser zu dienen. Paracelsus ließ sich dies recht gern gefallen. Er zog eine kleine türkische Goldmünze aus dem Gürtel, reichte sie dem Jungen und sagte: „Nimm dies, mein Sohn, für deinen Eifer, und sey klüger, als der Hauswirth in der Adlergasse, bey dem ich heute übernachtet. Nun küss' den Pfennig und fürchte dich nicht, sie ist und bleibt von Gold. Jetzt aber zeige mir den Weg zu dem Servitenkloster. Dann bedarf ich deiner nicht mehr.

Der Prior war im höchsten Grade erstaunt, den Wundermann Paracelsus bey sich zu sehen. Er empfing, behandelte und bewirthete ihn mit Feyerlichkeit. Nachdem Paracelsus sich erquickt hatte, sagte er zu dem würdigen Obern: „Vor einigen Jahren hat der Euch wohlbekannte Doctor Luther einen jungen Menschen an Euch gesendet, mit einem Empfehlungsschreiben von seiner Hand. Er wünscht zu wissen, ob er wohlbehalten bey Euch angekommen, und wie es sich weiterhin mit ihm verhalte."

Der Prior ertheilte die gewünschte Auskunft und lud Paracelsus ein, einige Zeit im Kloster zu verweilen, um sich zu erhohlen. Dieser nahm aber die Einladung nur für die Nacht an. Länger, sagte er, sey es ihm nicht gestattet. In zweymahl 14 Tagen müsse er wieder in Salzburg eintreffen, wo nun seine bleibende Wohnstätte sey. Des Abends verabredete er mit dem bereitwilligen Prior das Nöthige, um seinen Zweck bey dem Kaiser zu erreichen.

Des andern Morgens nahm er die Kirche in Augen=

schein. Lange haftete sein Blick auf einem Gemählde der Decke.*) Es überkam ihn, wie das öfter der Fall war, der Geist der Weissagung. Der Prior fragte nach dem Gegenstand.

„Durch dies Gemählde," erwiederte Paracelsus, „wird diese Kirche einst gerettet werden. Gegen das Ende des nächsten Jahrhunderts werden Eure glücklichen Gefilde, wie vor zehn Jahren, neuerdings von dem Erbfeinde der Christenheit mit Krieg überzogen, und Alles wird da ringsum verheert werden. Die Türken aber werden dies Patriarchen-Gemählde für ein Mahomedanisches halten, und Euer Gotteshaus verschonen. Dies zum Abschied und Trost. Lebet wohl! Der Herr schirme Euch fort und fort. Diese Recepte hinterlasse ich Euch, Ihr ehrwürdiger Vater, zu heilsamer Erinnerung. Gedenket auch meiner in Eurem Gebeth. Ich werde deß vielleicht bald nöthig haben. Das Jahr 1541 habe ich Grund zu fürchten. Neid, Rachsucht, Mißgunst, Bosheit lauern auf mich."

Auch diese Ahnung, wie die Prophezeyung des türkischen Einfalls (zweyte Belagerung Wiens 1683) und des Umstandes mit dem Gemählde, ging in Erfüllung; nicht minder jene Laz betreffend.

---

*) Dem Verfasser ist wohl bekannt, wann das neue Gebäude durch Ottavio Piccolomini aufgeführt. —

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Inhaltsverzeichniss.

Erster Theil.

Hermannsschlacht (Bohdanowicz) 1
Saphir beym Conversationsblatt 5
Theatergeschichte, zur ältern 8
Kircher 13
Dampfmaschine 14
Mäßigkeitsanschläge 15
Valle, auf dem (röm. Kaiser) 17
Jörger, Tod des jungen 19
Flucht, letzte (Casanova). 20
Igel, zum rothen (Notabilitäten) 34
Alexander von Rußland, bey. 39
Ur = Einwohner 44
Joujou 45
Niederleger 46
Lannes 47
Probe, eine (dramat. Auto) 48
Graben, auf dem, vor 40 Jahren 49
Kramer'sche Caffehhaus, das. 54
Stubenthor, vor dem (Ochsentheilung) 62
Eugen auf der Hofbibliothek 70
Glückshafen 75
Josephstadt, in der, (Theater) 77
A B C, ich zum goldenen 79
Magikers des (St. Germains) früherer Besuch 81.
Magiker, der, in neuerer Zeit 89
Sylvester = Nacht, eine (St. Germain) 95
Volks=Plutarch 102
Capistrano 109
Spielhaus, französisches 110
Burgthor und Basteyrunde vor 40 Jahren 112
Autograph, ein (Herzog von Reichstadt) 120
Beggiana (des genialen Bäckers W—r) 125
Abenteuer 1809 (Landwehr; Invasion; Audienz bey Napoleon ꝛc.) 128
Diner, ein (schöner Geister, im römischen Kaiser) 141
Prinz, ein schwarzer (Angelo Soliman) 146
Reunion auf dem Eise, (Canal=Hafen) 149
Pufferl, der (Friseur) 151
Hannswurst 153
Duell einer Dame (Montague) 161
Tabakisches 166
Bohrer, Monsieur (Hunde = Doctor) 168
Metastasio (und Casti) 171
Blendung als Strafe 172

Gast, der, im Federlhofe (Leibnitz) 173
Blumauer auf dem Sterbebette 181
Hirschgeweihe auf dem Stephansthurm 183
Gefahr, höchste (Kaiserinn) 184
Ob er es war? (der Friedländer) 185
Leidtragende, für (Restaurationen) 188
Sachs, Hanns (Schmälzel) 189
Schmälzel, wie er ansonst 197
Augarten-Vision (Joseph II.) 204
Baden, ein Tag in, vor 40 Jahren 208
Timlich. 221
Krapfen, kupferne (Polturaken) 223
Mozart-Haus, das ꝛc. 224
Mozarts Grab 227
Lerchenfeld, das neue 229
Schmuggel-Histörchen 230
Laz beym Herrn 231
Mord aus Künstlerneid (Oeser) 240
Urhaus, ein. 242
Bravour, enorme (auf d. Stephansthurm) 244
Redoute, in der, vor 40 Jahren 245
Obersten, des, letztes Duell (Engländer) 254
Reliquie, eine (Napoleons Feldbecher) 257

Zweyter Theil.

Koch, ein distinguirter (Bretschneider) 1
Wien, wie es nicht ist. 5
Fiaker-Anatomie 14
Reise, neue, mahlerische (Stadtgraben) 16
Sonderlinge, drey (Binz, Haselmayer, Kupffer) 18
Kleinod? welch ein (Serveto) 30
Ihn, neuerdings über (St. Germain) 33
Kaiseraugenblau 36
Brentano 37
Schmidl, Michael 38
Ankerberg 39
Mehlgrube 40
Jagd mit Leoparden 41
Gasthäuser, Wiener 41
Titanen-Kampf (Soubiran ꝛc) 48
Wackerbarth 50
Audienz bey Maria Theresia 51
Ligne, De. 61
Müller, Adam 67
Kotzebue 67
Lindenau 68
Kanne 70
Alxinger und Haschka 71
Bretschneider 71
Griffith 72
Sonnenfels 73
Ligne, De, zuletzt 74
Dejeuner, ein (Beethoven, Haslinger ꝛc.) 75
Bäckerwippe 79
Er bey den Herzen (Napoleon) 81
Span 82
Gall 84
Schreyvogel 85
Luca, De 87
Joseph II., bey (Audienz) 88

Kurz 96
Rautenstrauch 97
Mayrhofer 97
Arnstein B. D. 99
Casino 99
Hochgericht 100
Dreyfaltigkeitssäule 100
Zeitungen 102
Quarin 103
Damen=Caroussel (1743) 104
Lever, ein (bey Kaunitz) 107
Thierhetze, eine 114
Sünderinn, eine arme 124
Wienerinnen, die 126
Lachanstalt; was ist es mit ihr? 127
Blanchard 128
Souper, ein (Dichter ꝛc.) 128
Matschakerey 133
Kaunitz zu Pferde 134
Saint=Germain bey den Adepten 136
Allwin, Baron (St. Germains Sohn) 150
Ankündigung, bluttriefende (Hetzzettel) 162
Denis, Erinnerungen 166
Tag, ein, in Wien vor 40 Jahren 171
Buchhandlungen vor ein paar Dutzend Jahren 176
Wien wie es nicht ist. 2tes Alphab. 182
Weißenbach 188
Klopstocks Bruders 189
Gretzmiller 191
Enk 192
Löschenkohl 193
Retzer 194
Casanova dem Mahler, bey. 196
Häuser=Facsimile und noch Etwas 204
Lambecks Commentare 211
Josephsplatz 212
Aufgeboth 1797. 213
Bürgersmann, unser, vor 40 Jahren 216
Caffehhäuser vor etwa 40 Jahren 221
Erzgebirger, für die. 231
Klemm 235
Wähner 235
Keppler 236
Pezzl 237
Berghofer 238
Barth, Dr. 238
Stoll der Sohn 239
Kunsthandlungen vor einigen Decennien 240
Hofbibliothek, in der, vor 170 Jahren 245
Reichstadt, des Herzogs, Anlage in Schönbrun 253
Eugen, an der Tafel des großen. 256
Redacteur, keiner da? 259
Wien, wie es nicht ist: die Umgebungen 263
Fremde, der, in den Vorstädten 266
Ligne, bey De (und Staël) 271
Wiener=Zeitung aus der Zukunft 276
Domestiken, zur Naturgeschichte der 281
Paracelsus in Wien 287

Gedruckt bey A. Pichlers sel. Witwe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

ranz Steckeler
Buchbinderei
4 Höchstädt/Do.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gräffer, Franz,

Kleine Wiener-Memoiren historische Novellen, Genrescenen, Fresken, ... zur Geschichte u. Charakteristik Wiens und der Wiener, in älterer und neuerer Zeit
Bd.: 2 : Mit d. Bildn. Diner du peintre Casanova

Wien 1845

P.o.germ. 516 m-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109603-4